



**Robert Ludlum**

## **Das Jesus Papier**

**scanned by AnyBody  
corrected by eboo**

Das Jesus-Papier erfüllt den Vatikan mit Schrecken. Hitler verfolgt damit grausige Pläne, und Churchill läßt nichts unversucht, es in seinen Besitz zu bringen. Die verzweifelte Suche nach dem hochbrisanten Dokument geht weiter... bis in unsere Tage hinein. Das Jesus-Papier enthüllt die ganze furchtbare Wahrheit: Starb Jesus wirklich am Kreuz?

Zwei feindliche Brüder in einer feindlichen Welt: Ein uraltes Geheimdokument löst eine gnadenlose Jagd durch die Jahrhunderte aus. Wieviele Menschen starben seinetwegen schon eines gewaltsamen Todes?

(Backcover)

ISBN 3-453-01546-0

HEYNE-BUCH Nr. 6044 im Wilhelm Heyne Verlag, München

Originaltitel: THE GEMINI CONTENDERS Deutsche Übersetzung von Heinz Nagel

Copyright © 1976 by Robert Ludlum

Copyright © der deutschen Übersetzung 1982 by Wilhelm Heyne Verlag GmbH & Co. KG, München

Umschlaggestaltung: Atelier Heinrichs & Schütz, München

Gesamtherstellung: Ebner Ulm

**Für Richard Marek, meinen Verleger  
Brillanz im Mantel großen Humors. Einsicht,  
die weit über die Fantasie eines jeden  
Schreibers hinausgeht. Ganz einfach der  
Beste, den es gibt.**

**Und für die reizende Margot, die allem die  
Krönung verleiht.**

# Inhalt

Inhalt.....	3
Erstes Buch.....	4
Prolog.....	4
Teil eins .....	30
Teil zwei.....	98
Teil drei .....	117
Teil vier .....	197
Zweites Buch.....	262
Teil eins .....	262
Teil zwei.....	322
Teil drei .....	412
Teil vier .....	486

# Erstes Buch

## *Prolog*

### 9. DEZEMBER 1939 SALONIKI, GRIECHENLAND

Die Lastkraftwagen quälten sich, einer nach dem anderen, in der Morgendämmerung die steile Straße hinauf. Jeder fuhr, oben angelangt, ein wenig schneller. Die Fahrer drängte es, in die Dunkelheit der nach unten führenden Landstraße, die sich in die Wälder hineinschnitt, zurückzukehren.

Und doch mußten die Fahrer der fünf Lastwagen ihre Besorgnis zügeln. Keiner durfte zulassen, daß sein Fuß von der Bremse glitt oder das Gaspedal zu tief niedertrat. Sie mußten die Augen zusammenkneifen, alle Sinne schärfen, bereit sein für ein plötzliches Anhalten, eine unerwartete Kurve, die vor ihnen aus der Nacht auftauchte.

Es war finster, und die Scheinwerfer waren nicht eingeschaltet. Die Kolonne bewegte sich nur im grauen Licht der griechischen Nacht. Tiefhängende Wolken filterten den schwachen Schein des Mondes.

Die Fahrt war eine Übung in Disziplin. Und Disziplin war diesen Fahrern nicht fremd, auch nicht den Männern, die neben den Fahrern saßen.

Jeder war ein Priester. Ein Mönch. Ein Angehöriger des Xenope-Ordens, der strengsten Mönchsbrüderschaft unter dem Patriarchat Konstantins. Blinder Gehorsam paarte sich mit völliger Selbstsicherheit; sie waren bis zum Augenblick des Todes diszipliniert.

Im vordersten Fahrzeug zog der junge, bärtige Priester seine Kutte aus. Darunter trug er Arbeiterkleidung, ein dickes Hemd und Hosen aus schwerem Stoff. Er rollte die Kutte zusammen und verstaute sie hinter dem hochlehnigen Sitz. Dann meinte er zu dem Fahrer gewandt: »Jetzt sind es höchstens noch

achthundert Meter. Der Weg verläuft gute hundert Meter parallel zur Straße. Das sollte genügen.«

»Wird der Zug dort sein?« fragte der kräftig gebaute Mönch, der Mitte der Vierzig sein mochte, und kniff die Augen in der Finsternis zusammen.

»Ja. Vier Güterwagen und ein Maschinist. Keine Heizer. Auch keine anderen Männer.«

»Dann wirst du schaufeln«, sagte der ältere Priester und lächelte, ein Lächeln, das seine Augen nicht erreichte.

»Ich werde schaufeln«, erwiderte der jüngere Mann ausdruckslos. »Wo ist die Waffe?«

»Im Handschuhkasten.«

Der Priester in Arbeiterkleidung griff nach vorn und löste die Verriegelung am Armaturenbrett. Der Deckel öffnete sich. Dem Fach entnahm er eine schwere, großkalibrige Pistole. Geschickt ließ der Priester das Magazin aus dem Kolben gleiten, überprüfte die Munition, dann schnappte der Ladestreifen wieder zurück. Das metallische Geräusch hatte etwas Endgültiges. »Ein wirksames Instrument. Italienisch, nicht wahr?«

»Ja«, antwortete der ältere Priester, ohne näher darauf einzugehen, sah man von der Trauer ab, die in seiner Stimme mitklang.

»Das paßt. Wahrscheinlich ist das sogar ein Segen.« Der jüngere Mann schob sich die Waffe in den Gürtel. »Du wirst seine Familie verständigen?«

»So hat man es mir befohlen.« Es war offenkundig, daß der Fahrer noch etwas sagen wollte, aber er hielt sich zurück. Stumm spannten seine Hände sich fester um das Steuer, als es notwendig gewesen wäre.

Einen Augenblick lang brach der Mond durch die nächtlichen Wolken und beleuchtete die durch den Wald führende Straße.

»Ich habe als Kind hier gespielt«, sagte der Jüngere. »Ich lief damals in den Wäldern umher und machte mich in den Bächen naß - und dann trocknete ich in den Berghöhlen ab und tat so,

als hätte ich Visionen. Ich war in diesen Bergen glücklich. Unser Herrgott hat es gewollt, daß ich sie wiedersehe. Er ist gnädig. Und freundlich.«

Der Mond verschwand. Die Finsternis wirkte undurchdringlicher als zuvor.

Die Lastwagen bogen in eine weite Kurve nach Westen. Der Wald wurde lichter, und in der Ferne konnte man undeutlich die Umrisse von Telegrafmasten sehen, schwarze Stangen, die sich vor der grauen Nacht abzeichneten. Die Straße führte wieder geradeaus, wurde breiter und vereinigte sich mit einer Lichtung, die von einem Wald zum anderen vielleicht hundert Meter breit war. Eine flache, unfruchtbare Zone von Hügeln und Wäldern. In der Mitte der Lichtung, von der Finsternis dahinter halb verdeckt, stand der Zug.

Unbewegt, aber nicht ohne Bewegung. Aus der Lokomotive kräuselte Rauch in den Nachthimmel.

»In der alten Zeit«, sagte der junge Priester, »haben die Bauern ihre Schafe hierhergetrieben und ihre Ernte hergekarrt. Es ging immer ziemlich durcheinander, hat mein Vater mir erzählt. Dauernd gab es Streit darüber, was wem gehörte. Es gab da lustige Geschichten... Da ist er!«

Der Strahl der Taschenlampe schoß aus der Schwärze heraus. Er kreiste zweimal, dann richtete sich der weiße Lichtkegel auf den letzten Güterwagen. Der Priester in Arbeiterkleidung zog eine dünne Lampe aus der Hemdtasche, hielt sie vor sich und drückte den Knopf exakt zwei Sekunden lang. Der Widerschein von der Windschutzscheibe des Lastwagens beleuchtete kurz den engen Raum. Die Augen des jüngeren Mannes wanderten schnell zum Gesicht seines Mönchsbruders. Er sah, daß sein Begleiter sich auf die Lippen gebissen hatte. Ein dünner Blutfaden rann ihm über das Kinn und versickerte in dem kurzgestutzten grauen Bart.

Es gab keinen Anlaß, sich dazu zu äußern.

»Fahr an den dritten Wagen. Die anderen werden dann wenden und mit Ausladen beginnen.«

»Ich weiß«, sagte der Fahrer ohne Ausdruck. Er drehte das Steuer leicht nach rechts und fuhr auf den genannten Güterwagen zu.

Der Maschinist, er trug einen Overall und eine Mütze aus Ziegenfell, kam auf den Lastwagen zu, als der junge Priester die Tür öffnete und auf den Boden sprang. Die zwei Männer sahen einander an und umarmten sich.

»Ohne deine Kutte siehst du ganz anders aus, Petride. Ich hatte ganz vergessen, wie du aussiehst...«

»Ach, hör auf. Vier Jahre von siebenundzwanzig machen ja nun keinen Unterschied.«

»Wir sehen dich nicht oft genug. Alle in der Familie haben schon darüber gesprochen.« Der Maschinist nahm die großen, schwieligen Hände von den Schultern des Priesters. Der Mond brach durch die Wolken. In seinem Licht konnte man das Gesicht des Zugführers sehen. Es war ein starkes Gesicht, den Fünfig näher als den Vierzig. Das Gesicht eines Mannes, der sich viel im Freien aufhielt und seine Haut dem Wind und der Sonne aussetzte.

»Wie geht es Mutter, Anaxas?«

»Gut. Sie wird mit jedem Monat schwächer, aber sie ist noch recht munter.«

»Und deiner Frau?«

»Sie ist wieder schwanger. Diesmal lacht sie nicht. Sie macht mir Vorwürfe.«

»Das sollte sie auch. Du bist ein lüsterner alter Hund, Bruder. Aber ein treuer Diener der Kirche, wie ich mit Freuden bemerke.« Der Priester lachte.

»Ich werd' ihr sagen, daß du das gesagt hast«, sagte der Maschinist. Er feixte.

Einen Augenblick lang herrschte Schweigen, ehe der junge Mann Antwort gab. »Ja, sag es ihr.«

Er wandte sich um, um zu sehen, was sich bei dem Güterwagen tat. Die Ladetüren waren inzwischen geöffnet worden. In ihrem Inneren hatte man Laternen aufgehängt,

deren gedämpftes Licht für das Packen ausreichte, aber nicht hell genug war, um draußen aufzufallen. Die mit Kutten bekleideten Priester liefen schnell zwischen den Lastwagen und den Türen hin und her. Sie trugen Kisten, Behälter aus schwerem Karton mit Holzrahmen. Auf jeder Kiste waren deutlich das Kruzifix und die Dornen des Xenope-Ordens zu erkennen.

»Sind das die Lebensmittel?« erkundigte sich der Maschinist.

»Ja«, antwortete sein Bruder. »Obst, Gemüse, Dörrfleisch, Getreide. Die Grenzstreifen werden zufrieden sein.«

»Wohin dann?« Es war nicht erforderlich, deutlicher zu werden.

»Dieses Fahrzeug. Im Mittelteil des Wagens unter Tabaknetzen. Hast du die Späher aufgestellt?«

»Auf den Gleisen und der Straße, in beiden Richtungen auf fast zwei Kilometer. Keine Sorge. An einem Sonntagmorgen haben vor Tagesanbruch nur Priester wie ihr und Novizen etwas zu tun oder Anlaß, unterwegs zu sein.«

Der junge Priester sah zu dem vierten Güterwagen hinüber. Die Arbeit machte schnelle Fortschritte: Die Kisten wurden bereits im Wageninneren aufgestapelt. Der Mönch, sein Fahrer, blieb kurz im gedämpften Licht der Ladetür stehen. Er hielt einen Karton mit beiden Händen. Er wechselte Blicke mit dem jüngeren Mann und zwang sich dann, in die andere Richtung zu sehen, wieder auf den Karton, den er in den Güterwagen hinaufstemmte.

Pater Petride wandte sich seinem Bruder zu. »Als du den Zug übernimmst, hast du da mit jemandem gesprochen?«

»Nur mit dem Abfertigungsbeamten. Wir haben miteinander schwarzen Tee getrunken.«

»Was hat er gesagt?«

»Hauptsächlich Worte, mit denen ich dich beleidigen würde. Auf seinen Papieren stand, daß die Wagen von den Patres von Xenope auf dem Ladehof beladen werden sollen. Er hat keine Fragen gestellt.«

Pater Petride sah zu dem zweiten Güterwagen hinüber, der zu seiner Rechten stand. In wenigen Minuten würde alles fertig sein. Dann würden sie sich um den dritten Wagen kümmern können. »Wer hat die Lokomotive vorbereitet?«

»Heizer und Mechaniker. Gestern nachmittag. In den Befehlen stand, es handle sich um eine Ersatzmaschine. Das ist normal. Es gibt die ganze Zeit Defekte am fahrenden Gerät. In Italien lachen sie über uns... Natürlich habe ich selbst vor ein paar Stunden alles überprüft.«

»Könnte es sein, daß der Abfertigungsbeamte Anlaß haben könnte, den Ladehof anzurufen, wo wir angeblich die Wagen beladen?«

»Er schlief oder war zumindest beinahe eingeschlafen, als ich seinen Turm verließ. Der Plan der Morgenschicht setzt erst« - der Maschinist blickte zu dem grauschwarzen Himmel auf - »er fängt erst in höchstens einer Stunde an. Er hat wirklich keinen Anlaß, jemanden anzurufen, es sei denn, im Radio würde ein Unfall gemeldet.«

»Man hat die Drähte kurzgeschlossen - Wasser in einem Sicherungskasten«, sagte der Priester schnell, als führte er ein Selbstgespräch.

»Warum?«

»Für den Fall, daß du Probleme gehabt hättest. Du hast wirklich mit sonst niemandem gesprochen?«

»Nein, wirklich, nicht einmal mit einem Landstreicher. Ich hab' mir jeden Wagen angesehen, um sicherzugehen, daß sich keine versteckt haben.«

»Du hast inzwischen unseren Zeitplan studiert. Was meinst du?«

Der Eisenbahner pfiff leise und schüttelte den Kopf. »Ich glaube, ich staune, mein Bruder. Kann man so viel - so arrangieren?«

»Die Arrangements sind erledigt. Ich meine, wegen der Zeit? Das ist es, worauf es jetzt ankommt.«

»Wenn es keine Gleisschäden gibt, läßt sich die Geschwindigkeit einhalten. Die Grenzpolizisten in Bitola sind bestechlich, und ein griechischer Frachtzug in Banja Luka ist ein gefundenes Fressen. In Sarajevo oder Zagreb werden wir keine Schwierigkeiten bekommen. Die interessieren sich für größere Fische als Lebensmittel für die Religiösen.«

»Ich meine den Zeitplan, nicht die Schmiergelder.«

»Das kostet Zeit. Man muß feilschen.«

»Nur dann, wenn es Argwohn erwecken würde, nicht zu feilschen. Können wir Monfalcone in drei Nächten erreichen?«

»Wenn deine Arrangements erfolgreich sind, ja. Wenn wir Zeit verlieren, könnten wir das untertags ausgleichen.«

»Nur als letzte Zuflucht. Wir fahren nachts.«

»Du bist hartnäckig.«

»Wir sind vorsichtig.« Wieder sah der Priester weg. Die Waggons 1 und 2 waren sicher, der vierte würde im Laufe der nächsten Minute beladen und bepackt sein. Er wandte sich wieder seinem Bruder zu. »Glaubt die Familie, daß du einen Güterzug nach Korinth bringst?«

»Ja. Nach Navpaktos. Zu den Docks an der Meerenge von Patrai. Sie erwarten mich in frühestens einer Woche zurück.«

»In Patrai wird gestreikt. Die Gewerkschaften sind verärgert. Wenn du ein paar Tage länger bliebest, würden sie das verstehen.«

Anaxas musterte seinen Bruder scharf. Er schien verblüfft, wieviel der junge Priester über weltliche Dinge wußte. Seine Antwort kam zögernd. »Ja, sie würden das verstehen. Deine Schwägerin würde es verstehen.«

»Gut.« Die Mönche hatten sich neben Petrides Lastwagen versammelt und warteten auf Anweisungen. »Ich komme gleich zur Lokomotive.«

»Geht in Ordnung«, sagte der Eisenbahner und entfernte sich nach einem Blick auf die Priester.

Pater Petride zog die kleine Lampe aus der Hemdtasche und ging in der Dunkelheit auf die anderen Mönche zu. Er suchte

den kräftig gebauten Mann heraus, der ihn gefahren hatte. Der Mönch begriff und trat ein paar Schritte beiseite, schloß sich Petride neben dem Fahrzeug an.

»Wir sprechen jetzt das letztmal«, sagte der junge Priester.

»Möge der Segen Gottes...«

»Bitte«, unterbrach Petride, »dafür ist jetzt keine Zeit. Du mußt dir jeden Schritt, den wir heute nacht hier tun, ganz genau einprägen. Alles. Es muß exakt wiederholt werden.«

»Das wird es. Dieselben Straßen, dieselbe Reihenfolge der Lastwagen, dieselben Fahrer, identische Papiere für den Grenzübergang nach Monfalcone. Nichts wird sich ändern, nur daß einer von uns fehlen wird.«

»So ist es der Wille Gottes. Zum größeren Ruhme Gottes. Das ist ein Privileg, dessen ich unwürdig bin.«

Die Ladeklappe des Lastwagens war mit zwei Vorhängeschlössern abgesperrt. Petride hatte einen Schlüssel, sein Fahrer den anderen. Gemeinsam steckten sie die Schlüssel in die Schlösser. Die Schlösser sprangen auf. Petride und der junge Priester hoben sie aus den stählernen Krampen, klappten diese nach oben und öffneten die Tür. Ganz oben an der Ladeluke hing eine Laterne.

Im Inneren des Wagens standen die Kisten mit dem Zeichen des Kruzifixes und der Dornen auf den Brettern. Die Mönche begannen sie herauszuholen, wobei sie sich wie Tänzer bewegten - ihre Kutten schienen in dem gespenstischen Licht zu fließen. Sie trugen die Kisten zur Ladetür des dritten Güterwagens. Zwei Männer sprangen in den Güterwagen und begannen, am hinteren Ende die Kisten aufzustapeln.

Einige Minuten später war der Lastwagen zur Hälfte entladen. In der Mitte der Ladebrücke, etwas von den Kartons entfernt, die sie umgaben, stand eine einzelne Kiste, die mit schwarzem Tuch verhängt war. Sie war etwas größer als die Lebensmittelkisten und nicht von rechteckiger Form. Es handelte sich vielmehr um einen Würfel: neunzig Zentimeter hoch, neunzig Zentimeter breit und neunzig Zentimeter tief.

Die Priester sammelten sich im Halbkreis vor der offenen Ladetür des Lastwagens. Das Mondlicht mischte sich in den gelben Schein der Laterne. Der Effekt der seltsamen Beleuchtung, der an eine Höhle erinnernde Lastwagen und die mit Kutten bekleideten Gestalten ließen Pater Petride an eine Katakombe tief unter der Erde denken, eine Katakombe, die die echten Kreuzreliquien enthielt.

Die Wirklichkeit unterschied sich davon nicht sehr. Nur daß das, was in der stählernen Box eingeschlossen war - denn um eine solche handelte es sich -, unendlich bedeutungsvoller als das versteinerte Holz des Kruzifixes war.

Einige der Mönche hatten die Augen im Gebet geschlossen, andere starrten die mit dem schwarzen Tuch verhängte Kassette an, von der Anwesenheit des heiligen Gegenstandes gleichsam versteinert. Sie hatten aufgehört zu denken, und ihr Glaube bezog seine Nahrung von dem, was sie in der sargähnlichen Kiste glaubten, die selbst eine Art Katafalk war.

Petride beobachtete sie. Er hatte das Gefühl, nicht zu ihnen zu gehören, und das war, wie es sein sollte. Seine Gedanken galten einem Ereignis, das nur Stunden in seiner Vergangenheit zu liegen schien, obgleich es doch in Wirklichkeit sechs Wochen waren. Man hatte ihn von den Feldern hereinbeordert und in die weißen Steingemächer des Kirchenältesten von Xenope geführt. Man hatte ihn zu ihrem Heiligen Vater gebracht. Mit dem alten Prälaten befand sich noch ein weiterer Priester im Raum, sonst niemand.

»Petride Dakakos«, hatte der heilige Mann hinter seinem dicken, hölzernen Tisch begonnen, »man hat dich unter all den anderen in Xenope für die schwierigste Aufgabe deiner Existenz ausgewählt. Zum größeren Ruhme Gottes und zur Bewahrung der christlichen Vernunft.«

Der zweite Priester war vorgestellt worden, ein asketisch aussehender Mann mit großen, durchdringenden Augen. Er sprach langsam und präzise: »Wir sind die Hüter einer Grabkammer, eines Sarkophags, wenn du so willst, der über fünfzehnhundert Jahre tief in der Erde verschlossen ruhte. In

jener Kammer befinden sich Dokumente, die die christliche Welt zum Einsturz bringen könnten, so verheerend sind diese Schriften. Sie sind der allerletzte Beweis unseres geheiligten Glaubens, und doch, würden sie bekannt werden, so würde das eine Religion gegen die andere treiben, eine Sekte gegen die andere, ganze Völker würden gegeneinander aufstehen. In einem heiligen Krieg... Der deutsche Konflikt beginnt sich auszubreiten. Die Schatzkammer muß aus Griechenland herausgebracht werden, denn Gerüchte um ihre Existenz sind seit Jahrzehnten im Umlauf. Die Suche danach würde ebenso gründlich sein wie die Jagd nach Mikroben. Es sind Vorkehrungen getroffen, um diesen Schatz an einen Ort zu bringen, wo niemand ihn finden wird. Ich sollte vielleicht sagen, der größte Teil der Vorkehrungen ist getroffen. Du bist der letzte Baustein.«

Man hatte ihm die Reise erklärt. Die Vorkehrungen. In all ihrem Glanz. Und ihrem Schrecken.

»Du wirst nur mit einem Mann in Verbindung sein: Savarone Fontini-Cristi, ein großer Padrone von Norditalien, der auf den weiten Ländereien von Campo di Fiori lebt. Ich selbst bin dorthin gereist und habe mit ihm gesprochen. Er ist ein außergewöhnlicher Mann, von einer Integrität ohnegleichen und der Sache der Freiheit in höchstem Maße ergeben.«

»Gehört er der römischen Kirche an?« hatte Petride ungläubig gefragt.

»Er gehört keiner Kirche an und doch allen Kirchen. Er ist eine starke Kraft für Männer, die für sich selbst denken wollen. Er ist der Freund des Xenope-Ordens. Er wird den Schatz verbergen - du und er ganz allein. Und dann wirst du... Aber dazu kommen wir später. Für dich ist es ein großes Privileg unter den Menschen.«

»Ich bin meinem Gott dankbar.«

»Das solltest du auch, mein Sohn«, sagte der Heilige Vater von Xenope und starrte ihn an. »Wir wissen, daß du einen Bruder hast. Er ist Maschinist bei der Eisenbahn.«

»So ist es.«

»Vertraust du ihm?«

»Mit meinem ganzen Leben. Er ist der beste Mann, den ich kenne.«

»Du sollst in die Augen des Herrn blicken«, sagte der Heilige Vater, »und du wirst nicht schwanken. In Seinen Augen wirst du die vollkommene Gnade finden.«

»Ich danke meinem Gott«, sagte Petride noch einmal.

Er schüttelte den Kopf und blinzelte, verdrängte die Reflexionen aus seinem Bewußtsein. Die Priester standen immer noch reglos neben dem Lastwagen. Geflüsterte Gesänge klangen in der Finsternis von sich schnell bewegenden Lippen zu ihm herüber.

Jetzt war nicht die Zeit zur Meditation oder zum Gebet. Jetzt war für nichts Zeit, nur für schnelle Bewegung - um die Befehle des Xenope-Ordens auszuführen. Petride schob mit einer leichten Handbewegung die Priester vor sich auseinander und sprang auf den Lastwagen. Er wußte, weshalb man ihn ausgewählt hatte. Er war zu solcher Härte fähig. Der Heilige Vater von Xenope hatte ihm das eindeutig klargemacht.

Es war eine Zeit für Männer wie ihn.

Mochte Gott ihm verzeihen.

»Kommt«, sagte er mit leiser Stimme zu den anderen, die unten warteten. »Ich brauche Hilfe.«

Die dem Lastwagen am nächsten stehenden Mönche sahen einander unsicher an. Dann stiegen hintereinander fünf Männer auf die Ladebrücke.

Petride entfernte das schwarze Tuch, das den Schatz bedeckte. Darunter war das heilige Gefäß in dicke Wellpappe und einen hölzernen Rahmen gehüllt, und die aufgepinselten Symbole von Xenope ähnelten, abgesehen von der Größe und Form, denen auf all den anderen Kisten. Aber damit hörte die Ähnlichkeit auf. Es bedurfte sechs starker Rücken, die sich alle die größte Mühe geben mußten, um den Behälter an den Rand der Ladebrücke zu schieben und zu zerren und dann hinüber in den Güterwagen zu befördern.

Kaum war die schwere Kiste an Ort und Stelle, als wieder die an Tanz erinnernde Aktivität begann. Petride blieb in dem Güterwagen und ordnete Kisten so an, daß sie den heiligen Gegenstand verbargen, ihn als einen unter vielen erscheinen ließen. Nichts Ungewöhnliches, nichts, das einem ins Auge fiel.

Endlich war der Güterwagen voll. Petride zog die Türen zu und legte das eiserne Vorhängeschloß ein. Er sah auf das Radiumzifferblatt seiner Armbanduhr. Sie hatten acht Minuten und dreißig Sekunden gebraucht.

Das mußte sein, dachte er, und doch ärgerte es ihn: Seine Priesterkollegen knieten auf dem Boden nieder. Ein junger Mann - jünger als er, ein kräftig gebauter Serbokroate, der gerade erst seine Novizenzeit abgeschlossen hatte - konnte nicht an sich halten. Während ihm die Tränen über die Wangen rannen, begann der junge Priester den Gesang von Nicaea. Die anderen stimmten ein, und auch Petride kniete nieder, so wie er war in seiner Arbeitskleidung, und lauschte den heiligen Worten.

Doch er sprach sie nicht. Dafür war keine Zeit. Begriffen die das denn nicht?

Was geschah da mit ihnen? Um den Geist von den heiligen Gesängen abzulenken, griff er unter sein Hemd und betastete den Lederbeutel, der ihm um die Brust geschnallt war. In dieser dünnen und dennoch unbequemen Tasche waren die Befehle, die ihn über Hunderte von Kilometern Unsicherheit führen würden. Siebenundzwanzig Blätter Papier. Die Tasche war sicher; die Riemen schnitten ihm in die Haut.

Als das Gebet beendet war, erhoben sich die Priester von Xenope stumm. Petride stand vor ihnen, und jetzt trat einer nach dem anderen auf ihn zu, umarmte ihn und hielt ihn in Liebe umfassen. Der letzte war sein Fahrer, sein bester Freund im ganzen Orden. Die Tränen, die in seinen Augenwinkeln standen und über sein kräftiges Gesicht rollten, sagten alles, was es zu sagen gab.

Die Mönche liefen zu den Lastwagen zurück. Petride rannte zum vorderen Ende des Zuges und stieg auf die Lokomotive. Er

nickte seinem Bruder zu, worauf dieser an seinen Hebeln und Drehrädern zu hantieren begann. Mahlende Geräusche von Metall auf Metall erfüllten die Nacht.

Binnen weniger Minuten rollte der Güterzug mit hoher Geschwindigkeit dahin. Die Reise hatte begonnen. Die Reise zum größeren Ruhm eines allmächtigen Gottes.

Petride hielt sich an einer Eisenstange fest, die aus der Wand herausragte. Er schloß die Augen und genoß es, wie das hämmernde Vibrieren und der pfeifende Wind seine Gedanken betäubten - und seine Ängste.

Als er die Augen aufschlug - ganz kurz -, sah er, wie sein Bruder sich aus dem Fenster hinauslehnte, die kräftige rechte Hand am Fahrhebel, den Blick starr auf die Gleise vor ihnen gerichtet.

Anaxas der Starke nannten ihn alle. Aber Anaxas war mehr als nur stark; er war gut. Als ihr Vater starb, war es Anaxas, der in die Docks gegangen war - ein hünenhafter Junge von dreizehn Jahren - und die langen, harten Schichten gearbeitet hatte, die ausgewachsene Männer in die Erschöpfung trieben. Das Geld, das Anaxas nach Hause brachte, hielt sie alle zusammen, ermöglichte es seinen Brüdern und Schwestern, sich eine geeignete Schule auszuwählen, und ein Bruder erhielt noch mehr. Nicht um der Familie, sondern um des größeren Ruhmes Gottes willen.

Der Herrgott erprobte die Menschen. Und Er erprobte sie jetzt.

Petride beugte den Kopf, und die Worte brannten sich in sein Gehirn ein und kamen in einem Flüstern aus seinem Mund, das keiner hören konnte.

Ich glaube an den einen Gott, den Allmächtigen Vater, Schöpfer aller Dinge, seien sie sichtbar oder unsichtbar, und an einen Herrn, Jesus Christus, Lehrer, Sohn Gottes, einziges Kind des Vaters. Gott Gottes, Licht des Lichtes, erzeugt, nicht geschaffen...!

Sie erreichten die Ausläufer von Edhessa. Unsichtbare, unbefugte Hände legten eine Weiche um, und der Güterzug

von Saloniki polterte in die nördliche Finsternis. Die jugoslawische Grenzpolizei in Bitola war ebenso stark an griechischen Nachrichten wie an griechischer Bestechung interessiert. Der Konflikt im Norden griff schnell um sich, die Heere Hitlers waren Armeen von Wahnsinnigen. Und als nächstes würde der Balkan fallen, jeder sagte das. Und die Italiener, auf die sich nie jemand verlassen konnte, erfüllten die Piazzas und hörten dem Kriegsgeschrei zu, das der wahnsinnige Mussolini und seine geckenhaften Fascisti verbreiteten. Überall sprach man von Invasion.

Die Slawen nahmen einige Kisten mit Obst an - das Obst von Xenope war das beste in ganz Griechenland - und wünschten Anaxas mehr Glück, als sie glaubten, daß er haben würde, besonders, da sein Reiseziel im Norden lag.

In der zweiten Nacht jagte der Zug nach Norden, bis Mitrovica erreicht war. Der Xenope-Orden hatte gute Arbeit geleistet: Ein Schienenstrang, auf dem kein Zug eingeteilt war, wurde freigegeben, und der Güterzug von Saloniki rollte nach Osten weiter nach Sarajevo, wo ein Mann aus den Schatten hervortrat und mit Petride sprach.

»In zwölf Minuten wird die Weiche umgestellt. Sie fahren dann nach Norden, nach Banja Luka. Tagsüber bleiben Sie auf dem Güterbahnhof. Er ist sehr überfüllt. Bei Einbruch der Nacht wird man mit Ihnen Verbindung aufnehmen.«

Auf dem überfüllten Güterbahnhof von Banja Luka kam Punkt Viertel nach sechs Uhr abends ein Mann, der mit einem Overall bekleidet war, auf sie zu. »Sie haben gute Arbeit getan«, sagte er zu Petride. »Nach den Laufplänen des Einsatzbeamten existieren Sie nicht.«

Um sechs Uhr fünfunddreißig wurde ein Signal gegeben. Eine weitere Weiche wurde gestellt, und der Zug von Saloniki rollte auf die Gleise nach Zagreb.

Um Mitternacht - sie hatten inzwischen das Bahnhofsgelände von Zagreb erreicht - überreichte ein anderer Mann, der wieder aus den Schatten hervortrat, Petride einen langen Umschlag. »Das sind die Papiere. Das Ministro di Viaggio des Duce hat sie

unterzeichnet. In den Papieren steht, daß Ihr Zug zur venezianischen Ferrovia gehört. Das ist der ganze Stolz Mussolinis. Niemand hält einen solchen Zug an. Sie machen halt in der Station Sezana und gehen dann auf die Ferrovia aus Triest. Die Grenzpatrouillen von Monfalcone werden Ihnen keine Schwierigkeiten machen.«

Drei Stunden später warteten sie auf den Gleisen von Sezana, und ihre schwere Lokomotive dampfte leise vor sich hin. Petride saß auf der Einsteigtreppe und sah Anaxas zu, wie er an den Ventilen und Hebeln hantierte.

»Du bist wirklich bemerkenswert«, sagte er und meinte das Kompliment ganz wörtlich.

»Das ist nur ein kleines Talent«, erwiderte Anaxas. »Man braucht keine besondere Ausbildung dazu, man muß es nur immer wieder tun.«

»Ich finde, das ist ein hervorragendes Talent. Ich könnte das nie.«

Sein Bruder blickte zu ihm hinunter. Der rote Widerschein des Kohlenfeuers beleuchtete sein breites Gesicht mit den weit auseinanderliegenden Augen, die so fest und so stark und doch so freundlich blickten. Er war ein Bulle von einem Mann, dieser Bruder. Ein anständiger Mann.

»Du würdest alles fertigbringen«, sagte Anaxas ein wenig verlegen. »Du hast den Kopf für Gedanken und Worte, die weit über das hinausgehen, was ich verstehe.«

»Das ist Unsinn.« Petride lachte. »Es hat einmal eine Zeit gegeben, da hast du mir den Hintern versohlt und mir gesagt, ich sollte mit mehr Verstand an meine Arbeit herangehen.«

»Da warst du jung, das ist viele Jahre her. Du hast dich um deine Bücher gekümmert. Du warst besser, als man es für die Ladehöfe braucht, also bist du auch herausgekommen.«

»Nur deinetwegen, mein Bruder.«

»Ruh dich aus, Petride. Wir müssen uns beide ausruhen.«

Sie hatten nichts mehr gemeinsam, und der Grund, daß sie nichts gemeinsam hatten, war Anaxas' Güte und Großzügigkeit.

Der ältere Bruder hatte dem jüngeren die Mittel zur Flucht geboten, die Mittel, über den hinauszuwachsen, der sie ihm geliefert hatte - bis sie nichts mehr gemeinsam hatten. Was diese Realität unerträglich machte, war, daß Anaxas der Starke diesen Abgrund, der zwischen ihnen lag, jetzt verstand. In Bitola und Banja Luka hatte er auch darauf bestanden, daß sie sich ausruhten, daß sie nicht redeten. Sobald sie einmal in Monfalcone die Grenze überschritten hatten, würden sie nur noch wenig Schlaf finden. In Italien würde es überhaupt keinen Schlaf geben.

Der Herrgott stellte sie auf die Probe.

In dem Schweigen, das zwischen ihnen lag, in der offenen Kabine, über sich den schwarzen Himmel, unter sich den dunklen Boden, um sich die Nacht, die das unablässige Zischen der Maschine in sich aufnahm, empfand Petride etwas Seltsames, so als wäre alles Denken und alles Empfinden in ihm angehalten worden. Er dachte und empfand so, als untersuchte er die Empfindungen eines anderen aus der Ferne, von einem isolierten Punkt aus, als blickte er durch ein Mikroskop auf ihn hinunter. Und dann begann er über den Mann nachzudenken, dem er in den italienischen Alpen begegnen würde. Den Mann, der dem Xenope-Orden die komplizierten Transportpläne durch Norditalien beschafft hatte. Die sich ausdehnenden Kreise inmitten anderer Kreise, die unaufhaltsam über die Schweizer Grenze führten, dies auf eine Art, die sicherstellte, daß sie auch nicht die winzigste Spur hinterließen.

Savarone Fontini-Cristi hieß er. Sein Anwesen nannte sich Campo di Fiori. Die Ältestenpriester von Xenope sagten, die Fontini-Cristis seien die mächtigste Familie in ganz Italien nördlich von Venedig, möglicherweise sogar die Reichsten nördlich von Rom. Diese Macht und dieser Wohlstand wurden sicherlich von den siebenundzwanzig einzelnen Papieren bestätigt, die Petride in dem Lederbeutel trug, den er sich so sicher um die Brust geschnallt hatte. Wer, wenn nicht ein außergewöhnlich einflußreicher Mann, hätte sie liefern können? Und wie waren die Ältestenpriester an ihn herangetreten? Mit

welchen Mitteln? Und warum bot ein Mann namens Fontini-Cristi, dessen Ursprünge sicher in die römische Kirche zurückführten, dem Xenope-Orden solche Unterstützung an?

Die Antworten auf diese Fragen waren nicht seine Sache, aber dennoch brannten die Fragen. Er wußte, was in der eisernen Kassette in dem dritten Güterwagen verschlossen lag. Es war mehr, als seine Priesterbrüder glaubten.

Viel mehr.

Ihm hatten es die Ältestenpriester gesagt, damit er verstehen konnte. Das war das Allerheiligste aller zwingenden Motive, die es ihm erlauben würden, ohne Zweifel oder Zögern ins Antlitz Gottes zu sehen. Und diese Bestätigung brauchte er.

Er griff unbewußt unter das grobe Hemd und betastete den Beutel, den er dort trug. Dort, wo die Riemen scheuerten, war seine Haut geschwollen und würden ohne Zweifel bald eine Infektion herbeiführen. Aber erst wenn die siebenundzwanzig Papiere ihren Zweck erfüllt hatten. Und dann hatte es nichts mehr zu sagen.

Plötzlich konnten sie einen knappen Kilometer entfernt auf dem nördlichen Gleis die Ferrovia von Venedig aus Triest erkennen. Der Kontaktmann von Sezana rannte aus seinem Stellwerksturm und forderte sie auf, sofort loszufahren.

Anaxas heizte den Kessel der träge vor sich hin dampfenden Lokomotive so schnell wie möglich auf und gab dann Dampf auf die Kessel. Jetzt rasten sie auf Monfalcone zu.

Die Grenzposten akzeptierten den Umschlag und gaben ihn an ihren Vorgesetzten weiter. Der Offizier schrie den stummen Anaxas so laut er konnte an, er solle für mehr Dampf sorgen. Weiterfahren. Der Güterzug gehörte zur Ferrovia. Der Maschinist sollte sich gefälligst beeilen.

Der Wahnsinn begann in Lagnago, wo Petride dem dortigen Fahrdienstleiter das erste von Fontini-Cristis Papieren gab. Der Mann wurde bleich und wurde zum beflissensten Beamten, den man sich vorstellen konnte. Der Priester bemerkte, wie der Mann seine Augen musterte und versuchte, das Maß an Autorität zu ergründen, das Petride repräsentierte.

Denn die Strategie, die Fontini-Cristi entwickelt hatte, war brillant. Ihre Stärke lag in ihrer Einfachheit. Die Macht, die sie über Menschen hatte, beruhte auf Furcht - der Drohung sofortiger Repressalien seitens des Staates.

Der griechische Güterzug war überhaupt kein griechischer Güterzug. Er war einer der höchst geheimen Ermittlungszüge, wie sie das Transportministerium von Rom ausschickte, die Generalinspektion des italienischen Eisenbahnsystems. Solche Züge rollten im ganzen Land über die Gleise, besetzt von Beamten mit dem Auftrag, den gesamten Eisenbahnbetrieb zu untersuchen und zu bewerten und Berichte zu liefern, von denen man behauptete, daß Mussolini selbst sie las.

Die Welt machte Witze über die Eisenbahnen des Duce, aber hinter dieser Heiterkeit lag Respekt. Das italienische Eisenbahnsystem war das beste in Europa. Seine Effizienz beruhte auf den ehrwürdigen Methoden des faschistischen Staates: geheime Leistungsbeurteilung, die von unbekannten Ermittlungsbeamten erstellt wurde. Der Lebensunterhalt eines Mannes - oder der Verlust seines Arbeitsplatzes - hing vom Urteil der Esaminatori ab. Beförderungen, Zurückstufungen und Entlassungen waren häufig das Resultat einiger kurzer Augenblicke der Beobachtung. So war es kein Wunder, daß, wenn ein Esaminatore sich einmal zu erkennen gab, er mit absoluter Unterstützung und strenger Vertraulichkeit rechnen konnte.

Der Güterzug von Saloniki war jetzt ein italienischer Zug, sozusagen vom Siegel Roms geschützt. Seine Bewegungen unterlagen jetzt nur noch den Bewilligungen, die in den Papieren enthalten waren, welche die Fahrdienstleiter erhielten. Und die Befehle in diesen Papieren waren bizarr genug, um dem Kopf des Duce selbst entsprungen zu sein.

Die komplizierte Route mit ihren zahlreichen Umwegen begann. Die Städte und Dörfer flogen an ihnen vorbei - San Giorgio, Latisana, Motta di Levenza. Der Zug aus Saloniki reihte sich immer hinter italienischen Güterwagen und Personenzügen auf die Gleise ein. Treviso, Montebelluna und

Vicenza. Nach Westen, nach Desenzano am Lago di Garda, dann nordwärts nach Bergamo und Osnago.

Es gab nur angsterfüllte Kooperation. Überall. Als sie Como erreichten, endete die Kreisfahrt, und der Spurt begann. Sie überquerten die Schweizer Grenze bei Chiasso und erreichten Lugano, wo der Güterzug aus Saloniki seine ursprüngliche Identität bekam, nur mit einer kleinen Änderung.

Diese Änderung wurde durch die zweiundzwanzigste Bestätigung in Petrides Tasche bestimmt. Fontini-Cristi hatte erneut die einfache Erklärung geliefert: Die Schweizer internationale Hilfskommission in Genf hatte der Ostkirche die Erlaubnis erwirkt, die Grenzen zu überschreiten und ihren Zufluchtsort am Rande des Val de Gressoney zu beliefern. Damit sollte dem Umstand Rechnung getragen werden, daß die Grenzen für solche Versorgungszüge bald geschlossen würden. Der Krieg zwang immer mehr in seinen Griff. Bald würde es überhaupt keine Züge mehr vom Balkan oder aus Griechenland geben.

Von Lugano aus rollte der Güterzug gen Norden über Bellinzona, Biasca und Airolo nach Andermatt. Es war Nacht. Sie würden abwarten, bis der Bahnhofsbetrieb eingestellt wurde. Ein Mann würde dann zu ihnen kommen und ihnen bestätigen, daß jemand eine weitere Weiche umgelegt hatte. Dann würden sie ihre lange Fahrt nach Süden fortsetzen, in die italienischen Alpen des Aosta-Tals.

Zehn Minuten vor neun tauchte in der Ferne ein Eisenbahner auf, rannte aus dem Schatten über das Bahnhofsgelände. Die letzten hundert Meter wurde er immer schneller und hob seine Stimme.

»Schnell! Die Weiche nach Realp ist gestellt. Sie dürfen keine Zeit vergeuden! Die Weiche ist mit der Hauptleitung verbunden, man könnte sie entdecken. Fahren Sie!«

Wieder ging Anaxas daran, den Kesseldruck aufzubauen und die mächtige Maschine in Bewegung zu setzen, und wieder stürzte sich der Zug in die Finsternis.

Das Signal würde in den Bergen kommen, weit oben, in der Nähe eines Alpenpasses. Niemand wußte genau, wo.

Nur Savarone Fontini-Cristi.

Leichter Schneefall hatte eingesetzt und bedeckte die vom Mondlicht beschienene Erde mit einer dünnen Alabasterschicht. Sie rollten durch Tunnels, die aus dem Felsgestein geschlagen waren, schwangen sich an den Bergflanken entlang durch Westen, unter sich zur Rechten drohend die steilen Abgründe. Es war viel kälter geworden. Petride hatte das nicht erwartet; er hatte überhaupt nicht an die Temperaturen gedacht. Schnee und Eis. Die Schienen waren mit Eis bedeckt.

Sie fuhren über Brig nach Sierre und Martigny; es wurde Tag und wieder Nacht. Sie näherten sich St. Bernhard, der italienischen Grenze. Ungehindert erreichten sie wieder italienischen Boden. Sie rasten weiter nach Aosta und kamen durch Châtillon. Der junge Priester spähte durch die Sichtluke nach vorn und sah, wie der fallende Schnee im Scheinwerferbalken des Zuges tanzte. Er lehnte sich hinaus; er konnte nur die riesigen Bäume sehen, die sich in der Dunkelheit auftürmten.

Wo war er? Wo war der italienische Padrone Fontini-Cristi? Ob er es sich anders überlegt hatte? Barmherziger Gott, das durfte nicht sein! Er durfte solche Gedanken überhaupt nicht zu Ende denken. Was sie in jener heiligen Kassette mit sich trugen, konnte die Welt ins Chaos stürzen. Der Italiener wußte das; das Patriarchat hatte volles Vertrauen zu dem Padrone...

Petrides Schädel schmerzte, die Schläfen pochten. Er saß auf der Metalltreppe des Tenders. Er mußte sich zusammenreißen. Er blickte auf das Leuchtzifferblatt seiner Uhr. Barmherziger Gott. Sie waren zu weit gefahren! In einer halben Stunde würden sie die Berge verlassen!

»Da ist ein Signal!« schrie Anaxas.

Petride sprang auf und beugte sich hinaus. Sein Puls jagte, seine Hände zitterten, als er sich an der zum Dach führenden Leiter festhielt. Vor ihnen, auf den Gleisen, höchstens einen halben Kilometer entfernt, wurde eine Laterne gehoben und

wieder gesenkt, und ihr Licht flackerte im beständig fallenden Schnee.

Anaxas bremste. Ein Stöhnen entrang sich dem stählernen Leib der Lokomotive. In der vom Mondlicht und dem Schnee erleuchteten Ferne, vom Scheinwerfer der Lokomotive erfaßt, sah Petride in einer kleinen Lichtung neben den Gleisen einen Mann neben einem seltsam geformten Fahrzeug stehen. Der Mann trug schwere Kleidung und Kragen und Kappe aus Pelz. Das Fahrzeug war ein Lastwagen und doch keiner. Seine Hinterräder waren viel größer als die vorn, als gehörten sie zu einem Traktor. Und doch war die Motorhaube vor der Windschutzscheibe nicht die eines Lastwagens und auch nicht die eines Traktors. Sie erinnerte an etwas anderes.

Was war das?

Und dann wußte Petride es und mußte unwillkürlich lächeln. Er hatte in den letzten vier Tagen Hunderte solcher Gegenstände gesehen. Vorn an der Motorhaube des seltsamen Fahrzeuges war eine vertikal bewegliche Ladebühne angebracht.

Fontini-Cristi war ebenso findig wie die Mönche des Xenope-Ordens. Aber das wußte er eigentlich schon aus den Papieren, die er in dem ledernen Beutel auf der Brust trug.

»Sind Sie der Xenope-Priester?« Savarone Fontini-Cristis Stimme war tief, aristokratisch und sehr befehlsgewohnt. Er war ein hochgewachsener Mann, unter seiner Alpenkleidung schlank, mit großen, durchdringenden Augen, die tief in den raubvogelhaft geschnittenen Zügen seines Gesichts lagen. Und er war viel älter, als Petride angenommen hatte.

»Der bin ich, Signore«, sagte Petride und kletterte nach unten in den Schnee.

»Sie sind sehr jung. Die heiligen Männer haben Ihnen eine furchtbare Verantwortung aufgebürdet.«

»Ich spreche die Sprache. Ich weiß, daß das, was ich tue, richtig ist.«

Der Padrone starrte ihn an. »Ich bin sicher, daß Sie das tun. Was bleibt Ihnen sonst übrig?«

»Glauben Sie es nicht?«

Der Padrone erwiderte einfach: »Ich glaube nur an eines, mein junger Vater. Es gibt nur einen Krieg, der geführt werden muß. Es kann keine Teilung unter denen geben, die gegen die Faschisten kämpfen. Das ist es, was ich glaube.« Fontini drehte ruckartig den Kopf und blickte zu dem Zug auf. »Kommen Sie. Wir dürfen keine Zeit vergeuden. Wir müssen vor Tagesanbruch zurückkehren. Im Traktor ist Kleidung für Sie. Holen Sie sie. Ich werde den Maschinisten instruieren.«

»Er spricht nicht italienisch.«

»Ich spreche griechisch. Schnell!«

Der Güterwagen stand neben dem Traktor. Seitlich betätigte Ketten wurden an dem heiligen Schatz befestigt, und dann wurde der schwere eiserne Behälter, der von Holzbrettern umgeben war, unter der Spannung ächzend auf die Ladeplattform hinausgezogen. Er wurde mit Ketten vorn befestigt, zusätzlich spannte man noch Riemen darüber.

Savarone Fontini-Cristi überzeugte sich, daß die Kassette einwandfrei befestigt war. Als er zufrieden war, trat er zurück, und der Lichtkegel seiner Taschenlampe beleuchtete die mönchischen Symbole, die die hölzerne Außenverschalung trug.

»Dann ist es also nach fünfzehnhundert Jahren wieder aus der Erde gekommen, nur um der Erde wiedergegeben zu werden«, sagte Fontini-Cristi leise. »Erde und Feuer und See. Ich hätte die beiden letzteren gewählt, mein junger Priester. Das Feuer oder die See.«

»Das ist nicht der Wille Gottes.«

»Ich bin froh, daß Sie so direkt sprechen. Ihr heiligen Männer hört nie auf, mich mit eurem Sinn für das Absolute zu erstaunen.« Fontini-Cristi wandte sich zu Anaxas hinauf und sagte in fließendem Griechisch: »Fahren Sie ein Stück vor, damit ich über die Gleise fahren kann. Auf der anderen Seite

des Waldes ist ein schmaler Weg. Wir sind vor der Morgendämmerung wieder zurück.«

Anaxas nickte. Er fühlte sich in Gegenwart eines Mannes wie Fontini-Cristi unsicher. »Ja, Euer Exzellenz.«

»Das bin ich nicht. Und Sie sind ein sehr guter Maschinist.«

»Danke.« Anaxas ging verlegen auf die Maschine zu.

»Ihr Bruder?« fragte Fontini-Criste Petride mit leiser Stimme.

»Ja.«

»Er weiß nichts?«

Der junge Priester schüttelte den Kopf.

»Dann werden Sie ihren Gott brauchen.« Der Italiener drehte sich schnell herum und ging auf die Fahrertür seines Traktors zu. »Kommen Sie, Vater. Es gibt Arbeit. Diese Maschine ist speziell für Lawineneinsatz gebaut. Damit können wir unsere Ladung an Orte bringen, die ein menschliches Wesen nie erreichen könnte.«

Petride stieg auf den Beifahrersitz. Fontini-Cristi ließ die kraftvolle Maschine an und schaltete geschickt. Die Plattform vor der Motorhaube sank herunter und bot jetzt freie Sicht, dann setzte das Fahrzeug sich in Bewegung, polterte über den Schienenstrang in den Bergwald.

Der Xenope-Priester lehnte sich zurück und schloß die Augen zum stummen Gebet. Fontini-Cristi manövrierte das schwere Fahrzeug durch den ansteigenden Wald auf die oberen Pfade der Berge von Champoluc.

»Ich habe zwei Söhne, die älter sind als Sie«, sagte Fontini-Cristi nach einer Weile. Und dann fügte er hinzu: »Ich bringe Sie zum Grab eines Juden. Ich glaube, das ist angemessen.«

Als der schwarze Himmel grau zu werden begann, kehrten sie zu der alten Lichtung zurück. Fontini-Cristi starrte Petride an, als der junge Priester aus dem seltsamen Fahrzeug kletterte. »Sie wissen, wo ich wohne. Mein Haus ist Ihr Haus.«

»Wir wohnen alle im Haus des Herrn, Signore.«

»So sei es. Gott sei mit Ihnen, mein junger Freund.«

»Und mit Ihnen. Möge Er ihre Wege begleiten.«

»Wenn das Sein Wille ist.«

Der Italiener legte den Gang ein und fuhr schnell die kaum sichtbare Straße neben den Gleisen hinunter. Petride verstand. Fontini-Cristi durfte keine Minute vergeuden. Jede Stunde, die er nicht auf seinem Anwesen war, würde zu mehr Fragen führen, die man vielleicht stellen würde. Es gab in Italien viele, die die Fontini-Cristis für Staatsfeinde hielten.

Sie wurden beobachtet. Alle wurden sie beobachtet.

Der junge Priester rannte durch den Schnee auf die Lokomotive zu. Und auf seinen Bruder.

Morgendämmerung legte sich über die vorbeieilende Landschaft. Sie jagten auf dem Hauptschienenstrang nach Mailand, die sechszwanzigste Bewilligung in seinem Beutel war ihr Paß. Petride fragte sich, was sie in Mailand begrüßen würde, obwohl er wußte, daß es eigentlich nichts zu besagen hatte.

Nichts hatte jetzt etwas zu besagen. Die Reise näherte sich ihrem Ende.

Das heilige Ding hatte seinen Ruheplatz erreicht. Es würde jahrelang nicht ausgegraben werden, vielleicht sogar ein Jahrtausend lang begraben bleiben. Man konnte das nicht sagen.

Sie warteten nicht, bis es Nacht wurde. Nichts hatte jetzt mehr etwas zu besagen.

Am Rand von Novara sah Petride in der hellen Sonne Italiens einen Wegweiser.

*CAMPO DI FIORI 20 KIL.*

Gott hatte einen Mann von Campo di Fiori ausgewählt. Das heilige Geheimnis gehörte jetzt Fontini-Cristi.

Die Landschaft flog vorbei. Die Luft war klar und kalt und erquickend. Die Umrisse von Mailand tauchten auf. Der Dunst von Fabrikrauch drängte sich in Gottes Himmel und lag wie eine flache graue Ladeplane über dem Horizont. Der Güterzug verlangsamte seine Fahrt und erreichte das Schienensystem

des Ladebahnhofs. Sie hielten an einem Signal, bis ein uninteressierter Spedizioniere in der Uniform der Staatsbahnen auf eine Biegung im Schienenstrang wies, wo eine grüne Scheibe vor einer roten in die Höhe fuhr. Das war das Signal, in den Hauptgüterbahnhof von Mailand zu rollen.

»Wir sind hier!« rief Anaxas. »Einen Tag Ruhe und dann nach Hause! Ich muß sagen, ihr seid wirklich bemerkenswert!«

»Ja«, sagte Petride einfach. »Wir sind bemerkenswert.«

Der Priester sah seinen Bruder an. Die Geräusche des Frachtbahnhofes waren für Anaxas wie Musik. Er sang ein griechisches Lied, und sein ganzer Oberkörper schwang rhythmisch zu den Klängen der Melodie.

Es war seltsam, das Lied, das Anaxas sang. Es war kein Eisenbahnlied, es gehörte zum Meer. Es war ein Lied, wie die Fischer von Thermaikós es sangen. Daran war etwas sehr Passendes, fand Petride, daß in einem solchen Augenblick ein solches Lied gesungen wurde.

Die See war Gottes Quell des Lebens. Aus der See hatte Er die Erde geschaffen.

Ich glaube an einen Gott... den Schöpfer aller Dinge...

Der Xenope-Priester holte die schwere italienische Pistole unter seinem Hemd hervor. Er trat zwei Schritte nach vorn, auf seinen geliebten Bruder zu, hob den Lauf der Waffe. Sie war nur wenige Zentimeter vom Anaxas' Genick entfernt.

... die sichtbaren und die unsichtbaren... und an einen Gott, Jesus Christus... vom Vater als einziger gezeugt...

Er drückte ab.

Die Explosion erfüllte den kleinen Führerstand der Lokomotive.

... das Wesen des Vaters... den Gott Gottes... das Licht des Lichts...

Der Xenope-Priester schloß die Augen und schrie in religiöser Verzückerung auf, als er sich die Waffe gegen die eigene Schläfe hielt.

»... gezeugt, nicht geschaffen! Ich werde dem Herrn ins Auge sehen und nicht zagen!«

Er feuerte.

## **Teil eins**

### **1**

**29. DEZEMBER 1939**

**MAILAND, ITALIEN**

Savarone ging an der Sekretärin seines Sohnes vorbei in dessen Büro und über den mit dicken Teppichen belegten Boden ans Fenster und blickte auf die weitläufigen Fabrikgebäude der Fontini-Cristi-Werke hinaus. Sein Sohn war natürlich nirgends zu sehen. Sein Sohn, sein ältester Sohn, hielt sich selten in seinem Büro auf. Er hielt sich, was das anging, auch selten in Mailand auf. Sein erster Sohn, der Kronprinz der Fontini-Cristi-Werke, war unverbesserlich. Und arrogant. Und viel zu sehr auf sein persönliches Wohlergehen bedacht.

Brillant war Vittorio auch. Ein viel brillanterer Mann als der Vater, der ihn ausgebildet hatte. Eine Tatsache, die Savarone nur noch wütender machte. Ein Mann, der über solche Anlagen verfügte, trug auch größere Verantwortung als andere Männer. Er begnügte sich nicht mit den täglichen Leistungen, die sich von selbst ergaben. Er trieb ja auch nicht Völlerei, hurte nicht herum oder verspielte sein Geld nicht beim Roulette oder beim Baccara. Er vergeudete auch nicht seine Nächte mit den nackten Kindern des Mittelmeeres. Er wandte sich auch nicht einfach von den Ereignissen ab, die sein Land zum Krüppel zu machen drohten und es ins Chaos trieben.

Savarone hörte ein leichtes Hüsteln hinter sich und drehte sich um. Vittorios Sekretärin hatte das Büro betreten.

»Ich habe an der Borsa Valori für Ihren Sohn eine Nachricht hinterlassen. Ich glaube, er wollte sich heute nachmittag dort mit seinem Makler treffen.«

»Das glauben Sie vielleicht, aber ich bezweifle, daß Sie es auf seinem Kalender finden.« Savarone sah, wie das Mädchen

rot wurde. »Ich bitte um Entschuldigung. Sie sind nicht für meinen Sohn verantwortlich. Wahrscheinlich haben Sie das ohnehin schon getan, aber ich schlage jedenfalls vor, daß Sie die verschiedenen Privatnummern probieren, die er Ihnen gegeben hat. Mir ist dieses Büro hier vertraut. Ich werde warten.« Er zog seinen leichten Kamelhaarmantel aus und warf ihn zusammen mit dem grünen Tirolerhut auf den Sessel, der neben dem Schreibtisch stand.

»Wie Sie wünschen.« Das Mädchen ging hinaus und schloß die Tür hinter sich.

Das Büro war ihm vertraut, dachte Fontini-Cristi, obwohl er das Mädchen hatte darauf aufmerksam machen müssen. Bis vor zwei Jahren war es sein Büro gewesen. Heute gab es hier nur noch wenig, was an ihn erinnerte, nur die dunkle Holzvertäfelung. Das ganze Mobiliar war ausgetauscht worden. Vittorio hatte die vier Wände akzeptiert, sonst nichts.

Savarone saß in dem großen Drehstuhl hinter dem Schreibtisch. Er mochte solche Stühle nicht. Er war zu alt, um zuzulassen, daß sein Körper plötzlich gedreht oder von unsichtbaren Federn und verborgenen Kugellagern nach oben gedrückt wurde. Er griff in die Tasche und holte das Telegramm heraus, das ihn aus Campo di Fiori nach Mailand gebracht hatte, das Telegramm aus Rom, das besagte, daß die Fontini-Cristis gezeichnet waren.

Aber gezeichnet wofür? Von wem? Auf wessen Befehl?

Fragen, die man nicht am Telefon stellen konnte, denn das Telefon war ein Instrument des Staates. Der Staat. Immer der Staat. Sichtbar und unsichtbar. Ein Staat, der beobachtete, einen verfolgte, lauschte, sich in private Angelegenheiten mischte. Der Informant in Rom, der das Telegramm in einfachem Code abgesetzt hatte, würde am Telefon keine Fragen beantworten können.

Wir haben keine Antwort aus Mailand bekommen und nehmen uns deshalb die Freiheit, an Sie persönlich zu schreiben. Fünf Sendungen mit Kipphebeln für

Flugzeugmaschinen defekt. Rom besteht auf sofortigem Ersatz. Wiederhole: sofort. Bitte vor Tagesende telefonisch bestätigen.

Die Zahl »fünf« bezog sich auf die Fontini-Cristis, weil die Familie aus fünf Männern bestand - einem Vater und vier Söhnen. Alles, was mit dem Wort »Hebel« in Verbindung stand, bedeutete plötzlich eingetretene Gefahr höchsten Grades. Die Wiederholung des Wortes »sofort« sprach für sich selbst: Er durfte keinen Augenblick vergeuden, der Erhalt des Telegramms mußte telefonisch sofort nach Eintreffen in Mailand bestätigt werden. Anschließend würde der Kontakt zu anderen Männern gesucht werden, würde man Strategien überprüfen, Pläne machen. Doch jetzt war es zu spät.

Das Telegramm war an diesem Nachmittag an Savarone geschickt worden. Vittorio mußte sein Telegramm um elf erhalten haben, und doch hatte sein Sohn weder nach Rom geantwortet noch ihn in Campo di Fiori alarmiert. Das Ende des Tages stand unmittelbar bevor. Zu spät.

Es war unverzeihlich. Männer riskierten täglich ihr Leben und das Leben ihrer Familien im Kampf gegen Mussolini.

Es war nicht immer so gewesen, dachte Savarone und starrte die Bürotür an, hoffte, die Sekretärin würde dort mit einer Nachricht über Vittorios augenblicklichen Aufenthaltsort auftauchen. Einmal war alles ganz anders gewesen. Am Anfang hatten die Fontini-Cristis Il Duce unterstützt. Der schwache, unentschlossene König Viktor Emanuel ließ zu, daß Italien starb. Benito Mussolini hatte eine Alternative aufgezeigt. Er war einmal selbst nach Campo di Fiori gekommen, um sich mit dem Patriarchen der Fontini-Cristis zu treffen, hatte ein Bündnis gesucht - so wie Machiavelli einmal auf die gleiche Weise die Unterstützung der Fürsten suchte -, und er war damals lebendig und von Sendungsbewußtsein erfüllt gewesen und erfüllt von einem Versprechen, das ganz Italien galt.

Das lag sechzehn Jahre zurück, und seit jener Zeit hatte Mussolini nur von seiner eigenen Rhetorik gelebt. Er hatte die Nation ihres Rechtes zum freien Denken beraubt, die Menschen ihrer Freiheit der Wahl. Er hatte die Aristokraten

getäuscht - sie ausgenutzt und ihre gemeinsamen Ziele verleugnet. Er hatte das Land in einen völlig nutzlosen Krieg in Afrika gestürzt. Und alles nur zum persönlichen Ruhm dieses Cäsar Maximus. Er hatte die Seele Italiens gestohlen, und Savarone hatte gelobt, ihn aufzuhalten. Fontini-Cristi hatte die »Fürsten« des Nordens gesammelt, und die Revolte nahm lautlos ihren Weg.

Campo di Fiori war der Versammlungsplatz der Enttäuschten geworden. Die riesigen Ländereien mit ihren Wäldern, Hügeln und Gewässern eigneten sich für die geheimen Konferenzen, die gewöhnlich in der Nacht stattfanden. Aber nicht immer; es gab auch Zusammenkünfte, die Tageslicht erforderten, dann nämlich, wenn jüngere Männer von anderen erfahrenen jüngeren Männern in den Künsten einer neuen, fremdartigen Kriegführung ausgebildet wurden: mit dem Messer, dem Seil, der Kette und dem Haken. Sie hatten sich sogar einen Namen gegeben: Partigiani.

Die Partisanen. Ein Name, der sich von Nation zu Nation verbreitete. Dies waren die Spiele Italiens, dachte Savarone. »Die Spiele Italiens« war der Name, den sein Sohn ihnen gegeben hatte, ein Spottwort von einem arroganten, eigensüchtigen Aristocratico, der nur sein eigenes Vermögen ernst nahm...

Nein, das stimmte nicht ganz. Auch die Leitung von Fontini-Cristi nahm Vittorio ernst, solange der Druck des Marktes seinen eigenen Plänen entsprach. Und er sorgte dafür, daß er ihnen entsprach. Er setzte seine finanzielle Macht rücksichtslos ein, nutzte seine Erfahrung - die Erfahrung, die er an der Seite seines Vaters gewonnen hatte - auf arrogante Weise.

Das Telefon klingelte. Savarone war versucht, den Hörer abzunehmen, aber er tat es nicht. Dies war das Büro seines Sohnes, das Telefon seines Sohnes. Statt dessen erhob er sich aus dem schrecklichen Sessel und ging quer durch das Zimmer zur Tür. Er öffnete sie. Die Sekretärin wiederholte einen Namen.

»...Signore Tesca?«

Savarone unterbrach sie. »Ist das Alfredo Tesca?«

Das Mädchen nickte.

»Sagen Sie ihm, er soll am Apparat bleiben. Ich will mit ihm sprechen.«

Savarone ging schnell zum Schreibtisch seines Sohnes und dem Telefon zurück. Alfredo Tesca war Vorarbeiter in einer der Fabriken. Er war auch ein Partigiano.

»Fontini-Cristi«, sagte Savarone.

»Padrone? Ich bin froh, daß Sie das sind. Die Leitung ist sauber, wir prüfen sie jeden Tag.«

»Nichts ändert sich. Es beschleunigt die Dinge nur.«

»Ja, Padrone. Wir haben ein ernsthaftes Problem. Ein Mann ist mit dem Flugzeug aus Rom gekommen. Er muß sich mit einem Mitglied Ihrer Familie treffen.«

»Wo?«

»In dem Haus in Olona.«

»Wann?«

»Sobald wie möglich.«

Savarone sah den Mantel und den grünen Filzhut an, die er über den Stuhl geworfen hatte. »Tesca? Erinnern Sie sich an das Treffen vor zwei Jahren? In dem Apartment am Duomo?«

»Ja, Padrone. Es ist gleich sechs. Ich erwarte Sie.«

Fontini-Cristi legte den Hörer auf und griff nach Hut und Mantel. Er sah auf die Uhr. Es war siebzehn Uhr fünfundvierzig; er mußte ein paar Minuten warten. Der Weg über den asphaltierten Platz hinüber in die Fabrik war kurz. Er mußte es zeitlich so abstimmen, daß er das Gebäude dann betrat, wenn die Tagschicht die Fabrik verließ und die Nachtschicht ihre Arbeit antrat.

Sein Sohn hatte jeden erdenklichen Nutzen aus der Kriegsmaschine des Duce gezogen. Die Fontini-Cristi-Werke arbeiteten rund um die Uhr. Als der Vater dem Sohn Vorwürfe gemacht hatte, hatte der darauf erwidert: »Wir machen keine

Munition. Darauf sind wir nicht eingerichtet. Die Umstellung wäre zu teuer. Wir machen nur Gewinne, Vater.«

Sein Sohn, der fähigste von allen, war hohl.

Savarones Blick fiel auf das Foto in dem silbernen Rahmen, das auf Vittorios Schreibtisch stand. Die bloße Tatsache seiner Existenz war ein grausamer, selbstzerfleischender Scherz. Das Gesicht auf der Fotografie war das einer jungen Frau, hübsch im üblichen Sinn, mit den Gesichtszügen eines verzogenen Kindes, das zu verzogener Reife heranwuchs. Sie war Vittorios Frau gewesen, vor zehn Jahren.

Es war keine gute Ehe gewesen. Eher ein industrielles Bündnis zwischen zwei Familien von immensem Wohlstand. Die Braut hatte wenig in die Verbindung eingebracht; sie war eine schmallende, selbstsüchtige Frau, für die nur der Besitz zählte. Sie starb bei einem Autounfall in Monte Carlo am frühen Morgen, nachdem die Casinos geschlossen hatten. Vittorio sprach nie von jenem frühen Morgen; er war nicht bei seiner Frau gewesen. Ein anderer war bei ihr gewesen.

Sein Sohn hatte vier Jahre turbulenter Unstimmigkeiten an der Seite einer Frau verbracht, die er nicht ausstehen konnte, und doch stand die Fotografie auf seinem Tisch. Zehn Jahre später. Savarone hatte ihn einmal gefragt, weshalb.

»Der Stand des Witwers verleiht meinem Stil zu leben ein gewisses Maß an Konventionalität.«

Es war sieben Minuten vor achtzehn Uhr. Zeit, zu beginnen. Savarone verließ das Büro seines Sohnes und sagte zu der Sekretärin: »Bitte rufen Sie hinunter und lassen Sie meinen Wagen ans Westtor bringen. Sagen Sie meinem Chauffeur, ich hätte eine Verabredung am Duomo.«

»Wird sofort erledigt. Möchten Sie eine Nummer hinterlassen, wo Ihr Sohn Sie erreichen kann?«

»Campo di Fiori. Aber bis er anruft, werde ich ohne Zweifel schon schlafen.«

Savarone nahm den Privatlift ins Erdgeschoß und trat durch den Direktionseingang ins Freie. Dreißig Meter entfernt ging

sein Chauffeur auf die Limousine mit dem Wappen der Fontini-Cristi zu.

Die Männer tauschten Blicke. Der Chauffeur nickte kaum merkbar; er wußte, was er zu tun hatte. Ein Partigiano.

Savarone ging über den Hof. Er wußte, daß man ihn beobachtete. Das war gut; das war auch vor zwei Jahren so gewesen, als die Geheimpolizei des Duce jede seiner Bewegungen überwachte und versuchte, das Versteck einer antifaschistischen Zelle ausfindig zu machen. Die Fabrikpfeifen schrillten. Die Tagschicht war zu Ende, und binnen weniger Minuten würden der Hof und die Korridore überfüllt sein. Die hereinkommenden Arbeiter - sie mußten um achtzehn Uhr fünfzehn an ihren Plätzen sein - fluteten durch das Westtor.

Er ging die Treppe zum Angestellteneingang hinauf und trat in den überfüllten, lauten Korridor und zog sich Hut und Mantel aus. Tesca stand an der Wand, auf halbem Weg zu den Türen, die zu den Spinden der Arbeiter führten. Er war groß und schlank, Savarone sehr ähnlich. Tesca nahm Savarones Hut und Mantel und half ihm in seinen eigenen, abgetragenen dreiviertellangen Regenmantel mit einer Zeitung in der Tasche. Dann reichte er Savarone eine große Schildmütze aus Tuch. Der ganze Tausch vollzog sich wortlos inmitten der drängenden Menschenmassen. Tesca ließ sich von Savarone beim Anlegen des Kamelhaarmantels helfen. Fontini-Cristi sah, daß der Angestellte sich die Mühe gemacht hatte - wie vor zwei Jahren - , gebügelte Hosen, auf Hochglanz polierte Schuhe und ein weißes Hemd mit Krawatte anzuziehen.

Der Partigiano reihte sich in den Menschenstrom ein, der dem Ausgang zustrebte. Savarone folgte zehn Meter hinter ihm und blieb dann unbeweglich auf der überfüllten Plattform vor den sich beständig öffnenden Türen stehen und tat so, als lese er die Zeitung.

Er sah, was er sehen wollte. Der Kamelhaarmantel und der grüne Tirolerhut stachen aus den abgewetzten Lederjacken und der abgetragenen Kleidung der Arbeiter hervor. Zwei Männer auf der anderen Seite des Menschenstroms gaben einander ein

Signal und nahmen die Jagd auf, arbeiteten sich, so gut sie konnten, durch die Menge, versuchten aufzuholen. Savarone zwängte sich in den Arbeiterstrom und traf noch rechtzeitig am Tor ein, um zu sehen, wie die Tür der Fontini-Cristi-Limousine sich schloß und der schwere Wagen sich in den Verkehr auf der Via di Sempione einreihete. Die zwei Verfolger waren am Randstein; ein grauer Fiat rollte heran, und sie stiegen ein.

Der Fiat nahm die Verfolgung auf. Savarone bog nach Norden und ging schnell zu der Bushaltestelle an der Ecke.

Das Haus am Flußufer war ein Relikt, das einmal, vielleicht vor einem Jahrzehnt, weiß gestrichen worden war. Von außen wirkte es heruntergekommen, aber drinnen waren die Zimmer klein, sauber und gut organisiert. Es waren Arbeitsplätze, ein antifaschistisches Hauptquartier.

Savarone betrat den Raum, dessen Fenster die trüben Wasser des Olona-Flusses überblickten, die jetzt die Nacht schwarz färbte. Drei Männer erhoben sich von geradlehnigen Stühlen, die um einen Tisch standen, und begrüßten ihn mit Gefühl und Respekt. Er kannte zwei von ihnen, der dritte, so vermutete er, war aus Rom.

»Heute morgen ist der Hebelcode gesandt worden«, sagte Savarone. »Was bedeutet das?«

»Sie haben das Telegramm erhalten?« fragte der Mann aus Rom ungläubig. »Alle Telegramme an Fontini-Cristi in Mailand sind abgefangen worden. Deshalb bin ich hier.«

»Ich habe meines in Campo di Fiori bekommen. Über das Telegrafienbüro in Varese, vermute ich, nicht über Mailand.« Savarone empfand ein mildes Gefühl der Erleichterung darüber, daß sein Sohn nicht ungehorsam gewesen war. »Haben Sie die Information?«

»Nicht vollständig, Padrone«, erwiderte der Mann. »Aber genug, um zu wissen, daß die Lage äußerst ernst ist. Das Militär hat plötzlich großes Interesse für die Bewegung im Norden. Die Generale wollen sie zerschlagen. Sie möchten, daß Ihre Familie bloßgestellt wird.«

»Als was?«

»Als Feinde des neuen Italien.«

»Mit welcher Begründung?«

»Wegen des Abhaltens verräterischer Zusammenkünfte in Campo di Fiori, wegen Verbreitung von Lügen gegen den Staat, wegen des Versuchs, die Ziele Roms zu unterminieren und den industriellen Arm des Landes zu korrumpieren.«

»Worte.«

»Trotzdem soll ein Exempel statuiert werden. Sie verlangen es, sagen sie.«

»Unsinn. Rom würde niemals mit so fadenscheinigen Begründungen gegen uns vorzugehen wagen.«

»Das ist das Problem, Signore«, sagte der Mann zögernd.  
»Es ist nicht Rom. Es ist Berlin.«

»Was?«

»Die Deutschen sind überall, geben allen Befehle. Es heißt, Berlin möchte, daß die Fontini-Cristis ihres Einflusses beraubt werden.«

»Die blicken in die Zukunft, nicht wahr?« meinte einer der zwei anderen Männer, ein älterer Partigiano, der inzwischen ans Fenster getreten war.

»Wie haben sie vor, das zu bewirken?« fragte Savarone.

»Indem sie ein Treffen in Campo di Fiori zerschlagen. Indem sie die dort Anwesenden zwingen, als Zeugen des Hochverrats der Fontini-Cristis aufzutreten. Das wäre weniger schwieriger, als Sie glauben, meine ich.«

»Das gebe ich zu. Das ist ja der Grund, weshalb wir so vorsichtig waren. Wann wird das geschehen? Haben Sie eine Ahnung?«

»Ich habe Rom um Mittag verlassen. Ich kann nur annehmen, daß das Codewort ›Hebel‹ korrekt verwendet wurde.«

»Heute abend findet ein Treffen statt.«

»Dann war ›Hebel‹ angezeigt. Sagen Sie es ab, Padrone. Es ist offensichtlich etwas durchgesickert.«

»Ich werde Ihre Hilfe brauchen. Ich nenne Ihnen Namen. Unsere Telefone sind nicht sicher.« Fontini-Cristi begann, mit einem Bleistift, den ihm der dritte Partigiano gereicht hatte, auf einen Block zu schreiben, der auf dem Tisch lag.

»Wann soll das Treffen stattfinden?«

»Halb elf. Es ist genügend Zeit«, erwiderte Savarone.

»Hoffentlich. Berlin ist gründlich.«

Fontini-Cristi hörte zu schreiben auf und sah zu dem Mann hinüber. »Seltsam, daß Sie so etwas sagen. Mag sein, daß die Deutschen im Campidoglio ihre Befehle bellen, aber sie sind doch nicht in Mailand.«

Die drei Partisanen tauschten Blicke. Savarone wußte, daß es hier noch etwas gab, das man ihm nicht gesagt hatte. Schließlich sprach der Mann aus Rom.

»Wie ich schon sagte, unsere Information ist unvollständig. Aber einiges wissen wir. Wir kennen zum Beispiel das Maß des Interesses, das Berlin an den Tag legt. Das deutsche Oberkommando möchte, daß Italien sich offen erklärt. Mussolini zögert - aus vielen Gründen, nicht zuletzt auch wegen der Opposition von so mächtigen Männern, wie Sie einer sind...« Der Mann hielt inne; er war unsicher. Offenbar nicht in Bezug auf seine Informationen, sondern wie er es sagen sollte.

»Worauf wollen Sie hinaus?«

»Es heißt, Berlins Interesse an den Fontini-Cristis komme aus den Reihen der Gestapo. Die Nazis sind es, die das Exempel verlangen. Sie wollen Mussolinis Opposition zerschlagen.«

»Das habe ich schon angenommen. Und?«

»Sie haben wenig Vertrauen zu Rom und gar keines zu den Provinzen. Die Gruppe, die die Razzia durchführen soll, wird von Deutschen angeführt werden.«

»Eine deutsche Razzia, die von Mailand aus eingesetzt wird?«

Savarone legte den Bleistift hin und starrte den Mann aus Rom an. Aber seine Gedanken weilten nicht bei dem Mann; sie

beschäftigten sich mit einem griechischen Güterzug aus Saloniki, mit dem er sich hoch oben in den Bergen von Champoluc getroffen hatte. Mit der Fracht, die der Zug trug. Eine eiserne Kasette vom Patriarchat des Konstantin, jetzt in der gefrorenen Erde der oberen Regionen vergraben.

Es schien unglaublich, aber in diesen Zeiten des Wahnsinns war das Unglaubliche alltäglich. Hatte Berlin von dem Zug aus Saloniki erfahren? Wußten die Deutschen über den Schatz Bescheid? Mutter Gottes, man mußte ihn vor ihnen schützen, ihn von ihnen fernhalten. Vor ihnen und allen, die waren wie sie.

»Sind Sie Ihrer Information sicher?«

»Ja.«

Rom kann man zügeln, dachte Savarone. Italien brauchte die Fontini-Cristi-Werke. Aber wenn die Einmischung der Deutschen mit der Kasette aus Saloniki in Verbindung stand, würde Berlin die Bedürfnisse Roms nicht im geringsten beachten. Der Besitz dieses Schatzes war alles.

Und deshalb war es lebensnotwendig, ihn zu schützen. Unter keinen Umständen durfte sein Geheimnis in die falschen Hände fallen. Nicht jetzt. Vielleicht niemals, aber ganz sicher nicht jetzt.

Der Schlüssel war Vittorio. Es war immer Vittorio, der fähigste von ihnen allen. Denn was auch immer Vittorio sonst sein mochte, er war ein Fontini-Cristi. Er würde die Verpflichtung der Familie würdigen, er war Berlin gewachsen. Die Zeit war gekommen, ihn über den Zug aus Saloniki zu informieren. Er musste Einzelheiten über die Übereinkunft erfahren, die die Familie mit dem Mönchsorden von Xenope getroffen hatte. Der Zeitpunkt stimmte, die Strategie war komplett.

Ein in Stein geschlagenes Datum, das für ein Jahrtausend festgehalten war, war nur eine Andeutung, ein Hinweis für den Fall, daß das Herz plötzlich aussetzte, für den Fall eines Todes aus natürlichen oder unnatürlichen Gründen. Es reichte nicht.

Vittorio mußte alles erfahren, mußte eine Verantwortung auf sich nehmen, die seine kühnste Fantasie überstieg. Die

Dokumente von Konstantin ließen alles andere zur Bedeutungslosigkeit verblassen.

Savarone blickte zu den drei Männern auf. »Das Treffen heute abend wird abgesagt. Die Männer, die die Razzia durchführen, werden nur eine große Familienversammlung vorfinden. Ein Festtagsessen. Alle meine Kinder und deren Kinder. Aber damit es vollständig ist, muß mein ältester Sohn in Campo di Fiori sein. Ich habe den ganzen Nachmittag versucht, ihn telefonisch zu erreichen. Jetzt müssen Sie ihn finden. Benützen Sie Ihr Telefon. Rufen Sie jeden einzelnen Menschen in Mailand an, wenn Sie müssen, aber finden Sie ihn. Wenn es spät wird, dann sagen Sie ihm, daß er die Stallzufahrt benutzen soll. Es wäre nicht gut, wenn er gleichzeitig mit der Razzia eintrifft.«

## 2

### 29. DEZEMBER 1939 COMERSEE, ITALIEN

Der weiße Zwölfzylinder Hispano-Suiza mit dem halb nach hinten gerollten Lederverdeck, das den roten Ledersitz vorn freilegte, fegte mit hoher Geschwindigkeit in die lange Kurve.

Unten lagen zur Linken die winterblauen Gewässer des Comersees, zur Rechten die Berge der Lombardei.

»Vittorio!« kreischte die Frau neben dem Fahrer und hielt sich das vom Wind zerzauste blonde Haar mit der einen und den Kragen aus russischem Pony mit der anderen. »Das macht mich völlig fertig, mein Lämmchen!«

Der Fahrer lächelte. Seine zusammengekniffenen grauen Augen hielten die ihnen entgegenrasende Straße im grellen Sonnenlicht fest, und seine Hände fühlten fachmännisch, fast zart, das Spiel des Steuerrads aus Elfenbein. »Der Suiza ist ein weit besserer Wagen als der Alfa-Romeo. Der britische Rolls ist da kein Vergleich.«

»Mir brauchst du das nicht zu beweisen, Liebster. Mein Gott, ich darf gar nicht auf den Tachometer sehen! Und ich werde völlig zerzaust sein!«

»Gut. Wenn dein Mann in Bellagio ist, wird er dich nicht erkennen. Ich werde dich als eine schrecklich süße Cousine aus Verona vorstellen.«

Die Frau lachte. »Wenn mein Mann in Bellagio ist, wird er uns eine schrecklich süße Cousine vorzustellen haben.«

Sie lachten beide. Die Kurve endete, die Straße wurde wieder gerade, und die Frau glitt neben den Fahrer. Sie fuhr mit der Hand unter den Arm seiner beigefarbenen Wildlederjacke, die von der schweren Wolle des weißen Rollkragenpullovers, den er darunter trug, aufgebläht war. Ganz kurz legte sie das Gesicht an seine Schulter.

»War wirklich süß von dir, mich anzurufen. Ich mußte wirklich weg.«

»Das wußte ich. Das stand gestern in deinen Augen geschrieben. Du langweiltest dich zu Tode.«

»Nun, du lieber Gott, hast du dich denn nicht gelangweilt? Solch ein schreckliches Dinner. Bla, bla, bla! Der Krieg hier und der Krieg dort. Rom ja, Rom nein, und immer Benito. Ich kann es nicht mehr ertragen. Gstaad geschlossen, St. Moritz voll Juden, die jedem ihr Geld hinwerfen. Monte Carlo ein absolutes Fiasko. Die Casinos schließen, weißt du das? Alle sagen das. Alles ist so langweilig!«

Der Fahrer ließ die rechte Hand vom Steuerrad fallen, schob den Pelzmantel der Frau auseinander und streichelte die Innenseite ihres Schenkels ebenso fachmännisch, wie er das Steuerrad aus Elfenbein handhabte. Sie stöhnte wohligh und bog den Hals, brachte die Lippen an sein Ohr, und ihre Zunge zuckte vor.

»Wenn du damit weitermachst, enden wir im Wasser. Ich fürchte, es ist verdammt kalt.«

»Du hast damit angefangen, mein reizender Vittorio!«

»Dann hör ich wieder auf«, sagte er, lächelte und legte die Hand wieder ans Steuer. »Ich werde mir lange Zeit keinen solchen Wagen mehr kaufen können. Heute sind Tanks alles. Und in Tanks steckt viel weniger Profit.«

»Bitte, sprich nicht vom Krieg.«

»Keine Angst«, sagte Fontini-Cristi und lachte wieder. »Es sei denn, du willst Kaufverträge für Rom aushandeln. Wenn du willst, verkaufe ich dir alles. Angefangen von Förderbändern über Motorräder bis zu Uniformen.«

»Ihr macht keine Uniformen.«

»Wir besitzen eine Firma, die welche macht.«

»Das habe ich vergessen. Fontini-Cristi gehört alles nördlich von Parma und westlich von Padua. Das sagt wenigstens mein Mann. Recht neiderfüllt natürlich.«

»Dein Mann, der verschlafene Graf, ist ein schrecklicher Geschäftsmann.«

»Er will keiner sein.«

Vittorio Fontini-Cristi lächelte, als er den langen weißen Wagen vor einer abschüssigen Kurve in der Straße zum Seeufer abbremsste. Auf halbem Weg, auf dem Vorgebirge, das Bellagio war, stand die elegante Villa Lario, die nach dem antiken Poeten von Como benannt war. Es war ein Erholungsheim, das ebenso wegen seiner außergewöhnlichen Schönheit wie auch wegen seiner ausgeprägten Exklusivität bekannt war.

Wenn die Elite nach Norden zog, vergnügte sie sich in der Villa Lario. Um hier Zugang zu erhalten, brauchte man Geld und Familie. Die Comessi waren zurückhaltend, leise und fast unterwürfig, lasen ihrer Klientel jeden Wunsch von den Augen ab und achteten sorgfältig auf die Termine der Reservierungen. Es war nicht ungewöhnlich, daß ein Ehemann oder eine Ehefrau, ein Geliebter oder eine Geliebte, einen leisen, zur Vorsicht mahnenden Telefonanruf erhielt, in dem ein anderer Ankunftstermin vorgeschlagen wurde. Oder schnelle Abreise.

Der Hispano-Suiza bog in den mit blauen Platten belegten Parkplatz. Zwei uniformierte Parkwächter kamen aus dem geheizten Wachhäuschen zu beiden Seiten des Automobils geschossen, öffneten die Türen und verbeugten sich.

Der Mann auf Vittorios Seite sagte: »Willkommen in Villa Lario, Signore.«

»Danke. Wir haben kein Gepäck. Wir fahren abends wieder. Kümmern Sie sich um Benzin und Öl. Ist der Mechaniker da?«

»Ja, Signore.«

»Er soll sich die Spurstange ansehen. Da ist zuviel Spiel.«

»Selbstverständlich, Signore.«

Fontini-Cristi stieg aus. Er war ein hochgewachsener Mann, gut einen Meter achtzig groß. Sein gerades, dunkelbraunes Haar fiel ihm über die Stirn, seine Gesichtszüge waren scharf - ebenso raubvogelhaft wie die seines Vaters -, und seine Augen, die er in dem hellen Licht immer noch zusammengekniffen hatte, wirkten gleichzeitig nachdenklich und wach. Er trat vor die weiße Motorhaube, betastete geistesabwesend die Kühlerhaube und lächelte seiner Begleiterin, der Comtessa d'Avenzo, zu. Dann gingen sie gemeinsam auf die steinerne Treppe zu, die zum Eingang der Villa Lario hinaufführte.

»Was hast du denn den Dienstboten gesagt, wohin du fährst?« fragte Fontini-Cristi.

»Traviglio. Du bist ein Pferdetrainer, der mir einen Araber verkaufen möchte.«

»Erinnere mich daran, daß ich dir einen kaufe.«

»Und du? Was hast du in deinem Büro gesagt?«

»Eigentlich gar nichts. Nur meine Brüder könnten nach mir fragen, alle anderen warten geduldig.«

»Aber nicht deine Brüder.« Die Comtessa d'Avenzo lächelte. »Das gefällt mir. Der wichtige Vittorio wird im Geschäft von seinen Brüdern bedrängt.«

»Kaum. Meine süßen jüngeren Brüder haben zusammen drei Frauen und elf Kinder. Ihre Probleme sind ewig häuslicher Natur. Manchmal glaube ich fast, ich bin ein Schiedsrichter. Und das ist gut so. Sie sind beschäftigt und halten sich von den Geschäften fern.«

Sie standen auf der Terrasse vor der Glastür, die in die Halle der Villa Lario führte, und blickten auf den ausgedehnten See hinunter und auf die Berge, die sich dahinter auftürmten.

»Das ist schön«, sagte die Comtessa. »Hast du ein Zimmer bestellt?«

»Eine Suite. Das Penthaus. Die Aussicht dort ist herrlich.«

»Ich habe davon gehört. Ich bin nie oben gewesen.«

»Das waren nur wenige Leute.«

»Ich kann mir vorstellen, daß du sie monatlich mietest.«

»Das ist nicht nötig«, sagte Fontini-Cristi und wandte sich den riesigen Glastüren zu. »Weißt du, die Villa Lario gehört mir nämlich zufällig.«

Die Comtessa d'Avenzo lachte. Sie trat vor Vittorio in die Halle. »Du bist ein unmöglicher, unmoralischer Mann. Du bereicherst dich an deinesgleichen. Mein Gott, du könntest halb Italien erpressen!«

»Nur unser Italien, meine Liebe.«

»Das reicht!«

»Kaum. Aber ich mußte das nie, falls es dich erleichtert. Ich bin nur ein Gast. Warte hier, bitte.«

Vittorio ging zum Empfangstisch. Der befrackte Angestellte hinter der marmorbedeckten Theke begrüßte ihn. »Wie schön, daß Sie uns besuchen kommen, Signore Fontini-Cristi.«

»Stehen die Dinge gut?«

»Ausgezeichnet. Möchten Sie gern...«

»Nein, ich möchte nicht«, unterbrach Vittorio. »Ich nehme an, meine Zimmer sind bereit.«

»Natürlich, Signore. Ein frühes Nachtmahl ist vorbereitet, wie Sie es wünschten. Kaviar aus dem Iran, kalte gepreßte Ente, Veuve Cliquot achtundzwanzig.«

»Und?«

»Selbstverständlich Blumen. Der Masseur ist darauf vorbereitet, seine anderen Termine abzusagen.«

»Und?«

»Keine Komplikationen für die Comtessa d'Avenzo«, antwortete der Angestellte schnell. »Niemand aus ihrem engeren Kreis ist hier.«

»Danke.« Fontini-Cristi drehte sich um, aber die Stimme des Angestellten hielt ihn auf.

»Signore?«

»Ja?«

»Ich weiß, daß Sie nur in Notfällen gestört werden möchten, aber Ihr Büro hat angerufen.«

»Und hat mein Büro gesagt, daß es sich um einen Notfall handelt?«

»Man hat gesagt, Ihr Vater versuchte, Sie ausfindig zu machen.«

»Das ist kein Notfall. Das ist eine Laune.«

»Ich glaube, du bist vielleicht doch dieser Araber, Lämmchen«, sinnierte die Comtessa. Sie lag neben Vittorio im Federbett. Die Steppdecke aus Eiderdaunen war bis zu ihren nackten Hüften hinuntergerutscht. »Du bist wunderbar. So geduldig.«

»Aber nicht geduldig genug, denke ich«, antwortete Fontini-Cristi. Er setzte sich auf, lehnte sich an das Kopfende des Bettes und blickte auf die Frau hinunter. Er rauchte eine Zigarette.

»Nicht geduldig genug«, pflichtete die Comtessa d'Avenzo ihm bei, wandte ihm das Gesicht zu und lächelte ihn an. »Warum machst du die Zigarette nicht aus?«

»Gleich. Ganz sicher. Etwas Wein?« Er deutete auf den silbernen Eiskübel, der in Reichweite auf einem Dreibein stand. Eine entkorkte Flasche mit einer Leinenserviette lag in dem schmelzenden Eis.

Die Comtessa starrte ihn an, und ihr Atem ging schneller. »Schenk den Wein ein. Ich werde den meinen trinken.«

Mit einer flüssigen, schnellen Bewegung drehte die Frau sich herum und griff unter der weichen Daunendecke mit beiden Händen nach Vittorios Penis. Sie hob die Decke und schob das Gesicht darunter, über Vittorio. Die Daunendecke fiel zurück und bedeckte ihren Kopf, während ihr kehliges Stöhnen immer lauter wurde und ihr ganzer Körper zuckte.

Die Kellner räumten die Teller weg und rollten den Tisch hinaus, ein Commesso zündete im offenen Kamin ein Feuer an und servierte Brandy.

»Ein reizender Tag war das«, sagte die Comtessa d'Avenzo.  
»Können wir das öfter tun?«

»Ich denke, wir sollten uns da einen Plan machen. Nach deinem Kalender natürlich.«

»Natürlich.« Die Frau lachte kehlig. »Du bist ein sehr praktischer Mann.«

»Warum nicht? Das ist einfach.«

Das Telefon klingelte. Vittorio sah zu dem Gerät hinüber, verstimmt. Er erhob sich aus dem Sessel vor dem Kamin und ging verärgert zum Nachttisch, nahm den Hörer ab und sagte unfreundlich: »Ja?«

Die Stimme am anderen Ende klang entfernt vertraut. »Hier spricht Tesca. Alfredo Tesca.«

»Wer?«

»Einer der Vorarbeiter aus der Fabrik in Mailand.«

»Was sind Sie? Wie können Sie es wagen, hier anzurufen! Wo haben Sie die Nummer her?«

Tesca schwieg einen Augenblick lang. »Ich habe das Leben Ihrer Sekretärin bedroht, junger Padrone. Und ich hätte sie getötet, wenn sie mir die Nummer nicht gegeben hätte. Sie können mich morgen hinauswerfen. Ich bin Vorarbeiter in Ihrer Fabrik. Aber zuerst bin ich Partigiano.«

»Sie sind entlassen. Jetzt! In diesem Augenblick!«

»Wie Sie wünschen, Signore!«

»Ich will nichts mit...«

»Basta!« schrie Tesca. »Dafür ist jetzt keine Zeit! Alle suchen Sie! Der Padrone ist in Gefahr. Ihre ganze Familie ist in Gefahr! Fahren Sie nach Campo di Fiori! Sofort! Ihr Vater sagt, Sie sollen die Stallstraße nehmen!«

Das Telefon wurde stumm.

Savarone trat durch die weite Halle in den riesigen Speiseraum von Campo di Fiori. Alles war, wie es sein sollte. Der Raum war mit Söhnen und Töchtern, Ehemännern und Frauen und einer lärmenden Schar von Enkelkindern gefüllt. Die Dienstboten hatten silberne Tablettts mit Antipasto auf die Marmortische gestellt. Eine hohe Fichte, die bis zu der alten Decke reichte, prangte als herrlicher Weihnachtsbaum, und ihre Lichter und der glitzernde Baumschmuck erfüllten den Raum mit Reflexen von Farbe, die sich von den Gobelins und dem schwarzen Mobiliar widerspiegelten.

Draußen in der kreisförmigen Auffahrt vor den marmornen Eingangsstufen standen vier Automobile, die von den Scheinwerfern bestrahlt wurden, die unter dem Vordach angebracht waren. Man konnte sie leicht mit ganz beliebigen Fahrzeugen verwechseln, und so wollte es Savarone. Wenn das Razziakommando eintraf, würde es nur eine unschuldige, festliche Familienzusammenkunft vorfinden. Eines der üblichen Festtagsessen. Sonst nichts.

Mit Ausnahme eines würdevoll verärgerten Patriarchen eines der mächtigsten Clans von ganz Italien: des Padrone der Fontini-Cristi, der zu erfahren verlangen würde, wer für diesen barbarischen Überfall verantwortlich war.

Nur Vittorio fehlte, und seine Anwesenheit war lebenswichtig. Es könnte sein, daß Fragen gestellt wurden, die wiederum zu anderen Fragen führten. Der widersetzliche Vittorio, der ihre Arbeit verspottete, könnte sich ungerechtfertigtem Verdacht aussetzen. Was war schon ein festliches Familienmahl ohne den ältesten Sohn, den Haupterben? Außerdem, wenn Vittorio während der Störung erschien und sich arrogant weigerte - wie es seine Art war - sich irgend jemandem zu erklären, könnte es

Schwierigkeiten geben. Sein Sohn weigerte sich, dies anzuerkennen, aber Rom wurde von Berlin gegängelt.

Savarone winkte seinem Zweitältesten, dem ernsthaften Antonio, der neben seiner Frau stand, die gerade eines ihrer Kinder ermahnte.

»Ja, Vater?«

»Geh in den Stall. Sprich mit Barzini. Sag ihm, wenn Vittorio während des Besuches der Faschisten eintrifft, soll er sagen, er wäre in einer der Fabriken aufgehalten worden.«

»Ich kann ihn über das Stalltelefon erreichen.«

»Nein. Barzini fängt an, alt zu werden. Er behauptet zwar, es wäre nicht so, aber er wird langsam taub. Du mußt ganz sichergehen, daß er versteht.«

Sein zweiter Sohn nickte pflichtschuldig. »Ja, natürlich, Vater. Wie du meinst.«

Was, in Gottes Namen, hatte sein Vater getan? Was konnte er tun, daß Rom das Selbstvertrauen, die Begründung liefern würde, gegen das Haus Fontini-Cristi vorzugehen?

Ihre ganze Familie ist in Gefahr.

Lächerlich!

Mussolini hofierte die Industriellen des Nordens; er brauchte sie. Er wußte, daß die meisten alte Männer waren, in ihren Bahnen festgefahren, und er wußte, daß er mit Zuckerbrot mehr als mit der Peitsche erreichen konnte. Welchen Unterschied machte es schon, wenn ein paar Savarones ihre albernsten Spiele trieben? Ihre Zeit war vorbei.

Aber dann gab es da natürlich nur einen Savarone, losgelöst und abseits von allen anderen Männern. Er war vielleicht zu jenem Schrecklichen geworden, das da Symbol hieß. Mit seinen albernsten, gottverdammten Partigiani. Zerlumpten Verrückten, die in den Feldern und Wäldern von Campo di Fiori herumrannten und so taten, als wären sie eine Art primitiver Stammesangehöriger, die Tiger und Löwen jagten.

Herrgott! Kinder!

Nun, das würde alles ein Ende haben, Padrone oder nicht. Wenn sein Vater zu weit gegangen war und sie blamiert hatte, dann würde es nie eine Konfrontation geben. Er hatte es Savarone vor zwei Jahren ganz klar gesagt, daß seine Übernahme der Zügel von Fontini-Cristi bedeutete, daß er alles Leder in Händen hielt.

Plötzlich erinnerte sich Vittorio. Vor zwei Wochen war Savarone auf ein paar Tage nach Zürich gefahren. Zumindest hatte er gesagt, er würde nach Zürich reisen. Es war nicht ganz klar herausgekommen. Er, Vittorio, hatte nicht genau hingehört. Aber während jener paar Tage war es ganz gegen seine Erwartung notwendig geworden, die Unterschrift seines Vaters auf einigen Verträgen beizubringen. So notwendig, daß er jedes Hotel in Zürich angerufen und dort versucht hatte, Savarone ausfindig zu machen. Aber er war nirgends zu finden gewesen. Niemand hatte ihn gesehen. Sein Vater war kein Mann, den man leicht übersah.

Und als er nach Campo di Fiori zurückkehrte, wollte er nicht sagen, wo er gewesen war. Savarone gab sich rätselhaft, so rätselhaft, daß es einen verrückt machen konnte. Er sagte seinem Sohn, er würde in ein paar Tagen alles erklären. Dann würde in Monfalcone etwas geschehen, und wenn es soweit war, würde Vittorio alles erfahren. Vittorio mußte es erfahren.

Wovon, zum Teufel, redete sein Vater? Was war das für ein Vorgang in Monfalcone? Warum sollte irgend etwas, das in Monfalcone geschah, sie betreffen?

Lächerlich!

Aber Zürich war gar nicht lächerlich. In Zürich gab es Banken. Hatte Savarone in Zürich irgendwelche Geldmanipulationen durchgeführt? Hatte er außergewöhnliche Geldbeträge aus Italien in die Schweiz transferiert? Heutzutage gab es dagegen ganz spezielle Gesetze. Mussolini brauchte jede Lira, die er festhalten konnte. Und die Familie hatte weiß Gott ausreichende Reserven in Bern und Genf. Es herrschte wirklich kein Mangel an Fontini-Cristi-Kapital in der Schweiz.

Was auch immer Savarone getan hatte, es würde seine letzte Geste sein. Wenn sein Vater sich politisch so engagiert hatte, dann sollte er irgendwo anders hingehen und sich Anhänger suchen. Nach Amerika vielleicht.

Vittorio schüttelte langsam den Kopf und gab sich geschlagen, als er den Hispano-Suiza auf die Straße hinauslenkte, die aus Varese herausführte. Woran dachte er? Savarone war - nun eben Savarone. Das Oberhaupt des Hauses Fontini-Cristi. Ganz gleich, über welche Talente oder welche Erfahrung der Sohn verfügte, der Sohn war nicht der Padrone.

Nimm die Stallstraße.

Was sollte das bedeuten? Die Stallstraße begann am nördlichen Ende ihres Anwesens, fünf Kilometer vom Osttor entfernt. Trotzdem würde er sie benutzen. Sein Vater mußte einen Grund gehabt haben, diesen Befehl zu erteilen. Ohne Zweifel einen ebensowenig plausiblen Grund wie die verrückten Spiele, an denen er sich erfreute, aber sein Wunsch erforderte dennoch den oberflächlichen Gehorsam des Sohnes. Aber der Sohn würde seinem Vater gegenüber sehr fest und deutlich auftreten.

Was war in Zürich geschehen?

Er passierte das Haupttor der Straße, die aus Varese führte und fuhr auf die Weststraße zu, die fünf Kilometer dahinter die seine kreuzte. Er bog nach links und fuhr fast drei Kilometer bis zum Nordtor und bog dann wieder nach links nach Campo di Fiori. Die Stallungen waren einen Kilometer vom Eingang entfernt. Die Straße war nicht asphaltiert. Das war für die Pferde angenehmer, denn dies war die Straße, die die Reiter benutzten, wenn sie zu den Feldern und Wegen nördlich und westlich des Waldes in die Mitte von Campo di Fiori ritten. Der Wald hinter dem großen Haus wurde von dem breiten Strom, der aus den nördlichen Bergen herunterfloß, in zwei Teile geteilt.

Im Scheinwerferlicht sah er den alten Guido Barzini mit den Armen fuchteln, ihm ein Signal zum Anhalten geben. Der

knorrige Barzini war etwas ganz Besonderes: so etwas wie eine Institution in Campo di Fiori, ein Mann, der sein ganzes Leben im Dienste des Hauses und der Familie verbracht hatte.

»Schnell, Signore Vittorio!« sagte Barzini durch das offene Fenster. »Lassen Sie Ihren Wagen hier. Es ist keine Zeit mehr.«

»Zeit wofür?«

»Der Padrone hat vor höchstens fünf Minuten mit mir gesprochen. Er sagte, wenn Sie jetzt kämen, sollten Sie ihn über das Telefon im Stall anrufen, ehe Sie ins Haus gehen. Es ist beinahe halb elf.«

Vittorio sah auf die Uhr am Armaturenbrett. Es war achtundzwanzig Minuten nach zehn. »Was geht hier vor?«

»Schnell, Signore! Bitte! Die Fascistil«

»Was für Fascisti?«

»Der Padrone. Er wird es Ihnen sagen.«

Fontini-Cristi stieg aus dem Wagen und folgte Barzini über den mit Steinplatten belegten Weg zum Eingang der Stallungen. An den Wänden hingen Halfter und alle Arten von Geschirren und zahlreiche Plaketten und Auszeichnungen, die die Überlegenheit der Zucht von Fontini-Cristi bewiesen. Und an der Wand hing das Telefon, das die Stallungen mit dem Herrenhaus verband.

»Was ist denn los, Vater? Hast du eine Ahnung, wer mich in Bellagio angerufen hat?«

»Basta!« brüllte Savarone über das Telefon. »Die werden jeden Augenblick hier sein. Deutsche.«

»Deutsche?«

»Ja, Rom glaubt, hier ein Partigiano-Treffen vorzufinden. Das werden sie natürlich nicht. Sie werden eine Familienveranstaltung stören. Vergiß das nicht! Die Familie wollte sich heute abend hier zum Abendessen treffen, das stand auf deinem Kalender. Du bist in Mailand aufgehalten worden.«

»Was haben die Deutschen mit Rom zu tun?«

»Das erkläre ich später. Du mußt nur daran denken...«

Plötzlich hörte Vittorio über das Telefon das Geräusch kreischender Reifen und schwerer Motoren. Eine Anzahl von Automobilen brauste vom Osttor auf das Haus zu.

»Vater!« schrie Vittorio. »Hat das etwas mit deiner Reise nach Zürich zu tun?«

Nach einer Weile sagte Savarone: »Vielleicht. Du mußt bleiben, wo du bist.«

»Was ist geschehen? Was ist in Zürich geschehen?«

»Nicht Zürich. Champoluc.«

»Was?«

»Später! Ich muß zu den anderen zurück. Bleib, wo du bist. Wo sie dich nicht sehen können. Wir sprechen uns, wenn sie wieder weg sind.«

Vittorio hörte das Klicken. Er wandte sich Barzini zu. Der alte Stallmeister wühlte in einer Kommode, die mit altem Kram gefüllt war. Jetzt hatte er gefunden, was er suchte: eine Pistole und einen Feldstecher. Er zog sie heraus und reichte beide Vittorio.

»Kommen Sie!« sagte er und seine alten Augen blickte zornig. »Wir sehen zu. Der Padrone wird sie eine Lektion lehren.«

Sie rannten die ungepflasterte Straße zum Haus und dem Garten, die dahinter anstieg, hinunter. Als der rauhe Boden in Pflaster übergang, bogen sie nach links und kletterten auf die kleine Böschung, von der aus man einen Blick auf die kreisförmige Zufahrt hatte. Sie befanden sich im Finsternen. Die ganze Fläche unter ihnen war von Scheinwerferlicht erhellt.

Drei Automobile jagten die Straße vom Osttor entlang, lange, schwarze, schwere Maschinen, deren Scheinwerferbalken aus der Finsternis hervortraten und von den anderen Scheinwerfern verschluckt wurden, die die ganze Gegend in weißes Licht tauchten. Die Wagen fuhren in die kreisförmige Auffahrt, brausten links an den anderen Fahrzeugen vorbei und hielten

plötzlich in Abständen vor den Steintreppen an, die zu den schweren Eichenflügeln des Eingangsportals hinaufführten.

Männer sprangen aus den Wagen. Männer, die alle schwarze Anzüge und schwarze Mäntel trugen und Waffen in der Hand hielten.

Waffen!

Vittorio blickte starr hinüber. Die Männer - sieben, acht, neun - hasteten die Treppe zur Tür hinauf. Ein hochgewachsener Mann ganz vorn übernahm das Kommando. Er hob die Hand, so daß die hinter ihm sie sehen konnten, und befahl ihnen, sich zu beiden Seiten der Türen aufzustellen, vier auf jeder Seite. Er zog mit der linken Hand an der Glocke, während die rechte immer noch die Pistole hielt.

Vittorio führte den Feldstecher an die Augen. Das Gesicht des Mannes war abgewandt, auf die Tür gerichtet, aber jetzt konnte man ganz deutlich die Waffe sehen, die er in der Hand hielt. Es war eine deutsche Luger. Vittorios Feldstecher wanderte zu der Gruppe links vom Eingang und dann zu der anderen, die rechts stand.

Die Waffen waren alle deutsch. Vier Luger und vier Bergmann MP 38 Maschinenpistolen.

Vittorios Magen verkrampfte sich plötzlich. Sein Geist fing Feuer, während er ungläubig zusah. Was hatte Rom da zugelassen? Es war unglaublich!

Er richtete seinen Feldstecher auf die drei Fahrzeuge. In jedem saß ein Mann. Alle waren im Schatten. Man konnte durch die Heckfenster nur ihre Köpfe sehen. Vittorio konzentrierte sich auf den ihm am nächsten stehenden Wagen, auf den Mann im Inneren jenes Wagens.

Der Mann rutschte auf dem Sitz zur Seite und blickte nach rechts. Jetzt erfaßte das Licht der Deckenscheinwerfer sein Haar. Es war kurzgeschnittenes, graues Haar, aber mit einer weißen Strähne, die von der Stirn ausgehend nach hinten verlief. An dem Mann war etwas unbestimmt Vertrautes - die Kopfform, die weiße Strähne im Haar -, aber Vittorio wußte nicht, wo er ihn hintun sollte.

Die Tür des Hauses öffnete sich. Ein Hausmädchen stand im Türrahmen, erschreckt vom Anblick des großen Mannes mit einer Waffe. Vittorio starrte wütend auf das Schauspiel, das sich ihm darbot. Rom würde diese Beleidigung teuer bezahlen. Der hochgewachsene Mann schob die Frau beiseite und drängte durch die Tür, gefolgt von den acht Männern, die die Waffen schußbereit hielten. Das Mädchen verschwand in der Phalanx ihrer Körper.

Teuer würde Rom das bezahlen müssen!

Von drinnen waren Rufe zu hören. Vittorio konnte die brüllende Stimme seines Vaters hören und gleich danach die Proteste seiner Brüder.

Ein lautes Krachen war zu hören, das Krachen sowohl von Glas als auch von Holz. Vittorio griff nach der Pistole in seiner Tasche. Er spürte, wie eine kräftige Hand sein Gelenk umspannte.

Es war Barzini. Der alte Stallmeister hielt Vittorios Hand, aber er blickte über seine Schulter, starrte nach unten.

»Das sind zu viele Maschinenpistolen. So lösen Sie gar nichts«, sagte er leise.

Ein drittes Krachen war von unten zu hören, das Geräusch schien jetzt näher. Der linke Flügel der schweren eichenen Doppeltür war aufgefliegen, Gestalten kamen heraus. Zuerst die Kinder, erschreckt, einige weinten vor Angst. Dann die Frauen, seine Schwester und die Ehefrauen seiner Brüder. Dann seine Mutter, den Kopf stolz erhoben, das jüngste Kind in ihren Armen. Sein Vater und seine Brüder folgten ihnen, von den Waffen, die die Männer in den schwarzen Anzügen trugen, gestoßen.

Sie wurden auf das Pflaster der kreisförmigen Zufahrt getrieben.

Die Stimme seines Vaters erhob sich über die der anderen, verlangte zu wissen, wer für dieses unerhörte Vorgehen verantwortlich war.

Aber es hatte noch nicht einmal angefangen.

Als es dann anfang, war es Vittorio Fontini-Cristi, als müsse er den Verstand verlieren. Donnerschläge betäubten ihn, Blitze blendeten ihn. Er warf sich nach vorn, jede Faser seines Körpers kämpfte gegen Barzinis Griff an, versuchte verzweifelt, seinen Hals und seinen Unterkiefer aus Barzinis Griff zu lösen.

Die Männer in den schwarzen Anzügen hatten nämlich das Feuer eröffnet. Frauen warfen sich über die Kinder, seine Brüder gingen auf die Waffen los, die die Nacht mit Feuer und Tod zerrissen. Schreie, in die sich Angst, Schmerz und Panik mischten, hallten durch das blendende Licht des Exekutionsplatzes. Rauch wallte, Körper erstarrten mitten in der Luft - in ihren blutdurchtränkten Kleidern von Kugeln durchbohrt. Der Körper eines Kindes explodierte in den Armen seiner Mutter. Und immer noch konnte Vittorio Fontini-Cristi sich nicht befreien, nicht zu den Seinen laufen.

Er spürte, wie ein totes Gewicht ihn nach unten zog, dann ein Krallen, Würgen, das an seinem Unterkiefer zerrte, und ihm jeden Laut im Hals erstickte.

Und dann drangen die Worte durch die Apokalypse menschlichen Untergangs aus der Tiefe. Die Stimme war ungeheuerlich, ihr Donner nur von den Salven der Maschinenpistolen übertönt, die nicht aufhörten.

Es war sein Vater. Er rief ihm über den Abgrund des Todes hinweg etwas zu.

»Champoluc... Zürich ist Champoluc... Zürich ist der Fluß... Champoluuuc...«

Vittorio biß mit den Zähnen auf die Finger, die er im Mund hielt. Einen Augenblick lang konnte er seine Hand befreien, die die Waffe hielt - und versuchte, die Pistole zu heben und nach unten zu schießen.

Aber plötzlich konnte er es nicht. Das Meer der Schwere war wieder über ihm, sein Handgelenk unerträglich verdreht, die Pistole entfiel seinen Händen. Die ungeheure Hand, die seinen Unterkiefer gepackt hatte, drückte sein Gesicht in die kalte Erde. Er konnte das Blut im Mund spüren, konnte spüren, wie

es ihm über die Lippen rann und sich mit dem Schmutz des Bodens vermischte.

Und jetzt kam wieder der schreckliche Schrei aus dem Abgrund des Todes.

### 3

»Champoluc!« Dann verstummte er.

30. DEZEMBER 1939

»Champoluc... Zürich ist Champoluc... Zürich ist der Fluß...«

Die Worte waren Schreie, und seine Agonie verzerrten sie. Sein geistiges Auge war angefüllt mit weißem Licht und Explosionen von Rauch und tiefroten Blutspritzern. Seine Ohren hörten die Schreie.

Es war geschehen. Er war Zeuge der fürchterlichen Exekution geworden, sah sie wie ein Schreckensgemälde vor sich: starke Männer, zitternde Kinder, Frauen und Mütter. Die Seinen.

O mein Gott!

Vittorio drehte den Kopf herum und vergrub sein Gesicht im groben Tuch des primitiven Bettes. Die Tränen flossen ihm über die Wangen. Es war Tuch, nicht kalte, krümelige Erde; man hatte ihn bewegt. Das letzte, woran er sich erinnerte, war, wie etwas sein Gesicht mit ungeheurer Kraft in den harten Boden preßte und mit wütender Kraft festhielt, so daß seine Augen geblendet waren und seine Lippen sich mit warmem Blut und kalter Erde füllten.

Nur seine Ohren waren noch Zeugen der Agonie.

»Champoluc!«

Mutter Gottes, es war geschehen!

Die Fontini-Cristis waren in den weißen Lichtern von Campo di Fiori massakriert worden. Alle Fontini-Cristis, mit Ausnahme eines einzigen, und dieser eine würde dafür sorgen, daß Rom zahlte. Der letzte Fontini-Cristi würde das Fleisch vom Gesicht des Duce schneiden, Schicht für Schicht; und die Augen

würden das letzte sein; ganz langsam würde das Messer sich in sie bohren.

»Vittorio, Vittorio.«

Er hörte seinen Namen und hörte ihn doch nicht. Es war ein eindringliches Flüstern, und Flüstern war für ihn gleichbedeutend mit Träumen von Agonie.

»Vittorio.« Das Gewicht lastete wieder auf seinen Armen. Das Flüstern kam von oben, aus der Dunkelheit. Das Gesicht von Guido Barzini war nur wenige Zentimeter von dem seinen entfernt, und die traurigen, starken Augen des Stallmeisters spiegelten sich in einem Kegel aus schwachem Licht.

»Barzini?« Das war alles, was er hervorbrachte.

»Verzeihen Sie mir. Ich hatte keine Wahl. Es gab keinen anderen Weg. Sie wären mit den übrigen getötet worden.«

»Ja, ich weiß. Exekutiert. Aber warum? Im Namen Gottes, warum?«

»Die Deutschen. Das ist alles, was wir im Augenblick wissen. Die Deutschen wollten den Tod der Fontini-Cristis. Sie wollen Ihren Tod. Die Häfen, die Flugplätze, die Straßen, ganz Norditalien ist abgeriegelt.«

»Rom hat es zugelassen.« Vittorio konnte immer noch das Blut in seinem Mund schmecken, den Schmerz in seinen Kinnladen spüren.

»Rom hält sich versteckt«, sagte Barzini mit leiser Stimme.  
»Nur wenige sprechen.«

»Was sagen sie?«

»Was die Deutschen wollen, daß sie sagen. Daß die Fontini-Cristis Verräter waren, von ihren eigenen Leuten getötet. Daß die Familie den Franzosen half, daß sie Waffen und Geld über die Grenzen schickte.«

»Lächerlich.«

»Rom ist lächerlich. Und angefüllt mit Feiglingen. Man hat den Informanten gefunden. Er hängt jetzt nackt an den Füßen in der Piazza del Duomo, von Messerstichen durchbohrt, die Zunge an den Kopf genagelt. Ein Partigiano hat eine Tafel

daruntergehängt. Auf ihr steht: ›Dieses Schwein hat Italien verraten. Sein Blut fließt aus den Stigmata der Fontini-Cristis.‹«

Vittorio wandte sich ab. Die Bilder, die er sah, brannten in seiner Seele: der weiße Rauch im weißen Licht, die Körper zerfetzt, im Tod zur Reglosigkeit erstarrt; Tausende von roten Flecken; die Exekution unschuldiger Kinder.

»Champoluc«, flüsterte Vittorio Fontini-Cristi.

»Wie bitte?«

»Mein Vater. Als er starb, als die Schüsse ihn durchbohrten, schrie er den Namen Champoluc. Etwas ist in Champoluc geschehen.«

»Was bedeutet das?«

»Ich weiß nicht. Champoluc ist in den Alpen, tief in den Bergen. ›Zürich ist Champoluc. Zürich ist der Fluß.‹ Das hat er gesagt. Im Sterben hat er es geschrien. Aber es gibt keinen Fluß in Champoluc.«

»Ich kann Ihnen nicht helfen«, sagte Barzini und setzte sich auf. In seinen fragenden Augen und in der Art, wie er unschlüssig seine großen Hände aneinanderrieb, lauerte die Angst. »Es ist nicht viel Zeit, um darüber nachzudenken. Nicht jetzt.«

Vittorio blickte zu dem hünenhaften, verlegenen Stallmeister auf, der am Rand seines primitiven Bettes saß. Sie befanden sich in einem Raum, der aus schwerem Holz gezimmert war. Zu seiner Linken gab es eine Tür, die halb offenstand, drei oder vier Meter entfernt, aber da waren keine Fenster. Er sah noch ein paar weitere Betten, wie viele, konnte er nicht sagen. Eine Baracke für Arbeiter.

»Wo sind wir?«

»Auf der anderen Seite des Lago Maggiore, südlich von Baveno. Auf einem Bauernhof, wo Ziegen gezüchtet werden.«

»Wie sind wir hierhergekommen?«

»Eine Wahnsinnsfahrt. Die Männer unten am Fluß haben uns hergefahren. Sie haben auf der Straße westlich von Campo di Fiori mit einem schnellen Wagen auf uns gewartet. Der

Partigiano aus Rom kennt sich mit Drogen aus. Er hat Ihnen eine Spritze gegeben.«

»Du hast mich bis zur Straße getragen?«

»Ja.«

»Das sind fast zwei Kilometer.«

»Kann sein. Sie sind groß, aber nicht besonders schwer.«

Barzini stand auf.

»Du hast mir das Leben gerettet.« Vittorio stützte die Hände auf die grobe Decke und richtete sich in sitzende Haltung auf, den Rücken an der Wand.

»Der eigene Tod bringt nicht die Rache.«

»Ich verstehe.«

»Wir müssen beide eine Reise machen. Sie müssen Italien verlassen, und ich muß nach Campo di Fiori.«

»Du gehst zurück?«

»Dort kann ich am meisten ausrichten. Am meisten Schaden zufügen.«

Fontini-Cristi starrte Barzini einen Augenblick an. Wie schnell doch das Unvorstellbare zur praktischen Realität wurde, wie schnell doch Menschen wild auf Wildes reagieren, und wie notwendig jene Reaktion doch war. Aber dafür war jetzt keine Zeit. Barzini hatte recht; das Nachdenken kam später.

»Gibt es für mich eine Möglichkeit, das Land zu verlassen? Du hast gesagt, ganz Norditalien wäre abgeriegelt.«

»Alle üblichen Wege. Es handelt sich um eine Menschenjagd, die Rom veranstaltet und von den Deutschen gelenkt wird. Es gibt andere Wege. Die Briten werden weiterhelfen, hat man mir gesagt.«

»Die Briten?«

»So heißt es. Sie waren die ganze Nacht in den Radios der Partigiani.«

»Die Briten? Das verstehe ich nicht.«

Das Fahrzeug war der alte Lastwagen eines Bauern mit armseligen Bremsen und einer Kupplung, die immer durchrutschte. Aber für die schlecht gepflasterten Feldwege reichte es aus. Motorrädern oder amtlichen Streifenfahrzeugen war er nicht gewachsen, dafür aber ausgezeichnet geeignet, auf dem Land von einem Punkt zum anderen zu gelangen - einfach ein kleiner Lastwagen, der ein paar Ziegen beförderte, die verstört auf der offenen, nur mit einem Bretterverschlag versehenen Ladebrücke herumtaumelten.

Vittorio war genauso gekleidet wie sein Fahrer. Er trug die schmutzigen, mit Dung verkrusteten, verschwitzten Kleider eines Landarbeiters. Man hatte ihm eine abgegriffene Kennkarte gegeben, auf der sein Name als Aldo Ravena ausgegeben war, einst Soldato in der italienischen Armee. Man würde davon ausgehen, daß seine Schulbildung lückenhaft war. Jedes Gespräch, das er etwa mit der Polizei führen mußte, würde einfach, primitiv und vielleicht ein wenig feindselig sein.

Sie waren seit Anbruch des Tages unterwegs, fuhren nach Süden in Richtung Turin, wo sie nach Südosten bogen, auf Alba zu. Wenn es keine ernsthaften Störungen gab, würden sie Alba bei Einbruch der Nacht erreichen.

In einer Espresso-Bar auf der Piazza San Giorno in Alba würden sie mit den Briten Kontakt aufnehmen, zwei Geheimdienstleuten, die MI 6 schicken würde. Ihre Aufgabe würde es sein, Fontini-Cristi zur Küste zu schaffen und von dort aus vorbei an den Streifen, die jeden Kilometer Küste von Genua bis San Remo bewachten. Italienisches Personal und deutsche Gründlichkeit, hatte man Vittorio gesagt.

Die Küstenbereiche am Golf von Genua galten als die für Infiltration geeignetsten. Die korsischen Schmuggler hatten sie jahrelang benutzt. Der Unio Corso sah die Strände und die felsigen Klippen am Meer sogar als sein Eigentum an. Sie nannten diese Küste den weichen Unterleib Europas. Sie kannten hier jeden Millimeter.

Den Briten war das recht. Sie ließen die Korsen für sich arbeiten, deren Dienste dem zur Verfügung standen, der den

höchsten Preis bezahlte. Der Unio Corso würde London dabei helfen, Fontini-Cristi an den Streifen vorbei aufs offene Meer hinauszubefördern, wo ein Unterseeboot von der Royal Navy an einem vorher vereinbarten Rendezvouspunkt nördlich von Rogliano auftauchen und ihn an Bord nehmen würde.

Das war die Information, die man Vittorio gegeben hatte - die zerlumpten Spinner hatten sie ihm gegeben, die er als Kinder verspottet hatte, weil sie sich mit primitiven Spielen die Zeit vertrieben. Die ungepflegten Narren mit den fanatischen Augen, die ein unhaltbares Bündnis mit Männern wie seinem Vater eingegangen waren, hatten ihm das Leben gerettet, waren immer noch damit beschäftigt, sein Leben zu retten. Ausgemergelte Landarbeiter, die direkte Verbindung mit den weit entfernten Briten - weit entfernt und doch nicht so weit entfernt. Nicht weiter als Alba.

Wie? Warum? Was, in Gottes Namen, hatten die Engländer hier vor? Warum taten sie es? Was taten die Männer, die er in seinem bisherigen Leben kaum zur Kenntnis genommen hatte, mit denen er kaum gesprochen, denen er höchstens Befehle erteilt und die er sonst ignoriert hatte - was taten diese Männer? Und warum? Er war kein Freund; vielleicht kein Feind, aber ganz sicher kein Freund.

Dies waren die Fragen, die Vittorio Fontini-Cristi angst machten. Ein Alptraum war in weißem Licht und rotem Tod explodiert, und er war außerstande, sein eigenes Überleben zu ergründen - ja, es auch nur zu wollen.

Sie waren noch zwölf Kilometer von Alba entfernt und rollten auf einer kurvigen Landstraße dahin, die parallel zur Hauptstraße von Turin verlief. Der Partigiano-Fahrer war müde, seine Augen waren von dem langen Tag und der grellen Sonne blutunterlaufen. Jetzt täuschten die Schatten des frühen Abends seine Augen. Sein Rücken schmerzte von der dauernden Anstrengung. Abgesehen von gelegentlichen Aufenthalten, um Benzin zu tanken, hatte er seinen Platz nicht verlassen. Die Zeit war knapp.

»Laß mich eine Weile fahren.«

»Wir sind fast da, Signore. Sie kennen diese Straße nicht, ich schon. Wir erreichen Alba vom Osten auf der Canelli-Straße. Es könnte sein, daß an der Stadtgrenze Soldaten sind. Vergessen Sie nicht, was Sie sagen müssen.«

»So wenig wie möglich, denke ich.«

Der Lastwagen reihte sich in den leichten Verkehr auf der Via Canelli ein und hielt das Tempo der anderen Fahrzeuge. Wie von dem Fahrer vorhergesagt, hielten an der Stadtgrenze zwei Soldaten Wache.

Aus einem von einem Dutzend Gründen bedeutete man ihnen, daß sie anhalten sollten. Sie bogen von der Straße ab auf den ungepflasterten Seitenstreifen und warteten. Ein Caporale trat an das Seitenfenster des Fahrers, während ein Gemeiner lakonisch neben Fontini-Cristis Tür stand.

»Wo kommen Sie her?« fragte der Caporale.

»Südlich von Baveno«, sagte der Partigiano.

»Für eine so kleine Ladung ist das eine weite Fahrt. Ich zähle fünf Ziegen.«

»Zuchttiere. Die sind mehr wert, als man ihnen ansieht. Zehntausend Lire für die Böcke, acht für die Ziegen.«

Der Caporale hob die Brauen. Er lächelte nicht beim Reden. »Sie sehen nicht so aus, als wären Sie soviel wert, Paisan. Ihre Papiere.«

Der Partisan griff in die Gesäßtasche und holte eine abgewetzte Briefftasche heraus. Er entnahm ihr die Karte und reichte sie dem Soldaten.

»Da steht, daß Sie aus Varallo kommen.«

»Ich komme aus Varallo. Ich arbeite in Baveno.«

»Im Süden von Baveno«, korrigierte ihn der Soldat kalt. »Sie«, sagte er dann, zu Vittorio gewandt. »Ihre Papiere.«

Fontini-Cristi griff unter seine Jacke, vorbei am Griff seiner Pistole und holte die Karte heraus. Er reichte sie dem Fahrer, der sie dem Soldaten gab.

»Sie waren in Afrika?«

»Ja, Caporale«, antwortete Vittorio stumpf.

»Welche Einheit?«

Er wußte keine Antwort. Seine Gedanken rasten, versuchten, sich aus den Nachrichten an eine Nummer oder einen Namen zu erinnern.

»Siebtes Bataillon«, sagte er schließlich.

»Aha.« Der Caporale gab die Karte zurück. Vittorio atmete aus. Aber seine Erleichterung war nur von kurzer Dauer. Der Soldat griff nach der Türklinke, riß sie nach unten und zog die Tür auf. »Aussteigen! Beide!«

»Was? Warum?« wandte der Partisan mit fast weinerlicher Stimme ein. »Wir müssen unsere Lieferung bis Abend machen. Dafür ist kaum mehr Zeit.«

»Aussteigen.« Der Caporale hatte die Pistole aus dem schwarzen Lederhalfter gezogen und richtete sie jetzt auf die zwei Männer. Er bellte seinen Untergebenen über die Motorhaube an. »Hol ihn raus! Paß auf ihn auf!«

Vittorio sah den Fahrer an. Die Augen des Partisanen forderten ihn auf, dem Befehl nachzukommen. Aber auf der Hut zu bleiben, jederzeit bereit zu sein; auch das sagten ihm die Augen.

Als sie auf der sandigen Seitenstraße standen, befahl der Caporale den beiden Männern, zu dem Wachhäuschen zu gehen, das neben einer Telefonstange stand. Ein Draht hing herunter und war am Dach des kleinen Häuschens befestigt. Die Tür war eng und stand offen.

Der frühe Abendverkehr auf der Via Canelli war dichter geworden, zumindest schien es Fontini-Cristi so. Es waren hauptsächlich Personenwagen, dazwischen ein paar Lastwagen, ganz ähnlich dem, den sie fuhren. Eine Anzahl Fahrer verlangsamte die Fahrt, als sie die zwei Soldaten sahen, die die Zivilisten mit gezogenen Waffen zu ihrem Wachhäuschen führten. Dann beschleunigten die Fahrer wieder, froh, selbst nicht angehalten zu werden.

»Sie haben kein Recht, uns aufzuhalten!« schrie der Partisan. »Wir haben nichts getan, was verboten ist. Es ist kein Verbrechen, wenn man sich seinen Lebensunterhalt verdient!«

»Aber es ist ein Verbrechen, falsche Informationen zu geben, Paisan.«

»Wir haben keine falschen Informationen gegeben. Wir sind Arbeiter aus Baveno. Und das ist, bei der Mutter Gottes, die reine Wahrheit!«

»Nur vorsichtig«, sagte der Soldat sarkastisch. »Sonst kommt noch Gotteslästerung hinzu. Hinein mit euch!«

Das Wachhäuschen schien noch kleiner, als es von der Via Canelli ausgesehen hatte. Es war höchstens eineinhalb Meter tief und vielleicht zwei Meter breit. Es war für sie vier kaum genug Platz. Und der Blick in den Augen des Partisanen sagte Vittorio, daß das ein Vorteil für sie war.

»Durchsuchen«, befahl der Caporale.

Der Soldat stellte seinen Karabiner mit dem Lauf nach oben ab. Und jetzt tat der Fahrer etwas sehr Seltsames. Er hielt sich die Arme über die Brust, hielt sich die Jacke zu, als wollte er den Soldaten herausfordern. Und doch war der Mann nicht bewaffnet; das hatte er Fontini-Cristi gesagt.

»Stehlen wollt ihr!« sagte er lauter als notwendig, und seine Worte hallten in der kleinen Hütte wider. »Soldaten stehlen!«

»Wir wollen deine Lire nicht, Paisan. Es gibt viel eindrucksvollere Fahrzeuge auf der Straße. Die Hände runter!«

»Selbst in Rom werden einem Gründe genannt. Il Duce selbst sagt, daß man die Arbeiter nicht so behandeln darf. Ich bin mit den Faschisten marschiert; mein Bruder hat in Afrika gedient!«

Was macht der Mann nur? dachte Vittorio. Warum benimmt er sich so seltsam! Damit ärgert er doch die Soldaten nur. »Jetzt ist meine Geduld am Ende, Schwein! Wir suchen einen Mann vom Lago Maggiore. Alle Posten suchen diesen Mann. Wir haben Sie angehalten, weil Sie ein Kennzeichen aus dem Bezirk Maggiore haben... Die Arme weg!«

»Baveno! Nicht Maggiore! Wir kommen aus Baveno! Wo sind da denn die Lügen?«

Der Caporale sah Vittorio an. »Kein Soldat in Afrika sagt, daß er beim siebten Bataillon gedient hat. Das sind die einzigen, die vor dem Negus davongerannt sind.«

Der Soldat hatte kaum gesprochen, als der Partisan seinen Befehl hinausschrie: »Jetzt, Signore! Nehmen Sie den anderen!«

Die Hand des Fahrers zuckte herunter, schlug nach der Pistole, die der Caporale hielt und die nur wenige Zentimeter von seinem Leib entfernt war. Sein plötzliches Handeln und das laute Brüllen des Partisanen in dem engen Raum hatte die gleiche Wirkung wie ein plötzlicher Zusammenstoß. Vittorio hatte keine Zeit, ihn zu beobachten. Er konnte nur hoffen, daß sein Begleiter wußte, was er tat. Der andere Soldat war zu seinem Karabiner hinübergerannt, hatte die linke Hand am Lauf, während die rechte nach dem Kolben griff. Fontini-Cristi warf sich mit seinem ganzen Gewicht gegen den Mann, schmetterte ihn gegen die Wand, beide Hände am Kopf des Mannes, so daß der gegen die harte Holzfläche prallte. Dem Soldaten fiel die Mütze herunter, Blut quoll unter seinem Haar hervor, rann ihm über den Schädel. Er sackte zu Boden.

Vittorio drehte sich herum. Der Caporale war in die Ecke des winzigen Wachhäuschens gezwängt, der Partisan stand über ihm und schlug ihm die eigene Waffe ins Gesicht.

»Schnell!« schrie der Partisan, als der Caporale zu Boden fiel. »Bringen Sie den Lastwagen her! Direkt vor das Häuschen! Bleiben Sie auf dem Seitenstreifen und lassen Sie den Motor laufen.«

»Gut«, sagte Fontini-Cristi, den die Brutalität des Mannes ebenso verwirrte wie sein schnelles, entschlossenes Handeln in den letzten dreißig Sekunden.

»Und - Signore!« schrie der Partisan, als Vittorio schon einen Fuß durch die Tür gesetzt hatte.

»Ja?«

»Ihre Waffe, bitte. Diese Militärwaffen sind wie Donner.« Fontini-Cristi zögerte, zog dann die Waffe heraus und reichte sie dem Mann. Der Partisan griff nach dem Feldtelefon an der Wand und riß die Leitung heraus.

Vittorio steuerte den Lastwagen vor das Wachhäuschen, die linken Räder standen auf der asphaltierten Fläche der Straße. Auf dem Seitenstreifen war nicht genügend Platz. Er hoffte, daß die Schlußlichter für den nachkommenden Verkehr - der noch dichter geworden war - hell genug waren, um das Hindernis sichtbar zu machen.

Der Partisan kam jetzt aus dem Wachhäuschen heraus und sagte durch das Fenster: »Drehen Sie den Motor hoch, Signore. So laut und so schnell Sie können.«

Das tat Fontini-Cristi. Der Partisan rannte in das Häuschen zurück. Seine rechte Hand hielt Vittorios Pistole umklammert.

Die zwei Schüsse waren tief und scharf, halb erstickte Fehlzündungen in dem brausenden Verkehr. Vittorio blickte starr nach vorn, und seine Gefühle waren eine Mischung aus Betroffenheit und Furcht und unerträglicher Besorgnis. Er war in eine Welt der Gewalt eingetreten, die er nicht begriff.

Der Partisan kam aus dem Wachhäuschen heraus und zog die schmale Tür hinter sich zu. Er sprang in die Fahrerkabine, schlug die Tür hinter sich zu und nickte zu Vittorio hinüber. Fontini-Cristi wartete ein paar Augenblicke auf eine Lücke im Verkehr und ließ dann die Kupplung kommen. Der alte Lastwagen ruckte an.

»An der Via Monte ist eine Garage, wo wir den Wagen verstecken, ihn neu streichen und die Zulassungsschilder austauschen können. Sie ist einen knappen Kilometer von der Piazza San Giorno entfernt. Wir gehen zu Fuß von der Garage hin. Ich sage Ihnen, wo Sie abbiegen müssen.«

Der Partisan hielt Vittorio die Pistole hin. »Danke«, sagte Fontini-Cristi verlegen, als er sich die Waffe in die Jackettasche schob. »Du hast sie getötet.«

»Natürlich«, antwortete der andere ausdruckslos.

»Wahrscheinlich mußt du das.«

»Natürlich. Sie werden in England sein, Signore. Ich bin in Italien. Man könnte mich identifizieren.«

»Ich verstehe«, antwortete Vittorio, aber seine Stimme stockte.

»Ich will ja nicht respektlos sein, Signore Fontini-Cristi, aber ich glaube nicht, daß Sie verstehen. Für Sie in Campo di Fiori ist das alles neu, für uns ist es nicht neu. Wir waren zwanzig Jahre im Krieg, ich selbst war zehn Jahre dabei.«

»Krieg?«

»Ja. Wer, glauben Sie denn, bildet Ihre Partigiani aus?«

»Was willst du damit sagen?«

»Ich bin Kommunist, Signore. Die mächtigen, kapitalistischen Fontini-Cristi lernen von Kommunisten, wie man kämpft.«

Der Lastwagen polterte über die Straße. Vittorio hielt das Steuer fest umklammert. Die Worte seines Begleiters hatten ihn erstaunt, aber sie ließen ihn seltsam kalt.

»Das habe ich nicht gewußt«, sagte er.

»Das ist seltsam, nicht wahr?« sagte der Partisan. »Niemand hat mich je gefragt.«

## 4

### 30. DEZEMBER 1939 ALBA, ITALIEN

Die Espresso-Bar war überfüllt, die Tische waren voll, die Stimmen laut. Vittorio folgte dem Partisan durch die Masse gestikulierender Hände und den Weg nur widerstrebend freimachender Körper bis zur Theke. Sie bestellten Kaffee und Grappa.

»Dort drüben«, sagte der Partisan und wies auf einen Tisch in der Ecke, an dem drei Arbeiter saßen, deren schmutzige Kleider und Stoppelgesichter ihren sozialen Status erkennen ließen. Ein Stuhl war leer.

»Woher weißt du das? Ich dachte, wir sollten uns mit zwei Männern, nicht mit drei treffen. Und Briten. Außerdem ist nicht genug Platz; nur ein Stuhl.«

»Sehen Sie sich den kräftig gebauten Mann rechts an. Das Kennzeichen ist an den Schuhen. Flecken von orangeroter Farbe, nicht viel, aber sichtbar. Er ist der Korse. Die zwei anderen sind Engländer. Gehen Sie hinüber und sagen Sie: ›Unsere Fahrt war ohne besondere Ereignisse.‹ Dann wird der Mann mit den Schuhen aufstehen. Sie können dann seinen Platz einnehmen.«

»Und du?«

»Ich komme in einer Minute nach. Ich muß mit dem Corso sprechen.«

Vittorio tat, wie der andere es ihm aufgetragen hatte. Der untersetzte Mann mit den Farbflecken an den Schuhen stand auf, wobei er durch ein tiefes Stöhnen zu erkennen gab, wie wenig wohl er sich auf dem zerbrechlichen Stuhl gefühlt hatte. Fontini-Cristi setzte sich. Der Brite, der ihm gegenüber saß, sprach. Sein Italienisch war grammatikalisch korrekt, aber stockend; er hatte die Sprache gelernt, nicht das Idiom.

»Unser tiefempfundenes Bedauern. Absolut schrecklich. Wir werden Sie rausholen.«

»Danke. Würden Sie lieber englisch sprechen? Ich beherrsche Ihre Sprache fließend.«

»Gut«, sagte der zweite Mann. »Wir waren nicht sicher. Wir hatten furchtbar wenig Zeit, uns über Sie zu informieren. Man hat uns heute morgen aus Lakenheath hergeflogen. Die Corsos haben uns in Pietra Ligure abgeholt.«

»Alles ging schnell«, sagte Vittorio. »Ich bin noch nicht über den Schock hinweg.«

»Ich wüßte auch nicht, wie man das könnte«, sagte der erste Mann. »Aber wir sind noch nicht durch. Sie werden gut aufpassen müssen. Wir haben Anweisung, verdammt genau sicherzugehen, daß wir Sie nach London bringen. Wir sollen nicht ohne Sie zurückkommen, und das ist ein Befehl.«

Vittorio sah die zwei Männer abwechselnd an. »Darf ich Sie fragen, warum? Verstehen Sie mich bitte richtig, ich bin Ihnen dankbar, aber Ihre Sorge scheint mir außergewöhnlich. Ich bin nicht bescheiden, aber ich bin auch kein Narr. Warum bin ich für die Briten so wichtig?«

»Verdammt will ich sein, wenn wir das wissen«, erwiderte der zweite Agent. »Aber ich kann Ihnen sagen, daß gestern abend der Teufel los war. Die ganze Nacht durch. Wir waren von Mitternacht bis vier Uhr früh im Luftfahrtministerium. Sämtliche Radioskalan in jedem einzelnen Einsatzraum blitzten wie verrückt. Wir arbeiten mit den Korse zusammen, das wissen Sie doch wohl.«

»Ja, das hat man mir gesagt.«

Der Partisan bahnte sich seinen Weg zum Tisch. Er zog sich den leeren Stuhl heraus und setzte sich, ein Glas Grappa in der Hand. Das Gespräch wurde in Italienisch fortgesetzt.

»Wir hatten Ärger auf der Canelli-Straße. Ein Kontrollpunkt. Wir mußten zwei Wachen erledigen.«

»Wie lange ist die A-Spanne?« fragte der Agent, der rechts von Fontini-Cristi saß. Er war ein schlanker Mann, der irgendwie eindringlicher als sein Partner wirkte. Er sah Vittorios verblüfften Gesichtsausdruck und fügte hinzu: »Wie lange glaubt er, daß wir Zeit haben, ehe der Alarm ausgelöst wird?«

»Mitternacht. Wenn die Zwölfuhrschicht eintrifft. Niemand kümmert sich hier um Telefone, an denen sich keiner meldet. Die Anlagen versagen die ganze Zeit.«

»Gut gemacht«, sagte der Agent auf der anderen Tischseite. Er war im Gesicht runder als sein Landsmann. Er sprach langsamer, als müßte er die ganze Zeit nach Worten suchen. »Sie sind Bolschewik, nehme ich an.«

»Ja«, erwiderte der Partisan ein wenig feindselig.

»Nein, nein, bitte«, fügte der Agent hinzu, »ich arbeite mit Leuten wie Ihnen gern zusammen. Sie sind sehr gründlich.«

»Übrigens«, sagte der Brite rechts von Vittorio, »ich bin Apfel, er ist Birne.«

»Wir wissen, wer Sie sind«, sagte Birne zu Fontini-Cristi.

»Und mein Name ist nicht wichtig«, sagte der Partisan und lachte erleichtert. »Ich komme nicht mit.«

»Wollen wir einmal alles durchgehen, ja?« Apfel war besorgt, hielt sich aber so gut unter Kontrolle, daß er fast reserviert wirkte. »Den ganzen Plan. Außerdem möchte London eine bessere Kommunikation aufbauen.«

»Wir wußten, daß London das wünscht.«

Die drei Männer begannen ein professionelles Gespräch, das Vittorio außergewöhnlich fand. Sie sprachen von Routen und Codes und Radiofrequenzen, als diskutierten sie Börsennotierungen. Dabei berührten sie auch die Notwendigkeit, gewisse Leute in speziellen Positionen zu erledigen, zu eliminieren - nicht Menschen, nicht menschliche Wesen, sondern Faktoren, die getötet werden mußten.

Was für eine Art von Menschen waren diese drei? »Apfel«, »Birne«, ein Bolschewik ohne Namen, nur mit einer falschen Kennkarte. Männer, die ohne Zorn töteten, ohne Bedauern.

Er dachte an Campo di Fiori, an blendendweiße Scheinwerfer, an Gewehrfeuer und Tod. Er konnte jetzt töten, böse und wild, aber er konnte nicht so vom Tod sprechen, wie diese Männer da von ihm sprachen.

»...bringen uns auf einen Trawler, der der Küstenwachen bekannt ist, verstehen Sie?« Apfel sprach zu ihm, aber er hatte nicht zugehört.

»Tut mir leid«, sagte Vittorio. »Ich war mit meinen Gedanken anderswo.«

»Wir haben einen weiten Weg vor uns«, sagte Birne. »Über achtzig Kilometer bis zur Küste und dann mindestens drei Stunden auf dem Wasser. Da kann eine Menge passieren.«

»Ich werde versuchen, aufmerksamer zu sein.«

»Sie sollten es nicht nur versuchen«, erwiderte Apfel, dessen Tonfall man anmerkte, daß er verstimmt war, sich aber Mühe gab, sein Gefühl zu unterdrücken. »Ich weiß nicht, was Sie dem Foreign Office bedeuten, aber Tatsache ist, daß Sie von

höchster Wichtigkeit sind. Wenn wir Sie nicht herausholen, reißen die uns den Arsch auf. Hören Sie also zu! Die Korse bringen uns zur Küste. Wir werden viermal die Fahrzeuge wechseln...«

»Warten Sie!« Der Partisan griff über den Tisch und packte Apfel am Arm. »Der Mann, der bei ihnen saß, die Schuhe mit den Farbklecks - wo haben Sie ihn gefunden? Schnell!«

»Hier in Alba. Vor etwa zwanzig Minuten.«

»Wer hat den ersten Kontakt hergestellt?«

Die beiden Engländer sahen einander an, kurz, aber sofort beunruhigt.

»Er«, sagte Apfel.

»Raus hier! Sofort! Durch die Küche!«

»Was?« Birne sah zur Espresso-Theke hinüber.

»Er geht weg«, sagte der Partisan. »Er sollte auf mich warten.«

Der untersetzte Mann schob sich durch die Menschenmenge zur Tür. Er tat das so unauffällig wie möglich; jemand, der getrunken hatte und zur Toilette wollte, vielleicht.

»Was meinen Sie?« fragte Apfel.

»Ich glaube, daß es eine ganze Menge Männer in Alba gibt, die Farbe an den Schuhen haben. Sie warten auf Fremde, deren Augen den Boden absuchen.« Der Kommunist stand auf. »Der Kontaktcode ist geknackt worden. Das kommt vor. Die Korse werden ihn ändern müssen. Und jetzt gehen Sie!«

Die zwei Engländer erhoben sich von ihren Stühlen, aber nicht so, daß es irgendwie eilig wirkte. Vittorio nahm das Stichwort auf und erhob sich ebenfalls. Seine Hand berührte den Partisanen am Ärmel. Der Kommunist schien sich zu wundern. Er hatte den unteretzten Mann im Auge und war gerade im Begriff, sich unter die Menge zu mischen.

»Ich möchte dir danken.«

Der Partisan starrte ihn einen Augenblick lang an.

»Sie vergeuden Zeit«, sagte er.

Die beiden Briten wußten genau, wo die Küche war. Und deshalb kannten sie auch den Ausgang aus jener Küche. Die Gasse davor war verkommen und dreckig. An den schmutzigen Stuckwänden lehnten Mülltonnen, aus denen der Unrat quoll.

Die Gasse war eine Verbindung zwischen der Piazza San Giorno und der Straße dahinter, aber so schlecht beleuchtet und mit so viel Unrat bedeckt, daß sie als Abkürzungsweg nicht populär war.

»Hier entlang«, sagte Apfel und bog nach links, weg von der Piazza. »Schnell!«

Die drei Männer rannten aus der Gasse. Die Straße war hinreichend mit Fußgängern und Ladenbesitzern gefüllt, um ihnen Deckung zu bieten. Apfel und Birne begannen, gleichmütig dahinzuschlendern. Vittorio folgte ihnen. Er bemerkte, daß die zwei Agenten ihn zwischen sich manövriert hatten.

»Ich bin nicht sicher, daß der Bolschie recht gehabt hat«, sagte Birne. »Vielleicht hat unser Corso bloß einen Freund entdeckt. Er war verdammt überzeugend.«

»Die Korsen haben ihre eigene Sprache«, warf Vittorio ein und entschuldigte sich, als er mit einem entgegenkommenden Passanten zusammenstieß.

»Konnte er das nicht feststellen, als er mit ihm sprach?«

»Tun Sie das nicht«, sagte Apfel mit schneidender Stimme.

»Was?«

»Seien Sie nicht so verdammt höflich. Das paßt schlecht zu den Kleidern. Um Ihre Frage zu beantworten, die Korsen haben überall ihre regionalen Kontakte. Die haben wir alle. Das sind untere Chargen, bloß Boten.«

»Ich verstehe.« Fontini-Cristi sah den Mann an, der sich Apfel nannte. Er schlenderte beiläufig dahin, aber seine Augen suchten die nächtliche Straße unablässig ab. Vittorio wandte den Kopf und sah Birne an. Er tat genau das gleiche, was sein Landsmann tat: beobachtete die Gesichter in der Menge, die Fahrzeuge, die Gebäudenischen zu beiden Seiten der Straße.

»Wo gehen wir hin?« fragte Fontini-Cristi.

»Bis auf einen Häuserblock an die Stelle heran, die uns unser Korse genannt hat«, erwiderte Apfel.

»Aber ich dachte, Sie beargwöhnen ihn.«

Birne gab ihm darauf Antwort. »Sie werden uns nicht sehen, weil sie nicht wissen, wonach sie Ausschau halten sollen. Der Bolschewik wird den Korse auf der Piazza fangen. Wenn alles sauber ist, werden sie gemeinsam kommen. Wenn nicht, und wenn Ihr Freund sein Handwerk versteht, wird er der einzige sein.«

Die Einkaufsstraße bog nach links in den südlichen Eingang der Piazza San Giorno. Ganz vorn stand ein Springbrunnen. Das kreisförmig angelegte Brunnenbecken darunter war voll mit weggeworfenen Papieren und Flaschen. Männer und Frauen saßen am Brunnenrand und tauchten die Hände in das schmutzige Wasser. Kinder liefen schreiend unter den wachsamen Blicken ihrer Eltern auf dem Kopfsteinpflaster herum.

»Die Straße dahinter«, sagte Apfel und zündete sich eine Zigarette an, wobei er auf den breiten Pflasterstreifen wies, den man durch die Gischt des Springbrunnens sehen konnte, »ist die Via Ligata. Sie führt zur Küstenstraße. Zweihundert Meter weiter unten ist eine Nebenstraße. Der Corso hat gesagt, daß dort ein Taxi warten würde.«

»Die Nebenstraße ist doch nicht zufällig eine Sackgasse?« Birne stellte sie Frage mit dem Ausdruck des Abscheus. Er erwartete keine Antwort darauf.

»Ist das nicht ein Zufall? Ich habe mich genau dasselbe gefragt. Das wollen wir herausfinden. Sie«, sagte Apfel zu Vittorio gewandt, »bleiben bei meinem Partner und tun genau, was er sagt.« Der Agent warf das Streichholz auf den Boden, sog den Rauch seiner Zigarette tief in seine Lungen und ging schnell über das Kopfsteinpflaster auf den Springbrunnen zu. Als er nur noch wenige Schritte von dem Wasser entfernt war, verlangsamte er seine Schritte, und dann verschwand er zu

Vittorios großem Erstaunen, tauchte völlig in der Menschenmenge unter.

»Der ist recht gut in Form, was?« sagte Birne.

»Ich kann ihn nicht ausmachen. Ich sehe ihn nicht.«

»Das sollen Sie auch nicht. In der richtigen Beleuchtung kann so etwas sehr wirksam sein.« Er zuckte die Schultern.

»Kommen Sie mit. Gehen Sie neben mir und plappern Sie irgend etwas. Und gestikulieren Sie. Hier in Italien fuchelt jeder mit den Händen, als wäre er wahnsinnig.«

Vittorio lächelte über die Binsenweisheit des Engländers. Aber als sie sich dann unter der Menge bewegten, achtete er darauf, die Hände zu bewegen und plötzlich die Ärmel hochzureißen. Der Brite kannte seine Italiener. Er hielt Schritt mit dem Agenten, die Zielstrebigkeit des Mannes faszinierte ihn. Plötzlich packte Birne Vittorio am Ärmel und riß ihn nach links, stieß ihn zu einem soeben freigewordenen Platz am Brunnensims. Fontini-Cristi war überrascht; er hatte geglaubt, es wäre ihr Ziel, die Via Ligata so schnell und so unauffällig wie möglich zu erreichen.

Dann begriff er. Die erfahrenen, professionellen Augen des Briten hatten gesehen, was die des Amateurs nicht gesehen hatten. Das Signal.

Vittorio saß mit eingezogenem Kopf zur Rechten des Agenten. Die ersten Gegenstände, die ihm auffielen, waren ein Paar ausgetretener Schuhe mit Flecken von orangeroter Farbe auf dem abgewetzten Leder. Einfach ein Paar bewegungsloser Schuhe in den sich bewegenden Schatten sich bewegendes Leiber. Dann hob Vittorio den Kopf und erstarrte. Der Partisan, der ihn nach Alba gebracht hatte, stützte den untersetzten Körper des korsischen Kontaktmannes so, als stützte er einen Freund, der zuviel getrunken hatte. Aber der Kontaktmann war nicht betrunken. Sein Kopf hing herunter, seine Augen standen offen und starrten in die sich bewegende Finsternis. Er war tot.

Vittorio lehnte sich am Brunnensims zurück. Das, was er am Boden sah, hatte eine hypnotische Wirkung auf ihn. Ein gleichmäßiger, dünner Blutstrom durchtränkte das Hemd des

Korsen, rann an der Innenseite der Brunnenwand über den Stein und mischte sich in das schmutzige Wasser, bildete im schwankenden Licht der Straßenlampe der Piazza unregelmäßige Kreise.

Die Hand des Partisanen hielt den Stoff zusammengeknüllt, bauschte das Hemd über der blutdurchtränkten Fläche zusammen. Seine Knöchel und sein Handgelenk waren mit Blut besudelt, und seine Finger umspannten den Griff eines Messers.

Fontini-Cristi versuchte die Panik zu unterdrücken, die in ihm aufzusteigen drohte.

»Ich hatte gehofft, Sie würden stehenbleiben«, sagte der Kommunist zu dem Engländer.

»Das wäre ich beinahe nicht«, erwiderte Birne in seinem korrekten Italienisch. »Bis ich die zwei hier heraufspringen sah.« Der Agent deutete auf den Brunnensims, auf dem er und Vittorio saß. »Das sind Ihre Leute, nehme ich an.«

»Nein. Als Sie herangekommen waren, sagte ich ihnen, mein Freund mußte sich gleich übergeben. Es ist natürlich eine Falle. Nach Art eines Fischers. Die wissen auch nicht, was sie in ihren Netzen fangen werden. Sie haben den Code geknackt, letzte Nacht. Es gibt ein gutes Dutzend Provocatori in der Gegend, die jeden aufscheuchen, den sie können. Eine Art Auftrieb.«

»Wir werden den Korsen Bescheid sagen.«

»Das wird nicht viel nützen. Der Code wechselt morgen.«

»Dann ist das Taxi die Falle?«

»Nein. Der zweite Köder. Die gehen kein Risiko ein. Das Taxi treibt die Zielobjekte ins Netz. Nur der Fahrer weiß wohin. Der steht ziemlich weit oben.«

»Dann müssen doch andere in der Nähe sein.« Birne griff sich mit der Hand an den Mund; das war eine Geste des Nachdenkens.

»Sicher.«

»Aber welche?«

»Das läßt sich herausfinden. Wo ist Apfel?«

»Inzwischen in der Via Ligata. Wir wollten uns trennen, falls Sie Schwierigkeiten bekommen sollten.«

»Gehen Sie zu ihm. Ich hatte keine Schwierigkeiten.«

»Ja, das kann ich sehen...«

»Mutter Gottes!« rief Vittorio halblaut aus, der nicht länger schweigen konnte. »Sie halten da mitten auf der Piazza einen Toten und schnattern wie die Frauen!«

»Wir haben uns etwas zu sagen, Signore. Seien Sie still und hören Sie zu.« Der Partisan sah wieder den Engländer an, der Fontini-Cristis Ausbruch kaum bemerkt hatte. »Ich gebe Ihnen zwei Minuten, um Apfel zu erreichen. Dann lasse ich unseren Corso-Freund hier ins Wasser rutschen, mit dem Rücken nach oben, so daß man das Messer sieht. Es wird zu einem Chaos kommen. Ich werde selbst mit Schreien anfangen. Man wird es hören. Das sollte genügen.«

»Und wir behalten das Taxi im Auge«, unterbrach Birne.

»Ja. Wenn das Geschrei dann lauter wird, müssen Sie sehen, wer miteinander spricht. Achten Sie darauf, wer weggeht, um sich umzusehen.«

»Dann nehmen wir das Taxi und verschwinden«, fügte der Agent in einem Tonfall hinzu, der andeutete, daß, was er sagte, endgültig war. »Gut gemacht! Ich freue mich darauf, wieder mit Ihnen zusammenzuarbeiten.« Der Brite stand auf, und Vittorio tat es ihm gleich, als er die Hand von Birne an seinem Arm spürte.

»Sie«, sagte der Partisan und blickte zu Vittorio auf, während er den schlaffen, untersetzten Leichnam immer noch in der lärmenden, schattenerfüllten Finsternis festhielt. »Etwas, das Sie sich merken sollten. Ein Gespräch inmitten vieler Leute ist häufig das Sicherste, das es gibt. Und ein Messer in einer Menschenmenge ist am schwersten festzustellen. Merken Sie sich diese Dinge.«

Vittorio blickte auf den Mann hinunter. Er war nicht sicher, ob der Kommunist ihn mit seinen Worten beleidigen wollte oder nicht.

»Ich werde es mir merken«, sagte Vittorio.

Sie gingen schnell zur Via Ligata hinüber. Apfel war auf der anderen Seite und arbeitete sich langsam auf die Seitenstraße zu, wo das Taxi nach Aussage des Korsen warten sollte. Die Straßenbeleuchtung war hier schwächer als auf der Piazza.

»Schnell, dort ist er«, sagte Birne in englischer Sprache.

»Machen Sie längere Schritte, aber laufen Sie nicht.«

»Sollten wir nicht zu ihm hinübergehen?« fragte Vittorio.

»Nein. Eine Person, die die Straße überquert, ist weniger auffällig als zwei... So. Halt jetzt.«

Birne holte eine Schachtel Streichhölzer aus der Tasche und riß eines davon an. Im gleichen Augenblick, als das Streichholz aufflammte, löschte er es mit einer ruckartigen Handbewegung wieder aus, warf es auf den Boden - als ob er sich die Finger verbrannt hätte - und riß sofort ein zweites an. Er hielt es an die Zigarette, die er in den Mund genommen hatte.

Weniger als eine Minute verstrich, bis Apfel sich an einer Hausmauer ihnen anschloß. Birne schilderte ihm die Strategie des Partisanen. Die drei gingen schweigend zwischen den Passanten bis zum Ende des Häuserblocks gegenüber der Seitenstraße. Auf der anderen Seite, im schwachen weißen Schein der Straßenlaternen, stand das Taxi, vielleicht zehn Meter von der Straßenkreuzung entfernt.

»Wenn das kein Zufall ist«, sagte Apfel und stellte den Fuß auf einen niedrigen Vorsprung an der Hausmauer und zog sich die Socke hoch. »Eine Sackgasse.«

»Dann können die Truppen nicht weit weg sein. Hast du dein Kissen dran? Ich meines nicht.«

»Ja. Dann schraub du deins an.«

Birne drehte sich mit dem Gesicht zur Hauswand und holte eine Automatik aus der Jacke hervor. Mit der anderen Hand griff er in die Tasche, entnahm ihr einen etwa zehn Zentimeter langen Zylinder mit einigen Löchern und schob ihn mit einer Drehung in den Lauf der Waffe. Dann steckte er die Pistole wieder in die Innentasche. Im gleichen Augenblick begannen

die Schreie auf der Piazza. Zuerst waren es nur ein paar, kaum zu erkennen. Und dann wurde es immer lauter.

»Polizia!«

»Dova polizia?«

»Assassino!« Frauen und Kinder rannten vom Platz weg, Männer folgten ihnen, schrien einander an, ohne damit etwas zu bezwecken und ohne daß klar geworden wäre, wer wen meinte. Und unter den Schreien war zu vernehmen: »Uomo con scarpe arancia« - ein Mann mit orangen Schuhen. Der Partisan hatte seine Sache gut gemacht.

Und dann war der Partisan selbst inmitten der Menge, kam auf sie zugerannt. Drei Meter vor Fontini-Cristi und den zwei Engländern blieb er stehen und schrie alle, die ihm zuhören wollten, an: »Ich hab' ihn gesehen! Ich hab' sie gesehen! Ich war dicht neben ihm! Dieser Mann - seine Schuhe hatten Farbflecken! Sie haben ihm ein Messer in den Rücken getrieben!«

Aus einer finsternen Gebäudenische kam eine Gestalt über die Straße gerannt, auf den Partisan zu. »Sie da! Kommen Sie her!«

»Was?«

»Ich bin Polizeibeamter. Was haben Sie gesehen?«

»Polizei. Gott sei Dank! Kommen Sie mit! Da waren zwei Männer! Sie trugen Pullover...«

Ehe der Beamte es sich versah, rannte der Partisan wieder quer durch die Menge zur Piazza zurück. Der Polizist zögerte, blickte dann über die schwach beleuchtete Straße. Drei Männer, ein paar Meter vor dem Taxi, sprachen miteinander. Der Polizist gestikuliert. Zwei der Männer setzten sich in Bewegung und folgten dem Offizier, der auf die Piazza San Giorno zulief und den sich immer weiter entfernenden Partisan verfolgte.

»Der Mann, der bei dem Wagen zurückgeblieben ist, er ist der Fahrer«, sagte Apfel. »Kommen Sie.«

Die nächsten Augenblicke verschwammen ineinander. Vittorio folgte den zwei Agenten quer über die Via Ligata in die Seitenstraße. Der Mann am Taxi war auf den Fahrersitz gestiegen. Apfel ging auf den Wagen zu, öffnete die Tür und hob, ohne ein Wort zu sagen, seine Waffe. Eine gedämpfte Explosion war aus der Mündung seiner Pistole zu hören. Der Mann sackte nach vorn. Apfel rollte ihn über den Sitz zur gegenüberliegenden Tür. Birne sagte zu Fontini-Cristi: »Hinten hinein!«

Apfel drehte den Zündschlüssel. Das Taxi war alt, aber der Motor neu und kraftvoll. Der Wagen war ein Fiat, wie bei Taxis üblich, aber der Motor war ein Lamborghini.

Der Wagen machte einen Satz nach vorn, bog rechts an der Ecke ab und beschleunigte dann auf der Via Ligata. Apfel sprach mit halb nach hinten gedrehtem Kopf zu Birne: »Sieh mal im Handschuhkasten nach, ja? Dieses blutige Wrack hier gehört irgendwelchen sehr wichtigen Leuten. Ich wette, damit könnte man in Le Mans einen Preis gewinnen.«

Birne zwängte sich über die Sitzlehne und die Leiche des Italieners, zog die Klappe des Handschuhkastens auf und knüllte die Papiere zusammen, die er dort fand. Als er sich vom Armaturenbrett abstieß, ruckte den Wagen nach links. Apfel hatte das Steuer herumgerissen, um zwei Wagen zu überholen. Die Leiche fiel Birne über den Arm. Er packte sie am leblosen Hals und warf sie in die Ecke.

Vittorio starrte das Bild an, das sich ihm bot. Ihm war übel, und er begriff nicht. Hinter ihnen trieb ein untersetzter Mann tot in einem Brunnenteich, und ein Messer steckte ihm im Rücken. Hier lag auf dem Vordersitz eines als Taxi getarnten Polizeiwagens ein Mann, der eine Kugel im leblosen Körper stecken hatte. Ein paar Kilometer entfernt, in einem kleinen Wachhäuschen an der Via Canelli, lagen zwei weitere Männer tot auf dem Boden, von dem Kommunisten getötet, der ihm das Leben gerettet hatte. Dieser Alptraum hörte nicht auf und war im Begriff, ihm den Verstand zu rauben. Er hielt den Atem an und versuchte verzweifelt, wenigstens einen Augenblick der Vernunft zu finden.

»Da haben wir es!« schrie Birne und hob ein Blatt Papier in die Höhe, das er in dem schwachen Licht studiert hatte. »Weiß Gott, das können wir gebrauchen!«

»Ein Inlandspaß, nehme ich an«, sagte Apfel und verlangsamte die Fahrt, weil vor ihnen eine Kurve herankam.

»Genau das! Diese Kiste ist dem Ufficiale Segreto zugeteilt. Das ist der Verein, der zu Mussolini Zugang hat.«

»So etwas mußte es ja sein«, meinte Apfel und nickte. »Der Motor in dieser alten Kiste ist erstklassig.«

»Das ist ein Lamborghini«, sagte Vittorio leise.

»Was?« Apfel hob die Stimme, um das Brüllen der Maschine auf der geraden Straße zu übertönen. Sie näherten sich dem Stadtrand von Alba.

»Ich sagte, das ist ein Lamborghini.«

»Ja«, antwortete Apfel, dem der Name offenbar nichts sagte. »Nun, lassen Sie sich nur weiterhin solche Dinge einfallen. Italienische Dinge, meine ich. Das werden wir noch brauchen können, ehe wir die Küste erreichen.«

Birne wandte sich Fontini-Cristi zu. Das freundliche Gesicht des Engländers war in der Finsternis kaum zu erkennen. Er sprach mit sanfter Stimme, aber das konnte nicht darüber hinwegtäuschen, wie ernst er das meinte, was er sagte.

»Ich bin sicher, daß Ihnen das alles sehr seltsam vorkommen muß und verdammt unbequem. Aber dieser Bolschewik hatte schon recht. Merken Sie sich, was Sie können. Das schwierigste an diesem Geschäft ist nicht das Tun. Das Schwierige ist, daß man sich daran gewöhnt, es zu tun, wenn Sie verstehen, was ich meine. Man muß einfach akzeptieren, daß das die Wirklichkeit ist. Dann begreift man es mit der Zeit. Wir haben das alle durchgemacht, und machen es übrigens immer wieder durch. Das ist alles auf seine Art verrückt und empörend. Aber irgend jemand muß es tun, das sagen die uns immer wieder. Und ich sage nur das: Sie kriegen auf diese Weise eine praktische Ausbildung mit. Habe ich nicht recht?«

»Ja«, sagte Vittorio leise und wandte sich nach vorn. Die auf sie zurasende Straße, die von den Scheinwerferbalken angestrahlt wurde, hypnotisierte ihn förmlich. Und sein Bewußtsein erstarrte bei dem Gedanken an die Frage, der er einfach nicht mehr ausweichen konnte.

Eine Ausbildung wofür?

## 5

### 30. DEZEMBER 1939 CELLE LIGURE, ITALIEN

Es waren zwei Stunden des Wahnsinns. Sie bogen von der Küstenstraße ab, schlepten die Leiche des Fahrers in ein Feld, zogen sie nackt aus und entfernten alles, was ihn identifizieren könnte.

Dann kehrten sie zur Straße zurück und jagten nach Süden in Richtung Savona. Die Straßenkontrollen ähnelten jenen an der Via Canelli: einzeln stehende Wächterhäuschen neben Telefonzellen, jeweils mit zwei Soldaten besetzt. Es gab vier Kontrollpunkte. Drei davon passierten sie mit Leichtigkeit. Man las das dicke, offizielle Dokument, das bestätigte, daß das Fahrzeug dem Official Segreto zugeteilt war, mit Respekt und ein wenig Angst. Fontini-Cristi übernahm an allen drei Punkten das Reden.

»Sie sind verdammt schnell«, sagte Apfel vom vorderen Sitz aus und schüttelte in zufriedener Überraschung den Kopf. »Und Sie hatten auch recht, dort hinten zu bleiben. Sie kurbeln das Fenster herunter wie ein Fürst aus dem Pandschab.«

Die Lichtkegel ihrer Scheinwerfer fielen auf das Schild:

ENTRATE MONTENOTTE SUD

Vittorio erkannte den Namen. Eine der mittelgroßen Städte, die den Golf von Genua umgaben. Er erinnerte sich daran, daß er vor zehn Jahren hiergewesen war, als er und seine Frau auf ihrer letzten Reise nach Monte Carlo die Küstenstraße hinuntergefahren waren. Eine Reise, die eine Woche später tödlich geendet hatte. Des Nachts in einem zu schnell fahrenden Wagen.

»Die Küste ist etwa zwanzig Kilometer von hier entfernt, glaube ich«, sagte Apfel zögernd und riß damit Fontini-Cristi aus seinen Gedanken.

»Eher zwölf«, verbesserte ihn Vittorio.

»Sie kennen diese Gegend?«

»Ich bin ein paarmal nach Cap Ferrat und Villefranche gefahren.« Warum sagte er nicht Monte Carlo. War der Name ein so großes Symbol für ihn? »Gewöhnlich auf der Straße von Turin, aber einige Male auch auf der Uferstraße von Genua. Montenotte Sud ist wegen seiner Gasthäuser bekannt.«

»Kennen Sie dann vielleicht eine Landstraße, die nördlich von Savonna - ich glaube durch ausgedehntes Hügelland - nach Celle Ligure führt?«

»Nein. Da sind überall Berge. Aber ich kenne Celle Ligure. Das liegt direkt am Wasser, gleich hinter Albisola. Ist das unser Zielort?«

»Ja«, sagte Apfel. »Das ist unser Ersatz-Rendezvous mit den Korsen. Falls irgend etwas passieren sollte, war vereinbart, daß wir nach Celle Ligure zu einem Fischerpier südlich der Bootsanlegestelle fahren. Er soll dann mit einem grünen Windsack markiert sein.«

»Nun, etwas ist ja sozusagen passiert«, warf Birne ein. »Ich bin sicher, daß ein Corso in Alba herumstreicht und sich den Kopf zerbricht, wo wir sind.«

Ein paar hundert Meter weiter vorn standen zwei Soldaten im Licht der Scheinwerfer in der Straßenmitte. Einer hielt einen Karabiner im Präsentiergriff, der andere hatte die Hand erhoben und signalisierte ihnen, sie sollten anhalten. Apfel verlangsamte ihre Fahrt. Der Motor brummte leise.

»Jetzt sind Sie wieder dran«, sagte er zu Vittorio. »Seien Sie nur recht arrogant.« Der Brite ließ den Wagen in der Straßenmitte, ein Zeichen dafür, daß seine Insassen mit keiner Unterbrechung rechneten. Es war unnötig, zur Seite abzubiegen.

Einer der Soldaten war ein Leutnant, sein Begleiter ein Corporal. Der Offizier ging auf Apfels offenes Fenster zu und salutierte den ungepflegten Zivilisten zackig.

Zu zackig, dachte Vittorio.

»Ihre Papiere, Signore«, sagte der Soldat höflich.

Zu höflich.

Apfel hielt ihm das dicke offizielle Papier hin und deutete auf den Rücksitz. Das war das Stichwort für Vittorio.

»Wir sind vom Ufficiale Segreto, Garnison Genua, und wir haben es sehr eilig. Wir haben in Savona zu tun. Sie haben Ihre Pflicht getan. Lassen Sie uns sofort passieren.«

»Ich bitte um Entschuldigung, Signore.« Der Offizier nahm Apfel das dicke Papier weg und musterte es genau. Er faltete es zusammen, während er in dem schwachen Licht las. Dann fuhr er höflich fort. »Ich muß Ihre Papiere sehen. Um diese Zeit ist sehr wenig Verkehr auf der Straße. Alle Fahrzeuge müssen überprüft werden.«

Fontini-Cristi schlug gereizt mit der Hand auf die Lehne des Vordersitzes. »Was bilden Sie sich ein! Lassen Sie sich bloß nicht von unserem Äußeren täuschen. Wir sind dienstlich unterwegs und haben uns bereits verspätet.«

»Ja. Nun, ich muß das lesen...«

Aber er liest es nicht, dachte Vittorio. Bei so schwachem Licht faltete man ein Papier nicht auf sich zu. Wenn man es überhaupt faltete, dann von sich weg - um mehr Licht zu haben. Der Soldat versuchte, Zeit zu gewinnen, und der Corporal war rechts vor den Fiat getreten, den Karabiner schräg vor sich, aber seine linke Hand war nun näher am Lauf. Jeder Jäger kannte diese Haltung. Er brauchte nur mit der rechten Hand nachzugreifen und würde feuerbereit sein.

Fontini-Cristi lehnte sich in seinen Sitz zurück und fluchte dabei wütend. »Ich verlange Ihren Namen und den Namen Ihres vorgesetzten Offiziers!«

Vorn hatte Apfel die Schulter rechts etwas zurückgenommen und versuchte, in den Rückspiegel zu sehen, aber das ging

nicht unauffällig. Fontini-Cristi hatte in seinem gespielten Zorn keine solche Schwierigkeiten. Seine Hand fuhr hinter der Schulter von Birne in die Höhe, als ob sein Zorn am Siedepunkt wäre.

»Sie haben wohl nicht richtig gehört, Soldat! Ich will Ihren Namen und den Ihres vorgesetzten Offiziers!«

Dann sah er es im Rückspiegel. Ganz weit in der Ferne, hinter dem Sichtbereich des Spiegels, durch das Fenster selbst nur undeutlich zu erkennen. Ein Wagen war von der Straße abgelenkt - so weit entfernt, daß er noch halb in dem Feld war, das an die Hauptstraße angrenzte. Zwei Männer stiegen aus. Sie waren nur undeutlich sichtbar, bewegten sich langsam.

»...Marchetti, Signore. Mein vorgesetzter Offizier ist Colonel Balbo. Garnison Genua, Signore.«

Vittorio fing Apfels Blick im Rückspiegel auf. Er nickte leicht und bog den Kopf langsam zum Rückfenster. Gleichzeitig tippte er in der Dunkelheit an den Hals von Birne. Der Agent verstand.

Ohne Warnung öffnete Vittorio seine Tür. Der Corporal mit dem Karabiner riß die Waffe nach vorn. »Nehmen Sie das weg. Caporale. Da Ihr vorgesetzter Offizier es für richtig hält, mir meine Zeit zu stehlen, werde ich sie nutzen. Ich bin Major Aldo Ravenna, Ufficiale Segreto aus Rom. Ich werde Ihr Quartier inspizieren, und außerdem werde ich mich erleichtern.«

»Signore!« rief der Offizier von der anderen Seite der Motorhaube des Fiat.

»Meinen Sie mich?« fragte Fontini-Cristi.

»Ich bitte um Entschuldigung, Major.« Der Offizier konnte nicht anders, er blickte schnell nach rechts zu der Straße dahinter. »In dem Wachhäuschen ist keine Toilette.«

»Aber Sie müssen doch auch einmal austreten. Im Feld ist das doch unbequem. Vielleicht wird Rom künftig Toiletten einbauen. Ich will nachsehen.«

Vittorio ging schnell auf die Tür des kleinen Häuschens zu. Sie stand offen. Wie erwartet, kam der Corporal mit. Er ging schnell durch die Tür. In dem Augenblick, in dem der Corporal

hinter ihm eintrat, drehte sich Fontini-Cristi herum und preßte ihm die Pistole an den Hals. Er trieb ihm die Waffe in die Kehle und packte mit der linken Hand seinen Karabiner am Lauf.

»Wenn Sie auch nur einen Laut von sich geben, dann muß ich Sie töten«, flüsterte Vittorio. »Aber ich habe nicht den Wunsch, das zu tun.«

Die Augen des Corporals weiteten sich angstvoll. Ihm war keineswegs nach einer Heldentat zumute. Fontini-Cristi hielt den Karabiner fest und erteilte seinen Befehl leise und präzise. »Rufen Sie den Offizier. Sagen Sie ihm, ich würde Ihr Telefon benutzen, und Sie wüßten nicht, was Sie tun sollten. Sagen Sie ihm, ich würde die Garnison in Genua anrufen. Diesen Colonel Balbo. Los!«

Der Corporal schrie, was Vittorio von ihm verlangt hatte und vermittelte damit dem Leutnant gleichzeitig seine Verwirrung und seine Furcht. Vittorio preßte seinen Rücken gegen die Wand neben der Tür. Die Antwort des Leutnants verriet, daß der Offizier selbst Angst hatte. Vielleicht hatte er einen schrecklichen Fehler gemacht.

»Ich befolge nur meine Befehle! Ich habe Anweisung aus Alba!«

»Sagen Sie ihm, daß Colonel Balbo ans Telefon kommt«, flüsterte Fontini-Cristi. »Jetzt!«

Der Corporal gehorchte. Vittorio hörte die Schritte des Offiziers, der von dem Fiat herüber zum Wachhäuschen gerannt kam.

»Wenn Sie am Leben bleiben wollen, Leutnant, dann schnallen Sie Ihren Pistolengurt ab - lösen Sie einfach beide Riemen - und stellen Sie sich neben den Corporal an die Wand.«

Der Leutnant begriff sofort. Sein Mund wollte sich zu einem Schrei öffnen, doch Fontini-Cristi stieß ihm mit aller Wucht den Lauf des Karabiners in den Leib. Der Offizier stöhnte auf und gehorchte ebenfalls. Jetzt rief Vittorio in englischer Sprache nach draußen: »Ich habe sie beide entwaffnet. Ich weiß nicht, was ich nun tun soll.«

Birnes halb im Flüsterton gehaltener Ruf antwortete ihm: »Was Sie tun sollen? Mein Gott, Sie sind ja das reinste Wunder! Schicken Sie den Offizier wieder heraus. Sorgen Sie nur dafür, daß er weiß, daß wir ihn in Schach halten. Sagen Sie ihm, er soll sofort zu Apfels Fenster zurückkommen. Das Weitere übernehmen wir.«

Fontini-Cristi übersetzte die Anweisung. Der Offizier taumelte von Vittorios Pistole getrieben nach draußen und eilte im Scheinwerferlicht des Wagens zum Seitenfenster des Fahrers.

Zehn Sekunden später konnte man die Rufe des Offiziers draußen auf der Straße hören.

»Ihr Männer aus Alba! Das ist nicht der Wagen! Jemand hat einen Fehler gemacht!«

Ein Augenblick verstrich, ehe andere Stimmen antworteten, zwei Stimmen, laut und zornig.

»Was ist passiert? Was sind das für Leute?«

Vittorio konnte die Umrissse von zwei Männern aus der Dunkelheit des Feldes kommen sehen. Sie waren Soldaten und hielten Karabiner in der Hand. Der Offizier antwortete.

»Es sind Segreti aus Genua. Die suchen auch den Wagen aus Alba.«

»Mutter Gottes! Wie viele denn noch?«

Plötzlich stieß sich der Offizier von der Fahrtür ab und schrie, während er sich nach vorn warf: »Schießt! Eröffnet das Feuer! Sie sind...«

Birne sprang aus der rechten Hintertür, wo der Wagen ihm Schutz bot und feuerte auf die näherkommenden Soldaten. Ein Karabinerschuß antwortete den gedämpften Explosionen seiner Pistole. Der Schuß bohrte sich in die geteerte Straßenfläche, ein Sterbender hatte ihn abgegeben. Der Leutnant sprang auf und setzte dazu an, in die Dunkelheit des gegenüberliegenden Feldes zu entkommen. Apfel feuerte. Drei gedämpfte Detonationen begleiteten die abrupten Blitze seiner Waffe. Der Offizier schrie, krümmte den Rücken und fiel auf die Straße.

»Fontini!« schrie Apfel. »Töten Sie Ihren Mann und kommen Sie heraus!«

Die Lippen des Corporals zitterten, seine Augen wurden feucht. Er hatte die gedämpften Explosionen und die Schreie gehört und verstand das Kommando.

»Nein«, sagte Fontini-Cristi.

»Verdammt!« brüllte Apfel. »Sie tun, was ich sage. Sie stehen unter meinem Befehl! Wir haben keine Zeit zu vergeuden. Und es darf kein Risiko geben!«

»Das stimmt nicht. Wir würden mehr Zeit vergeuden und ein größeres Risiko eingehen, wenn wir die Straße nach Celle Ligure nicht finden. Dieser Soldat kennt sie bestimmt.«

Vittorio fuhr, der Soldat saß neben ihm auf dem Vordersitz. Fontini-Cristi kannte die Gegend. Wenn sie auf Schwierigkeiten stießen, würde er damit fertig werden. Das hatte er bewiesen.

»Ganz ruhig«, sagte Vittorio in Italienisch zu dem unter Schock stehenden Corporal. »Wenn Sie uns weiterhelfen, passiert Ihnen nichts.«

»Was wird mit mir geschehen? Die werden sagen, ich hätte meinen Posten verlassen.«

»Unsinn. Man hat Sie überfallen und mit der Waffe dazu gezwungen, uns zu begleiten, als unser Schild. Sie hatten keine Wahl.«

Sie erreichten Celle Ligure um zweiundzwanzig Uhr vierzig. Die Straßen des Fischerdorfes schienen ausgestorben. Die Mehrzahl der Bewohner begann den Tag um vier Uhr morgens. Zehn Uhr abends war sehr spät für sie. Fontini-Cristi fuhr auf die sandbedeckte Parkfläche hinter einem offenen Fischmarkt, der an die breite Meeruferstraße grenzte. Auf der anderen Seite war der Anlegeplatz.

»Wo sind die Wachen?« fragte Apfel. »Wo treffen sie sich?«

Zuerst schien der Corporal verwirrt. Vittorio erklärte: »Wenn Sie hier Dienst haben, wo kehren Sie um?«

»Ich verstehe.« Der Corporal schien erleichtert. Er bemühte sich offensichtlich darum, ihnen zu helfen. »Nicht hier, nicht an dieser Kreuzung. Weiter oben - ich meine, weiter unten.«

»Verdammt!« Apfel fuhr auf dem Rücksitz nach vorn. Er packte den Italiener am Haar.

»So kommen Sie nicht weiter«, sagte Vittorio in Englisch. »Der Mann hat Angst.«

»Die habe ich auch«, konterte der Agent. »Dort drüben ist eine Anlegestelle mit einem grünen Windsack und ein Boot, das wir finden müssen. Wir wissen nicht, was hinter uns geschehen ist. An den Piers sind Soldaten mit Waffen. Ein Schuß würde die ganze Gegend alarmieren. Und wir haben keine Ahnung, was für Befehle die über Funk an die Bootsstreifen gegeben haben. Ich habe verdammt Angst!«

»Jetzt fällt es mir ein!« rief der Corporal. »Es ist links, links die Straße hinauf. Dort hielten die Lastwagen an, und dann gingen wir zu den Piers und warteten auf den Diensthabenden. Er hat uns die Streifenliste gegeben und war damit abgelöst.«

»Wo? Genau wo, Corporal?« drängte Birne.

»Die nächste Straße, ganz sicher.«

»Das sind etwa hundert Meter, nicht wahr?« fragte Birne und sah Fontini-Cristi an. »Und die Straße darunter noch mal hundert, ungefähr.«

»Worauf willst du hinaus?« Apfel hatte den Corporal losgelassen, blieb aber drohend nach vorn gebeugt sitzen.

»Auf dasselbe wie du«, erwiderte Birne. »Wir schnappen uns den Wachmann in der Mitte. Dort ist die Gefahr geringer, daß man uns sieht. Sobald er weg ist, gehen wir in südlicher Richtung zu dem Windsack, und dort, hoffe ich, werden sich ein oder zwei Korse zeigen.«

Sie überquerten die Uferstraße und befanden sich jetzt in einer Gasse, die zu den Docks hinunterführte. Der Geruch nach Fisch und die ächzenden Geräusche von einem halben Hundert Booten, die sich an den Anlegestellen rieben, erfüllten die Nacht. Überall hingen Netze. Hinter dem mit Planken belegten

Weg, der an den Piers entlanglief, konnte man das Plätschern der Wellen hören. Ein paar Laternen schwankten an Tauen über den Decks. In der Ferne waren die Klänge eines Akkordeons zu hören.

Vittorio und Birne verließen die Gasse. Die feuchten Planken dämpften das Geräusch ihrer Schritte. Apfel und der Corporal blieben im Schatten. Der hölzerne Steg wurde von einem Metallgeländer über dem Wasser begrenzt.

»Sehen Sie den Posten?« fragte Fontini-Cristi leise.

»Nein. Aber ich höre ihn«, antwortete der Agent. »Er schlägt beim Gehen gegen das Rohr. Hören Sie.«

Vittorio brauchte ein paar Sekunden, bis er die schwachen metallischen Laute aus dem rhythmischen Ächzen von Holz auf Wasser heraushören konnte. Aber sie waren da. Das unbewußte, unregelmäßige Geräusch, wie es ein gelangweilter Mann erzeugt, der eine langweilige Aufgabe erfüllt.

Jetzt tauchte gute hundert Meter entfernt die Gestalt des Soldaten im Lichtkegel einer der Pierlaternen auf. Er trug den Karabiner unter dem linken Arm, den Lauf nach unten gerichtet. Er war neben dem Geländer, und seine rechte Hand schlug gedankenlos den Takt zu seinen Schritten.

»Wenn er hierherkommt, bitten Sie ihn um eine Zigarette«, sagte Birne ruhig. »Tun Sie so, als wären Sie betrunken. Ich mache das auch.«

Der Posten kam näher. Im gleichen Augenblick, in dem er sie sah, riß er seinen Karabiner hoch, lud durch und blieb bei fünf Meter Entfernung in drohender Haltung stehen.

»Halt! Wer da?«

»Zwei Fischer ohne Zigaretten«, erwiderte Fontini-Cristi mit etwas lallender Stimme. »Sei nett und gib uns zwei - oder eine, dann teilen wir sie uns.«

»Sie sind betrunken«, sagte der Soldat. »Heute abend ist der Zugang zu den Piers verboten. Wie kommt es, daß Sie hier sind? Den ganzen Tag konnte man das doch über den Lautsprecher hören.«

»Wir waren mit zwei Weibern in Albisola zusammen«, antwortete Vittorio taumelnd und hielt sich am Geländer fest. »Das einzige, was wir hörten, war Musik und ächzende Betten.«

»Sehr nett«, murmelte Birne.

Der Posten schüttelte mißbilligend den Kopf. Er ließ seinen Karabiner sinken, ging auf sie zu und griff in die Uniformtasche, um Zigaretten herauszuholen. »Ihr Ligurini seid doch schlimmer als die Napolitani, Dort habe ich auch Dienst geschoben.«

Hinter dem Soldaten konnte Vittorio Apfel aus dem Schatten heraustreten sehen. Er hatte den Corporal gezwungen, sich am vorderen Ende der Gasse auf den Rücken zu legen. Der Corporal würde sich nicht bewegen. Apfel hielt zwei Spulen in der Hand.

Ehe Vittorio begriff, was vor sich ging, sprang Apfel aus der schmalen Gasse hervor, die Arme ausgestreckt und nach oben gerichtet. Mit zwei schnellen Bewegungen zuckten die Hände des Agenten über den Kopf des Postens, gleichzeitig trieb er dem Soldaten das Knie ins Kreuz. Der Posten bäumte sich krampfartig auf und brach dann zusammen.

Der einzige Laut, der zu hören war, war ein abruptes, schreckliches Ausstoßen von Luft, dann der dumpfe Fall eines Körpers auf das weiche, feuchte Holz.

Birne rannte zu dem Corporal. Er hielt dem Soldaten die Pistole gegen die Schläfe. »Keinen Laut, verstanden?«

Das war ein Befehl, der für Einwände keinen Platz ließ. Der Corporal erhob sich schweigend.

Fontini-Cristi blickte in der schwachen Beleuchtung auf den Posten hinunter, der auf den feuchten Planken lag. Danach wünschte er sich, er hätte nie hingesehen. Der Hals des Mannes war halb von seinem Rumpf getrennt. Blut floß in breitem Strom den Körper hinunter. Apfel rollte die Leiche durch eine Lücke im Geländer. Sie plumpste mit kaum hörbarem Klatschen ins Wasser. Birne nahm seinen Karabiner und sagte in englischer Sprache: »Gehen wir. Dort hinunter.«

»Kommen Sie«, sagte Fontini-Cristi, die Hand am Arm des zitternden Corporals. »Sie haben keine Wahl.«

Der grüne Windsack hing schlapp herunter. Da war keine Brise, die das Tuch hätte aufblähen können. Der Pier war nur zur Hälfte mit Booten gefüllt. Er schien weiter ins Wasser hinauszureichen als die anderen. Sie gingen zu viert die Stufen hinunter. Apfel und Birne vorn, die Hände in den Taschen. Die zwei Engländer zögerten offenbar. Vittorio schien es, als machten sie sich Sorgen.

Ohne eine Warnung oder irgendein Geräusch tauchten plötzlich zu beiden Seiten von ihnen Männer mit gezogenen Waffen auf. Sie waren auf den Decks der Boote. Fünf - nein, sechs Männer, die als Fischer gekleidet waren.

»Sind Sie Georg der Fünfte?« sagte die knurrige Stimme des Mannes, der am nächsten bei den Agenten auf dem Deck eines kleinen Trawlers stand.

»Gott sei Dank«, sagte Birne erleichtert. »Wir haben einiges durchgemacht.«

Auf die englischen Worte hin verschwanden die Waffen in den Taschen. Die Männer drängten sich zusammen, und einige von ihnen redeten gleichzeitig.

Die Sprache war korsisch.

Ein Mann, offensichtlich ihr Anführer, wandte sich zu Apfel. »Gehen Sie zum Ende des Piers. Wir haben einen der schnellsten Trawler von Bastia. Wir kümmern uns um den Italiener. Die finden ihn bestimmt einen Monat lang nicht.«

»Nein!« Fontini-Cristi trat zwischen die zwei Männer. Er sah Birne. »Wir haben unser Wort gegeben. Wir haben ihm versprochen, daß er am Leben bleiben würde, wenn er uns hilft.«

Apfel antwortete anstelle des Korsen, und seine geflüsterten Worte klangen gereizt. »Jetzt hören Sie mal zu. Sie haben uns geholfen, das will ich nicht leugnen, aber Sie haben hier nichts zu sagen. Sie gehen jetzt auf das Boot.«

»Nicht, solange dieser Mann nicht frei ist. Wir haben unser Wort gegeben!« Er wandte sich zu dem Corporal. »Gehen Sie zurück. Man wird Ihnen nichts tun. Zünden Sie ein Streichholz an, wenn Sie einen Steg zur Uferstraße erreicht haben.«

»Und wenn ich nein sage?« Apfel hielt den Soldaten immer noch am Uniformrock fest.

»Dann bleibe ich hier.«

»Verdammt!« Apfel ließ den Soldaten los.

»Gehen Sie ein Stück des Weges mit ihm«, sagte Fontini-Cristi zu dem Korsen. »Vergewissern Sie sich, daß Ihre Männer ihn durchlassen.«

Der Korse spuckte auf den Pier.

Der Corporal rannte, so schnell er konnte, zurück. Fontini-Cristi sah die zwei Engländer an.

»Tut mir leid«, sagte er. »Es hat genug Tote gegeben.«

»Sie sind ein verdammter Narr«, erwiderte Apfel.

»Schnell jetzt«, sagte der Anführer der Korsen. »Ich möchte losfahren. Die See hinter den Felsen ist ziemlich rau, und Sie sind ohnehin alle verrückt!«

Sie gingen ans Ende des langen Piers. Einer sprang nach dem anderen über den niedrigen Dollbord auf das Deck des Trawlers. Zwei Korsen blieben auf dem Dock bei den Pollern stehen. Sie lösten die dicken, schmierigen Taue, während der mürrische Kapitän die Maschinen anließ.

Es passierte ohne jede Warnung.

Eine Salve von Schüssen hinter ihnen am Steg. Dann schoß der blendende Lichtkegel eines Scheinwerfers aus der Finsternis auf sie zu. Soldaten schrien irgend etwas. Die Stimme des Corporals war zu hören.

»Dort draußen! Am Ende des Docks! Der Fischtrawler! Gebt Alarm!«

Einer der Korsen war getroffen. Er ließ sich zu Boden fallen und löste in letzter Sekunde das Tau vom Poller.

»Das Licht! Schießt das Licht aus!« schrie der Korse im offenen Ruderhäuschen. Er jagte die Maschinen hoch und nahm Kurs auf das offene Meer.

Apfel und Birne schraubten ihre Schalldämpfer ab, um größere Treffsicherheit zu erzielen. Apfel war der erste, der sich über die schützende Schiffswand hinausbeugte. Er drückte einige Male hintereinander ab und stützte dabei die Hand an der hölzernen Reling auf. In der Ferne explodierte der Scheinwerfer. Gleichzeitig wurden rings um Apfel Holzsplitter abgefetzt. Der Agent taumelte zurück und schrie vor Schmerz auf.

Seine Hand war zerschmettert.

Aber der Korse hatten den schnellen Trawler bereits in die schützende Dunkelheit der See hinausgelenkt. Sie hatten Celle Ligure hinter sich gelassen, waren frei.

»Jetzt steigt unser Preis, Engländer!« schrie der Mann am Steuer. »Ihr Bastarde und Hurensöhne! Für diese Verrücktheit werdet ihr bezahlen!« Er sah zu Fontini-Cristi hinüber, der sich an Steuerbord geduckt hatte. Ihre Blicke begegneten sich, der Korse spuckte wütend aus.

Apfel saß schwitzend an einen Stapel Taue gelehnt. In der schwachen Nachtbeleuchtung, die sich in der Gischt spiegelte, sah Vittorio, daß der Engländer die blutige Fleischmasse anstarrte, die seine Hand gewesen war.

Fontini-Cristi stand auf, ging auf den Agenten zu und riß sich dabei einen Streifen von seinem Hemd ab. »Lassen Sie mich das abbinden, damit die Blutung gestillt...«

Apfels Kopf zuckte hoch, und er sagte mit leisem Zorn: »Zum Teufel, bleiben Sie mir ja vom Leib. Ihre verdammten Prinzipien kosten zuviel.«

Die See war schwer, der Wind stark, und ihr Schiff stampfte wie wild. Sie hatten sich achtunddreißig Minuten lang ihren Weg durch die hohen Wellen des offenen Meeres gebahnt. Vorkehrungen waren getroffen worden, die Blockade lag hinter ihnen. Jetzt drehten die Maschinen des Trawlers im Leerlauf.

Hinter der Dünung konnte Vittorio eine kleine blaue Scheibe sehen, die immer wieder aufblitzte. Eine Sekunde lang blitzte sie, dann war wieder eine Sekunde lang Dunkelheit. Das Signal eines Unterseeboots. Der Korse am Bug hatte eine Laterne und begann mit seinem eigenen Signal. Er hob und senkte die Lampe, benutzte die Bordwand als Abdeckung und imitierte den Rhythmus der blauen Scheibe, die etwa einen Kilometer von ihnen entfernt über dem Wasser kreiste.

»Können Sie den nicht anfunken?« rief Birne.

»Alle Frequenzen werden überwacht«, erwiderte der Korse. »Das würde die Streifenboote herbeiholen. Wir können sie ja nicht alle bestechen.«

Die zwei Schiffe begannen sich vorsichtig in der rauen See zu nähern, wobei der Trawler die meisten Manöver fuhr, bis das riesige Unterseeboot direkt vor ihrer Steuerbordreling stand. Fontini-Cristi war von seiner Größe und seiner schwarzen Majestät wie hypnotisiert.

Nun trieben die beiden Schiffe in fünfzehn Meter Abstand nebeneinander, wobei das Unterseeboot wesentlich höher auf den aufgewühlten Wogen dahintrieb. Man konnte vier Männer auf Deck sehen. Sie klammerten sich an einer Reling aus Metall fest, und die zwei in der Mitte versuchten, irgendeine Maschine zu manipulieren.

Ein schweres Tau schoß durch die Luft und krachte mittschiffs gegen die Bordwand des Trawlers. Zwei Korse sprangen nach dem Tau und hielten es verzweifelt fest, als besäße die Leine eigenen, feindlichen Willen. Sie vertäuten das Seil an einer eisernen Winde mitten auf dem Deck und gaben dann den Männern auf dem Unterseeboot ein Signal.

Das Manöver wurde wiederholt. Aber das zweite Tau war nicht der einzige Gegenstand, den man von dem Unterseeboot herüberschoß. An ihm hing eine Segeltuchtasche mit Metallringen, und von einem dieser Ringe ging ein dicker Draht aus, der zum U-Boot hinüberreichte.

Die Korse rissen das Segeltuchpäckchen auf und holten eine Art Schultergeschirr heraus. Fontini-Cristi erkannte es

sofort. Es handelte sich um eine Anordnung von Gurten, wie man sie benutzte, um in den Bergen Felsspalten zu überqueren.

Birne taumelte auf dem stampfenden Deck nach vorn, auf Vittorio zu.

»Dabei kann einem zwar ziemlich schlecht werden, aber es ist sicher!« schrie er.

Vittorio rief zurück: »Schicken Sie zuerst Apfel hinüber. Jemand sollte sich um seine Hand kümmern.«

»Sie haben hier Priorität. Und außerdem, wenn das verdammte Ding nicht hält, würde ich das, ehrlich gestanden, lieber an Ihnen herausfinden.«

Fontini-Cristi saß auf einer Pritsche im Inneren der kleinen stählernen Kammer und trank Kaffee aus der dicken Porzellantasse. Er zog sich die Decke von der Royal Navy um die Schultern und spürte die nassen Kleider darunter. Aber die Unbequemlichkeit machte ihm nichts aus. Er war dankbar dafür, allein zu sein. Die Tür der kleinen Kammer öffnete sich. Es war Birne. Er trug einen Armvoll Kleider, die er auf die Pritsche fallen ließ.

»Da, damit Sie sich umziehen können. Wäre ja blöd, wenn Sie jetzt mit Lungenentzündung abkratzen würden. Sozusagen ganz schön beschissen, wie?«

»Danke«, sagte Vittorio und stand auf. »Wie geht's Ihrem Freund?«

»Der Schiffsarzt fürchtet, daß er die Hand nicht mehr gebrauchen kann. Er hat es ihm noch nicht gesagt.«

»Tut mir leid. Ich war naiv.«

»Ja«, pflichtete der Brite ihm ausdruckslos bei. »Sie waren naiv.« Er ging hinaus und ließ die Tür offenstehen.

Aus den Korridoren aus Stahl vor der winzigen Kammer erhob sich plötzlicher Lärm. Männer rannten an der Tür vorbei, alle in dieselbe Richtung, wobei Fontini-Cristi nicht sagen konnte, ob nach vorn oder nach achtern. Über die Sprechanlage des Schiffes war ein durchdringendes,

betäubendes Pfeifen zu hören. Metalltüren knallten, das Geschrei wurde lauter.

Vittorio sprang auf und war mit einem Satz an der offenen Tür. Sein Atem stockte. Die Panik der Hilflosigkeit unter dem Meer hielt ihn gefangen.

Er kollidierte mit einem britischen Matrosen. Aber das Gesicht des Matrosen zeigte keine Spur von Panik. Auch Angst nicht. Überhaupt nichts außer sorglosem Lachen.

»Frohes Neujahr, Maat«, rief der Matrose. »Mitternacht, Kumpel! Jetzt haben wir 1940. Ein verdammt neues Jahrzehnt!«

Der Matrose rannte zum nächsten Schott, das er lärmend aufriß. Dahinter konnte Fontini-Cristi die Messe erkennen. Man konnte Männer mit Trinkgefäßen sehen, in die zwei Offiziere Whisky gössen. Das Geschrei ging in Gelächter über. Und dann erfüllte »Auld Lang Syne« die stählernen Kammern.

Das neue Jahrzehnt.

Das alte hatte mit Tod geendet. Tod überall, am schrecklichsten in dem blendenden weißen Licht von Campo di Fiori. Vater, Mutter, Brüder, Schwestern - die Kinder. Vorbei. Eine Minute alles zerschmetternde Gewalt, die sich in seinem Bewußtsein unauslöschlich eingebrannt hatte. Eine Erinnerung, mit der er den Rest seines Lebens verbringen würde.

Warum? Wozu leben? Nichts ergab mehr einen Sinn.

Und dann erinnerte er sich. Savarone hatte gesagt, er wäre nach Zürich gefahren. Aber er war nicht nach Zürich gefahren, er war woanders gewesen.

Darin lag die Antwort. Aber welche?

Vittorio kehrte in die kleine stählerne Kammer des Unterseeboots zurück und setzte sich auf die harte Bettkante.

Das neue Jahrzehnt hatte angefangen.

## **Teil zwei**

### **6**

2. JANUAR 1940 LONDON, ENGLAND

Sandsäcke.

London war eine Stadt der Sandsäcke. Überall. In Türnischen, Fenstern, Ladeneingängen, sorgsam an Straßenecken aufgetürmt. Der Sandsack war das Symbol. Auf der anderen Seite des Kanals hatte Adolf Hitler die Vernichtung von ganz England gelobt. Die Engländer schenkten seiner Drohung Glauben und stählten sich still und fest in Erwartung dessen, was da kommen würde.

Vittorio hatte den Militärflugplatz von Lakenheath spät in der vergangenen Nacht erreicht, dem ersten Tag des neuen Jahrzehnts. Man hatte ihn aus einem Flugzeug ohne Hoheitszeichen geholt, das aus Mallorca gekommen war und ihn sofort zur Einsatzleitung gebracht, mit dem Ziel, seine Identität für das Marineministerium zu bestätigen. Und jetzt, da er sicher im Lande war, wurden die Stimmen plötzlich ruhig und besorgt. Ob er nach der anstrengenden Reise vielleicht etwas ruhen wolle? Vielleicht im Savoy? Es war bekannt, daß die Fontini-Cristis, wenn sie in London waren, im Savoy abstiegen. Ob ihm eine Konferenz morgen nachmittag um vierzehn Uhr angenehm wäre? In der Admiralität, Abwehrabteilung Fünf. Fremde Einsätze.

Natürlich. Um Himmels willen, ja! Warum habt ihr Engländer getan, was ihr getan habt? Ich muß es wissen, aber ich werde stumm bleiben, bis ihr es mir sagt.

Der Portier des Savoy beschaffte ihm Toilettenartikel und einen Pyjama sowie einen Savoy-Morgenrock. Er hatte sich in der riesigen Hotelbadewanne ein sehr heißes Bad einlaufen lassen und hatte so lange in der Wanne gesessen, daß sich die

Haut an den Fingerspitzen runzelte. Dann trank er viel zu viele Gläser Brandy und fiel ins Bett.

Er hatte veranlaßt, daß man ihn um zehn weckte, aber das war natürlich unnötig. Er war um halb neun hellwach und bis neun geduscht und rasiert. Beim Etagenkellner bestellte er ein englisches Frühstück und rief, während er darauf wartete, Norcross Limited an der Savile Row an. Er brauchte sofort Kleider. Schließlich konnte er ja nicht in einem geborgten Regenmantel, einem Sweater und den schlecht sitzenden Hosen in London herumlaufen, die ihm ein Agent namens Birne auf einem Unterseeboot im Mittelmeer zur Verfügung gestellt hatte.

Als er den Hörer auflegte, kam Vittorio in den Sinn, daß er, abgesehen von den zehn Pfund, die man ihm an der Kasse von Lakenheath ausgehändigt hatte, kein Geld hatte. Er vermutete, daß sein Kredit gut war. Er würde Mittel aus der Schweiz überweisen lassen. Er hatte noch keine Zeit gehabt, sich auf die praktischen Dinge des Lebens zu konzentrieren, er war zu beschäftigt damit gewesen, sein Leben zu retten.

Fontini-Cristi überlegte, daß er viel tun mußte, um den unendlichen Schmerz unter Kontrolle zu halten. Dafür mußte er aktiv bleiben. Aber zuerst mußte er sein Bewußtsein zwingen, sich einmal auf einfache Dinge zu konzentrieren, alltägliche Dinge. Denn wenn die großen Dinge einmal anfangen, ihn zu beschäftigen, würde er wahrscheinlich verrückt werden, wenn er über sie nachdachte.

Bitte, lieber Gott, die kleinen Dinge! Laß mir die Zeit, meinen Verstand wiederzufinden.

Er sah sie das erstemal auf der anderen Seite der Lobby des Savoy, als er darauf wartete, daß der Manager Geld für ihn beschaffte. Sie saß in einem Armsessel und las die Times. Eine Unterabteilung der weiblichen Streitkräfte, wobei er keine Ahnung hatte, welche Unterabteilung. Unter ihrer Offiziersschildmütze fiel ihr das dunkelbrünette Haar in Wellen bis zu den Schultern, umrahmte ihr Gesicht. Es war ein Gesicht, das er schon einmal gesehen hatte; ein Gesicht, an das man

sich erinnerte. Aber es war eine jüngere Version jenes Gesichtes, die in seinem Gedächtnis haftete. Die Frau war vielleicht Mitte der Dreißig. Das Gesicht, an das er sich erinnerte, war allerhöchstens zweiundzwanzig oder dreiundzwanzig. Sie hatte hohe Backenknochen und eine Nase, die eher keltisch als englisch war - scharf, etwas aufgebogen und über vollen Lippen zart gemeißelt. Die Augen konnte er nicht deutlich sehen, aber er wußte, wie sie aussahen. Ein sehr intensives Blau, so blau, wie er sonst nie die Augen einer Frau gesehen hatte.

Das war es, woran er sich erinnerte. Zornige blaue Augen, die ihn anstarrten, zornig und von Abscheu erfüllt. Das war eine Reaktion, der er in seinem Leben nicht oft begegnet war; sie hatte ihn irritiert.

Warum erinnerte er sich? Wann war es gewesen?

»Signor Fontini-Cristi.« Der Manager des Savoy kam mit schnellen Schritten aus dem Kassenraum. Er hielt einen Umschlag in der Hand. »Wie verlangt, tausend Pfund.«

Vittorio nahm den Umschlag entgegen und schob ihn in die Tasche seines Regenmantels. »Vielen Dank.«

»Wir haben Ihre Limousine bestellt, Sir. Sie sollte gleich hier sein. Wenn Sie inzwischen in Ihre Suite zurückkehren möchten, rufen wir Sie sofort an, wenn sie eintrifft.«

»Ich werde hier warten. Wenn Sie diese Kleider ertragen können, kann ich es auch.«

»Bitte, Signore. Es ist uns immer ein großes Vergnügen, einen Angehörigen der Fontini-Cristis hier willkommen zu heißen. Wird Ihr Vater Sie auf dieser Reise begleiten? Wir hoffen das sehr.«

England marschierte zum Schlag der Kriegstrommeln, und das Savoy erkundigte sich nach der Familie!

»Er wird nicht kommen.« Vittorio hielt es nicht für nötig, weitere Erklärungen abzugeben. Die Nachricht hatte England noch nicht erreicht, und wenn doch, so machten die Meldungen

vom Krieg sie belanglos. »Übrigens, kennen Sie die Dame dort drüben? In der Uniform.«

Der Manager blickte unauffällig durch die nur schwach besetzte Lobby. »Ja, Sir. Das ist Mrs. Spane. Ich sollte sagen, das war Mrs. Spane; sie sind geschieden. Ich glaube, sie hat wieder geheiratet. Mr. Spane hat das jedenfalls. Wir sehen sie hier nicht oft.«

»Spane?«

»Ja, Sir. Ich sehe, daß sie bei der Luftverteidigung ist. Die nehmen ihre Arbeit sehr ernst, kann man sagen.«

»Danke«, sagte Vittorio und entließ den Manager höflich. »Ich werde jetzt auf meinen Wagen warten.«

»Ja, natürlich, Sir. Wenn wir irgend etwas tun können, um Ihren Aufenthalt angenehmer zu machen, dann zögern Sie nicht, uns Ihre Wünsche wissen zu lassen.«

Der Manager nickte und entfernte sich. Fontini-Cristi sah wieder zu der Frau hinüber. Sie blickte auf die Uhr und widmete sich dann erneut ihrer Lektüre.

Er erinnerte sich des Namens Spane wegen seiner Schreibweise, und wegen der Schreibweise erinnerte er sich auch an den Mann. Es lag elf oder zwölf Jahre zurück. Er hatte Savarone nach London begleitet, um ihn bei Verhandlungen mit British Haviland zu beobachten - das war Teil seiner Ausbildung gewesen. Spane war ihm eines Abends im Les Ambassadeurs vorgestellt worden, ein junger Mann, zwei oder drei Jahre älter als er selbst. Er hatte den Engländer einigermaßen amüsant, aber insgesamt als ermüdend empfunden. Spane war ein Produkt von Mayfair und insoweit durchaus zufrieden, die Früchte der Arbeit seiner Vorfahren zu genießen, ohne selbst einen besonderen Beitrag zu leisten, sah man vielleicht von seinen Kenntnissen um das Geschehen an den Rennplätzen ab. Sein Vater hatte Spane mißbilligt und dies auch seinem ältesten Sohn klagemacht, was natürlicherweise den Sohn zu einer kurzen Bekanntschaft veranlaßte.

Aber sie war wirklich nur kurz gewesen, und plötzlich erinnerte sich Vittorio, weshalb. Daß es ihm nicht gleich in den

Sinn gekommen war, war lediglich ein weiterer Beweis dafür, daß er ihre Existenz aus dem größten Teil seiner Erinnerung verdrängt hatte: nicht die der Frau in der Lobby, sondern die seiner eigenen Frau.

Seine Frau war damals, vor zwölf Jahren, mit ihnen nach England gekommen. Der Padrone hatte das Gefühl gehabt, ihre Anwesenheit könnte einen zurückhaltenden Einfluß auf seinen eigenwilligen, unsteten Sohn haben. Aber Savarone kannte seine Schwiegertochter noch nicht genügend; das sollte erst später erfolgen. Die berauschte Atmosphäre von Mayfair auf dem Höhepunkt der Saison zog sie in ihren Bann.

Seine Frau fühlte sich zu Spane hingezogen; sie oder er verführte ihn oder sie. Er hatte der Affäre keine besondere Aufmerksamkeit gewidmet, er war während der Zeit anderweitig beschäftigt gewesen.

Doch irgendwann war es zu einer unangenehmen Konfrontation gekommen. Mit Mrs. Spane. Vorwürfe waren hin und her geflogen, und die zornigen blauen Augen hatten ihn angestarrt.

Vittorio ging quer durch die Lobby auf den Sessel zu. Mrs. Spane blickte auf, als er sich ihr näherte. In ihren Augen war ein kurzes Zögern, als wäre sie nicht sicher. Und dann war sie sicher, und da war überhaupt kein Zögern mehr. Der Abscheu, an den er sich so lebhaft erinnerte, trat an die Stelle des Zögerns. Ihre

Augen begegneten sich eine Sekunde lang - nicht länger -, und sie wandte sich wieder ihrer Zeitung zu.

»Mrs. Spane?«

Sie blickte auf. »Mein Name ist Holcroft.«

»Wir sind uns begegnet.«

»Ja. Sie heißen Fontini...« Sie hielt inne.

»Fontini-Cristi. Vittorio Fontini-Cristi.«

»Ja. Das liegt lange zurück. Sie werden mir verzeihen, aber ich hatte einen schweren Tag. Ich warte auf jemanden und

habe sonst keine Gelegenheit mehr, die Zeitung zu lesen.« Sie wandte sich wieder ihrer Lektüre zu.

Vittorio lächelte. »Sie entlassen mich sehr geschickt.«

»Das fällt mir leicht«, erwiderte sie, ohne ihn anzusehen.

»Mrs. Holcroft, das war vor langer Zeit. Der englische Dichter sagt, daß nichts dem Wandel so bekommt wie die Jahre.«

»Der englische Dichter behauptet auch, daß der Leopard seine Flecken nicht ändert. Ich bin wirklich sehr beschäftigt. Guten Tag.«

Vittorio wollte ihr schon zunicken, als er sah, daß ihre Hände leicht zitterten. Mrs. Holcroft war nicht ganz so selbstbewußt, wie ihr Verhalten andeutete. Er war nicht sicher, warum er blieb. Es war die Zeit, um allein zu sein. Die schrecklichen Erinnerungen an das weiße Licht und den Tod brannten in ihm; er wollte sie mit niemandem teilen. Andererseits wollte er reden. Mit irgend jemandem irgend etwas.

»Kommt eine Entschuldigung, die ich für mein kindisches Verhalten vor zwölf Jahren anbiete, ein Jahrzehnt zu spät?«

Der weibliche Leutnant blickte auf. »Wie geht es Ihrer Frau?«

»Sie ist vor zehn Jahren bei einem Autounfall gestorben.«

Ihr Blick war gerade; ihre Feindseligkeit ließ etwas nach. Sie blinzelte leicht verlegen. »Das tut mir leid.«

»Mir kommt es zu, um Entschuldigung zu bitten. Vor zwölf Jahren suchten Sie eine Erklärung. Oder Zuspruch. Und ich konnte keines von beidem geben.«

Die Frau gestattete sich die Andeutung eines Lächelns. Ihre blauen Augen hatten eine Spur - wirklich nur eine Spur - von Wärme in sich. »Sie waren ein sehr arroganter junger Mann. Und ich fürchte, daß ich damals sehr wenig Stil gezeigt habe. Jetzt habe ich davon etwas mehr.«

»Sie waren besser als das Spiel, das wir trieben. Ich hätte das begreifen müssen.«

»Das klingt sehr entwaffnend... Und ich denke, jetzt haben wir auch genügend über das Thema gesagt.«

»Würden Sie und Ihr Mann mit mir heute abend dinieren, Mrs. Holcraft?« Er hörte die Worte, die er gesprochen hatte, zweifelte, daß er sie gesagt hatte. Es war der Impuls des Augenblicks.

Sie musterte ihn einen Moment lang, ehe sie antwortete.  
»Das meinen Sie ernst, nicht wahr?«

»Sicherlich. Ich habe Italien etwas in Eile verlassen, wofür ich Ihrer Regierung dankbar sein muß, ebenso wie ich Ihren Landsleuten für diese Kleider danken muß. Ich war einige Jahre lang nicht mehr in London. Ich habe hier nur wenige Bekannte.«

»Das klingt sehr provozierend.«

»Wie bitte?«

»Daß Sie Italien in Eile verlassen haben und Kleider von jemand anderem tragen. Das wirft Fragen auf.«

Vittorio zögerte und meinte dann leise: »Ich wäre Ihnen dankbar, wenn Sie das Verständnis hätten, das mir vor zehn Jahren fehlte. Ich würde es vorziehen, wenn diese Fragen nicht gestellt würden. Aber ich würde wirklich gern mit Ihnen dinieren. Und mit Ihrem Mann natürlich.«

Sie hielt seinen Blick fest, blickte interessiert zu ihm auf. Ihre Lippen öffneten sich zu einem sanften Lächeln; sie hatte ihre Entscheidung getroffen. »Der Name meines Mannes war Spane. Holcroft ist mein eigener. Jane Holcroft. Und ich werde mit Ihnen dinieren.«

Der Portier des Savoy unterbrach. »Signor Fontini-Cristi, Ihr Wagen ist eingetroffen.«

»Danke«, erwiderte er, ohne den Blick von Jane Holcroft zu wenden. »Ich komme gleich.«

»Ja, Sir.« Der Portier nickte und entfernte sich.

»Darf ich Sie heute abend abholen? Oder Ihnen meinen Wagen schicken?«

»Das Benzin fängt an, knapp zu werden. Ich treffe Sie hier. Acht Uhr?«

»Acht Uhr. Arrivederci.«

»Bis dann.«

Er ging den langen Korridor in der Admiralität hinunter. Ein Commander Neyland begleitete ihn, der ihn am Eingang abgeholt hatte. Neyland war ein Mann in mittleren Jahren, wirkte angemessen militärisch und war sichtlich von sich selbst tief beeindruckt. Vielleicht war er auch von Italienern überhaupt nicht beeindruckt. Obwohl Vittorio fließend englisch sprach, beharrte Neyland darauf, sich eines einfachen Vokabulars zu bedienen und laut zu sprechen, als hätte er mit einem zurückgebliebenen Kind zu tun. Fontini-Cristi war überzeugt, daß Neyland überhaupt nicht zugehört hatte. Man hörte nichts von Verfolgung, Tod und Flucht und antwortete mit Banalitäten wie ›Was Sie nicht sagen‹... ›Seltsam, nicht wahr?‹... ›Der Golf von Genua kann im Dezember recht unruhig sein, nicht wahr?‹

Während sie durch den Korridor schritten, wog Vittorio seine negative Reaktion auf den Commander mit seiner Dankbarkeit für den alten Norcross in der Savile Row auf.

Wie der Commander sagte, hatte Norcross eine Meisterleistung vollbracht. Der alte Schneider hatte Fontini-Cristi binnen weniger Stunden eingekleidet.

Die kleinen Dinge... Man mußte sich auf die alltäglichen Dinge konzentrieren!

Insbesondere war während der Konferenz mit der Spionageabwehr Sektor Fünf ein Maß an Selbstzucht zu bewahren, das an Eis grenzte. Es gab so viel zu lernen, zu begreifen. So vieles, das sein Begriffsvermögen überstieg. In der nüchternen Schilderung der Ereignisse, die das unermeßliche Grauen von Campo di Fiori darstellten, durfte er nicht zulassen, daß der Schmerz seine Wahrnehmung umwölkte.

»Hier lang, alter Junge«, sagte Neyland und wies auf einen katedralenähnlichen Bogen, der eher an einen ehrwürdigen Herrenclub als ein militärisches Gebäude erinnerte. Der Commander öffnete die schwere Tür, die mit viel Bronzedekoration beschlagen war, und Vittorio trat ein.

An dem großen Saal war nichts, das die Vorstellung eines dezenten, aber wohlhabenden Clubs Lügen gestraft hätte. Zwei riesige Fenster überblickten einen Hof. Alles war schwer und prunkvoll: die Vorhänge, das Mobiliar, die Lampen und in gewissem Maß auch die drei Männer, die an dem dicken Mahagonitisch in der Mitte saßen. Zwei waren in Uniform - ihre Rangabzeichen und die Orden, die sie an der Brust trugen, verkündeten hohen, Fontini-Cristi unbekannten Rang. Der Mann in Zivilkleidung war das Urbild des Diplomaten, komplett mit gewachsenem Schnurrbart. Solche Männer waren in Campo di Fiori ein- und ausgegangen. Sie pflegten mit leiser Stimme zu sprechen, und ihre Worte waren mehrdeutig. Der Zivilist saß am Kopfende des Tisches, die beiden Offiziere an den Seiten. Es gab einen leeren Stuhl, der offensichtlich für ihn bestimmt war.

»Gentlemen«, sagte Commander Neyland, als stellte er einen Bittsteller am Hof von St. James vor, »Signor Savarone Fontini-Cristi aus Mailand.«

Vittorio starrte den Engländer an. Der Mann hatte kein Wort von dem, was er gesagt hatte, gehört.

Die drei Männer am Tisch erhoben sich wie ein Mann. Der Zivilist sagte: »Darf ich mich vorstellen, Sir. Ich bin Anthony Brevourt. Ich war eine Anzahl von Jahren Botschafter der Krone am griechischen Hof von Georg dem Zweiten in Athen. Zu meiner Linken Vizeadmiral Hackett, Royal Navy, zu meiner Rechten Brigadier Teague, Military Intelligence.«

Zuerst erfolgte ein formelles Nicken, dann brach Teague aus der Formalität aus und kam mit ausgestreckter Hand um seinen Sessel herum.

»Ich bin froh, daß Sie hier sind, Fontini-Cristi. Ich habe die vorläufigen Berichte erhalten. Sie haben Schreckliches durchgemacht.«

»Danke«, sagte Vittorio und schüttelte die Hand des Generals. »Bitte, setzen Sie sich doch«, sagte Brevourt, wies Vittorio den erwarteten Stuhl zu und kehrte zu dem seinen zurück. Die zwei Offiziere setzten sich - Hackett ziemlich

förmlich, fast pompös, Teague ganz beiläufig. Der General holte ein Zigarettenetui aus der Tasche und bot es Fontini-Cristi an.

»Nein, danke«, sagte Vittorio. Mit diesen Männern zu rauchen, würde eine Beiläufigkeit implizieren, die er nicht empfand und von der er auch nicht wollte, daß sie glaubten, er empfinde sie. Eine Lektion von Savarone.

Brevourt fuhr schnell fort: »Ich glaube, wir sollten gleich zur Sache kommen. Ich bin sicher, daß Sie den Grund unserer Besorgnis kennen. Die griechische Sendung.«

Vittorio sah den Botschafter an. Dann die zwei Offiziere. Sie starrten ihn an, erwarteten offenbar etwas. »Die griechische? Ich weiß nichts von einer ›griechischen Sendung‹. Aber ich weiß, wie dankbar ich Ihnen bin. Es gibt keine Worte, um sie in Ihrer oder meiner Sprache auszudrücken. Sie haben mir das Leben gerettet, dabei sind Menschen getötet worden. Was kann ich mehr sagen?«

»Ich glaube«, sagte Brevourt langsam, »daß wir es gern hätten, wenn Sie etwas über eine außergewöhnliche Lieferung sagen würden, die der Familie Fontini-Cristi seitens der östlichen Bruderschaft von Xenope zugestellt wurde.«

»Wie bitte?« Vittorio war verblüfft. Die Worte hatten keinerlei Bedeutung für ihn. Irgendwo mußte jemand einen außergewöhnlichen Fehler gemacht haben.

»Ich sagte Ihnen, daß ich Botschafter der Krone in Athen war. Während meiner Amtszeit wurden im ganzen Land diplomatische Beziehungen hergestellt, darunter natürlich auch solche zu religiösen Kreisen. Denn trotz der Wirren, die Griechenland erlebt, bleibt die Hierarchie der Kirche ein bedeutsamer Machtfaktor.«

»Ganz sicher bleibt sie das«, pflichtete Vittorio ihm bei. »Aber ich habe keine Ahnung, weshalb das mich betrifft.«

Teague beugte sich vor, der Rauch kräuselte sich vor seinem Gesicht, seine Augen hielten Fontini-Cristi fest. »Bitte. Wir haben unseren Teil getan. Wie Sie sagten - und ich glaube, ganz richtig -, haben wir Ihr Leben gerettet. Wir haben unsere

besten Männer geschickt, Tausende an die Corsas bezahlt, in gefährlichen Gewässern beträchtliche Risiken mit einem Unterseeboot - wovon wir sehr wenige besitzen - auf uns genommen und eine noch kaum entwickelte Fluchtroute für Flugzeuge aktiviert. All das nur, um Sie herauszuholen.« Teague hielt inne, legte seine Zigarette weg und gestattete sich ein schwaches Lächeln.

»Mag sein, daß alles menschliche Leben geheiligt ist, aber es gibt Grenzen für die Aufwendungen, die man auf sich nimmt, um es zu verlängern.«

»Um für die Marine zu sprechen«, sagte Hackett, der sichtlich Mühe hatte, seine Gereiztheit zu zügeln, »sind wir blind gefolgt, im Besitz nur der nackten Fakten und von den höchsten Stellen der Regierung gedrängt. Wir haben ein wichtiges Operationsgebiet aufs Spiel gesetzt, eine Entscheidung, die in naher Zukunft viele Menschen das Leben kosten könnte. Unsere Aufwendungen waren beträchtlich. Dabei liegt die Endabrechnung noch gar nicht vor.«

»Diese Gentlemen - die Regierung selbst - haben auf mein dringendes Ersuchen gehandelt«, sagte Botschafter Anthony Brevourt mit gemessener Präzision in der Stimme.

»Ich war zweifelsfrei überzeugt, daß, gleichgültig um welchen Preis, es unerläßlich war, Sie aus Italien herauszuholen. Um es ganz einfach zu formulieren, Signor Fontini-Cristi, es ging nicht um Ihr Leben. Es ging um die Information, die Sie in bezug auf das Patriarchat von Konstantin besitzen. Das ist es, worauf es ankommt. Und jetzt, bitte, den Ort, an dem sich die Lieferung befindet. Wo ist die Kassette?«

Vittorio erwiderte Brevourts starren Blick, bis er das Stechen in seinen Augen spüren konnte. Niemand sprach; das Schweigen war angespannt. Hier ging es um Dinge, die die höchsten Ränge der Regierung bewegten, und Fontini-Cristi wußte, daß er der Brennpunkt all dieser Bemühungen war. Aber das war alles, was er wußte.

»Ich kann Ihnen nichts über etwas sagen, wovon ich keine Ahnung habe.«

»Der Zug aus Saloniki!« Brevourts Stimme klang schneidend. Seine Handfläche senkte sich vorsichtig auf den Tisch, und das weiche Klatschen war ebenso erschreckend, als hätte er mit der Faust auf den Tisch geschlagen. »Zwei tote Männer auf dem Frachtbahnhof von Mailand. Einer davon ein Priester. Sie haben irgendwo hinter Banja Luka oder nördlich von Triest oder hinter Monfalcone, irgendwo in Italien oder in der Schweiz, jenen Zug in Empfang genommen. Wo?«

»Ich habe keinen Zug in Empfang genommen, Signore. Ich weiß nichts von Banja Luka oder Triest. Monfalcone, ja, aber das war nur ein Satz, der für mich völlig bedeutungslos war. Ein ›Zwischenfall‹ würde ›in Monfalcone stattfinden‹. Das war alles. Einzelheiten hat mir mein Vater nicht gesagt. Ich sollte die Information nach dem Zwischenfall in Monfalcone erhalten. Nicht vorher.«

»Und was ist mit den zwei toten Männern in Mailand? Auf dem Güterbahnhof?« Brevourt ließ nicht locker, seine Eindringlichkeit war elektrisierend.

»Ich habe von den zwei Männern gelesen, von denen Sie sprechen - sie sind auf dem Güterbahnhof erschossen worden. Es war eine Notiz in der Zeitung. Mir kam sie nicht sonderlich wichtig vor.«

»Es waren Griechen.«

»Das ist mir bekannt.«

»Sie haben sie gesehen. Diese Männer haben die Lieferung an Sie getätigt.«

»Ich habe keine Griechen gesehen. Man hat mir nichts geliefert.«

»Oh, mein Gott!« Brevourt zog die Worte in einem schmerz erfüllten Flüstern in die Länge. Allen am Tisch Anwesenden war offenkundig, daß der Diplomat plötzlich von einer ganz besonderen Angst gepackt wurde, er spielte das nicht um des Effekts willen.

»Ruhig Blut«, meinte Vizeadmiral Hackett nichtssagend. Der Diplomat begann wieder zu sprechen, langsam, bedächtig, als versuchte er, Ordnung in seine Gedanken zu bekommen.

»Zwischen den Kirchenältesten von Xenope und den italienischen Fontini-Cristis ist eine Übereinkunft getroffen worden. Sie betraf eine Angelegenheit von unschätzbbarer Priorität. Irgendwann zwischen dem neunten und dem sechzehnten Dezember - dem Datum, an dem der Zug Saloniki verließ und dem, an dem er in Mailand eintraf - hat ihn jemand in Empfang genommen und eine Kiste aus dem dritten Güterwagen entfernt. Diese Ladung war von solchem Wert, daß die Reiseroute des Zuges in einzelnen, voneinander isolierten Etappen vorbereitet wurde. Es gab nur einen einzigen Meisterplan, der selbst eine Folge von Dokumenten war, die ein Mann in seinem Besitz hatte, ein Xenope-Priester. Auch diese Dokumente wurden vernichtet, ehe der Priester sich selbst das Leben nahm und vorher den Maschinisten des Zuges tötete. Nur er wußte, wo die Übergabe stattfinden, wo die Kiste aus dem Zug ausgeladen werden sollte. Er und diejenigen, die für die Entladung verantwortlich waren: die Fontini-Cristis.« Brevourt hielt inne, und seine tiefliegenden Augen bohrten sich in die Vittorios. »Das sind Tatsachen, Sir. Ein Kurier des Patriarchats hat sie mir übergeben. Im Verein mit den Maßnahmen, die meine Regierung ergriffen hat, nehme ich an, daß diese Fakten ausreichen, Sie davon zu überzeugen, daß Sie uns die Information übergeben sollten.«

Fontini-Cristi veränderte seine Sitzhaltung und löste seinen Blick von dem auf leise Art intensiv wirkenden Gesicht des Botschafters. Er war sicher, daß die drei Männer glaubten, er spräche die Unwahrheit. Er würde sie vom Gegenteil überzeugen müssen. Aber zuerst mußte er nachdenken. Dies war also der Grund. Ein unbekannter Zug aus Saloniki hatte die britische Regierung dazu veranlaßt, außergewöhnliche Maßnahmen zu ergreifen, um - wie hatte Teague es ausgedrückt? - sein Leben zu verlängern. Aber es war gar nicht sein Leben, das so wichtig war, wie Brevourt ganz klar zum

Ausdruck gebracht hatte. Es war die Information, von der sie annahmen, daß er sie besitze.

Was natürlich nicht der Fall war.

9. bis 16. Dezember. Sein Vater war am 12. nach Zürich gereist.

Aber Savarone war nicht in Zürich gewesen. Und er hatte seinem Sohn nicht sagen wollen, wo er gewesen war... Vielleicht hatte Brevourt wirklich Ursache zur Besorgnis. Aber es gab noch andere Fragen. Zu viel war noch unklar. Vittorio wandte sich wieder dem Diplomaten zu.

»Haben Sie etwas Nachsicht mit mir. Sie sagen, Fontini-Cristis. Sie wählten den Plural. Ein Vater und vier Söhne. Der Name des Vaters ist Savarone. Ihr Commander Neyland hat mich falsch mit jenem Namen vorgestellt.«

»Ja.« Brevourts Stimme war kaum zu hören, so als sähe er sich gezwungen, einem Schluß ins Auge zu sehen, den zu akzeptieren er sich weigerte. »Das ist mir aufgefallen.«

»Also ist Savarone der Name, den Sie von den Griechen erhielten. Ist das richtig?«

»Er kann es unmöglich allein getan haben.« Wieder war Brevourts Stimme nicht viel lauter als ein Flüstern. »Sie sind der älteste Sohn, Sie leiten die Firmen. Er hätte Sie informiert. Er brauchte Ihre Hilfe. Es gab über zwanzig einzelne Dokumente, die vorbereitet werden mußten. Er brauchte Sie!«

»Das ist das, was Sie allem Anschein nach - vielleicht sogar verzweifelt - glauben wollen. Und weil Sie es geglaubt haben, haben Sie außergewöhnliche Maßnahmen ergriffen, mein Leben zu retten, um mich aus Italien herauszuholen. Offensichtlich wissen Sie, was in Campo di Fiori geschehen ist.«

Brigadier Teague gab ihm darauf Antwort. »Wir haben es zuerst durch die Partisanen erfahren. Die Griechen kamen kurz darauf. Die griechische Botschaft in Rom hat die Fontini-Cristis sorgfältig überwacht. Aber man hat ihr allem Anschein nach den Grund dafür nicht mitgeteilt. Unser Verbindungsmann in

Athen ist an den Botschafter herangetreten, und dieser wiederum nahm mit uns Verbindung auf.«

»Und jetzt deuten Sie an«, sagte Brevourt eisig, »daß alles umsonst war.«

»Ich deute es nicht an. Ich erkläre es. Während der Zeit, von der Sie sprachen, sagte mein Vater, daß er nach Zürich reisen würde. Ich habe leider damals nicht sonderlich darauf geachtet. Aber einige Tage später hatte ich einen dringenden Anlaß, um ihn zur Rückkehr nach Mailand zu bewegen. Ich versuchte, Verbindung mit ihm aufzunehmen, ich rief jedes Hotel in Zürich an, er war nirgends zu finden. Er hat mir nie gesagt, wo er gewesen war. Das ist die Wahrheit, Gentlemen.«

Die zwei Offiziere sahen den Diplomaten an. Brevourt lehnte sich langsam in seinem Sessel zurück. Es war eine Geste der Erschöpfung, eine, die zugleich andeutete, daß er das, was hier gesprochen wurde, für sinnlos hielt. Er starrte auf die Tischplatte. Schließlich sprach er wieder.

»Sie haben Ihr Leben, Signore Fontini-Cristi. Um unser aller willen hoffe ich, daß der Preis nicht zu hoch war.«

»Darauf kann ich natürlich nicht antworten. Warum ist diese Übereinkunft mit meinem Vater getroffen worden?«

»Darauf kann ich keine Antwort geben«, erwiderte Brevourt, ohne den Blick von der Tischplatte zu heben. »Offenbar glaubte jemand irgendwo, er verfüge über genügend Möglichkeiten oder Macht, um es zu schaffen. Vielleicht hat sich diese Ansicht sogar bestätigt. Vielleicht werden wir es nie wissen...«

»Was war auf dem Zug aus Saloniki? Was war in der Kassette, das Sie dazu veranlaßt hat, so zu handeln?«

Anthony Brevourt hob die Augen und sah Vittorio an. »Das weiß ich nicht.«

»Das ist lächerlich.«

»Ich bin sicher, daß es Ihnen so erscheint. Ich weiß nur - in welcher Verbindung es wichtig ist. Solche Dinge haben keinen Preis. Es handelt sich um einen abstrakten Wert.«

»Und von diesem Urteil ausgehend, haben Sie diese Entscheidungen getroffen, Ihre höchsten Behörden davon überzeugt, sie zu treffen, Ihre Regierung zum Handeln veranlaßt?«

»Ja, das habe ich getan, Sir. Ich würde es wieder tun. Und das ist alles, was ich zu dem Thema sagen werde.« Brevourt erhob sich von dem Tisch. »Es ist sinnlos, das Gespräch fortzusetzen. Vielleicht treten andere mit Ihnen in Verbindung. Guten Tag, Signore Fontini-Cristi.«

Das Verhalten des Botschafters schien die beiden Offiziere zu verblüffen, aber sie sagten nichts. Vittorio stand auf, nickte und ging wortlos zur Tür. Dort drehte er sich um und sah Brevourt an. Die Augen des Mannes blickten ausdruckslos.

Draußen fand Fontini-Cristi zu seiner Überraschung Commander Neyland zwischen zwei gewöhnlichen Soldaten stehen. Abwehrabschnitt Fünf, Fremde Operationen, ging keine Risiken ein. Die Tür des Konferenzraums wurde bewacht.

Neyland drehte sich um, und sein Gesicht zeigte sein Erstaunen. Offensichtlich hatte er damit gerechnet, daß die Besprechung länger dauern würde.

»Ich sehe, man hat Sie freigelassen.«

»Ich hatte nicht den Eindruck, in Haft zu sein«, antwortete Vittorio.

»Eine Redensart.«

»Mir war nie bewußt gewesen, wie wenig attraktiv diese Redensart ist. Werden Sie mich hinausbegleiten?«

»Ja, ich werde am Eingang für Sie unterschreiben.«

Sie näherten sich dem mächtigen Empfangstisch der Admiralität. Neyland sah auf die Uhr und nannte dem Posten Vittorios Namen. Fontini-Cristi wurde gebeten, hinter der Uhrzeit abzuzeichnen; das tat er. Als er sich wieder aufrichtete, salutierte der Commander sehr formell. Er nickte - formell -, drehte sich um und ging über den auf Hochglanz polierten Marmorboden auf die mächtige Doppeltür zu, die zur Straße hinausführte.

Er war auf der vierten Treppenstufe, als die Worte auftauchten. Sie schossen durch den wirbelnden Nebel aus weißem Licht und dem Stakkato von Gewehrfeuer.

»Champoluc... Zürich ist Champoluc... Zürich ist der Fluß!«

Und dann nichts mehr. Nur die Schreie und das weiße Licht und die im Tod erstarrten Körper.

Er blieb auf der Marmortreppe stehen, sah nichts außer den schrecklichen Visionen seines Bewußtseins.

»Zürich ist der Fluß! Champoluc...«

Vittorio hielt an sich. Er stand reglos da, atmete tief und war sich undeutlich bewußt, daß die Leute auf der Straße und einige auf der Treppe ihn anstarrten. Er fragte sich, ob er umkehren, noch einmal durch die Türen der Admiralität treten und einen langen Korridor hinuntergehen sollte zu dem kathedralenähnlichen Bogen, hinter dem das Konferenzzimmer von Abwehrabschnitt Fünf lag. Und dann traf er ruhig seine Entscheidung. Vielleicht treten andere mit Ihnen in Verbindung. Sollten die anderen kommen. Er würde sein Wissen nicht mit Brevourt teilen, dem Mann, der ihn angelogen hatte.

»Wenn Sie gestatten, Sir Anthony«, sagte Vizeadmiral Hackett, »ich glaube, es hätte noch eine ganze Menge zu besprechen gegeben...«

»Da bin ich ganz Ihrer Meinung«, unterbrach Brigadier Teague, sichtlich gereizt. »Der Admiral und ich haben unsere Differenzen, aber nicht in diesem Punkt, Sir. Wir haben ja kaum an der Oberfläche gekratzt. Wir haben eine außergewöhnliche Investition getätigt und nichts dafür bekommen. Da wäre mehr zu haben gewesen.«

»Es war nutzlos«, sagte Brevourt müde und trat langsam an das von Vorhängen gesäumte Fenster, das den Blick auf den Innenhof freigab. »Das stand in seinen Augen geschrieben. Fontini-Cristi hat die Wahrheit gesagt. Er war verblüfft. Er weiß nichts.«

Hackett räusperte sich, ein Vorspiel zu seinem Urteil. »Er hat mir nicht gerade den Eindruck gemacht, als schäumte er. Mir schien er recht gelassen zu sein, würde ich sagen.«

Der Diplomat starrte geistesabwesend zum Fenster hinaus und antwortete mit leiser Stimme. »Wenn er geschäumt hätte, dann hätte ich ihn eine Woche in diesem Stuhl festgehalten. Er hat sich ganz genauso verhalten, wie ein Mann auf eine Nachricht reagiert, die ihn zutiefst aufwühlt. Der Schock war zu tief, als daß er seine Reaktion hätte spielen können.«

»Wenn ich einmal Ihre Prämisse akzeptiere«, sagte Teague kalt, »dann schließt das die meine noch nicht aus. Vielleicht ist ihm gar nicht bewußt, was er weiß. Sekundärinformationen führen oft zu einer Primärquelle. In unserem Geschäft ist das fast immer der Fall. Ich muß widersprechen, Sir Anthony.«

»Ich nehme Ihren Widerspruch zur Kenntnis. Es steht Ihnen ja völlig frei, noch einmal Kontakt mit ihm aufzunehmen, das habe ich ja deutlich gesagt. Aber Sie werden nicht mehr erfahren, als wir heute nachmittag gehört haben.«

»Wie können Sie so sicher sein?« fragte der Abwehrmann wütend. Es war zu spüren, daß seine Gereiztheit in Ärger umschlug.

Brevourt wandte sich vom Fenster ab, sein Gesichtsausdruck wirkte gequält, seine Augen blickten nachdenklich. »Weil ich Savarone Fontini-Cristi kannte. Das liegt acht Jahre zurück, in Athen. Er war ein neutraler Emissär, so sagt man, glaube ich, aus Rom. Der einzige Mann, dem Athen vertrauen wollte. Die Umstände tun hier nichts zur Sache, nur die Methoden von Fontini-Cristi. Er war ein Mann, der von einem Sinn für Diskretion förmlich besessen war. Er konnte wirtschaftliche Berge versetzen, die schwierigsten internationalen Verträge aushandeln, weil alle Parteien wußten, daß sein Wort besser als jeder schriftliche Kontrakt war. Auf seltsame Weise ist genau das der Grund, weshalb er gefürchtet wurde. Man hüte sich vor einem Mann mit totaler Integrität. Unsere einzige Hoffnung lag darin, daß er seinen Sohn mit hineingezogen hatte.«

Teague nahm die Worte des Diplomaten in sich auf und beugte sich dann vor, die Arme auf den Tisch gestützt. »Was war in dem Zug aus Saloniki? In dieser verdammten Kassette?«

Brevourt machte eine Pause, ehe er Antwort gab. Die zwei Offiziere begriffen, daß, was auch immer der Botschafter jetzt sagen würde, das alles sein würde, was sie von ihm hören würden.

»Dokumente, die vierzehn Jahrhunderte vor der Welt verborgen waren. Sie könnten die christliche Welt in Stücke reißen, eine Kirche gegen die andere kämpfen lassen - eine Nation gegen die andere vielleicht. Sie könnten Millionen dazu zwingen, in einem Krieg, der ebenso tief geht wie der Hitlers, Partei zu ergreifen.«

»Und indem sie das tun«, sagte Teague in Form einer Frage, »jene teilen, die gegen Deutschland kämpfen?«

»Ja. Das wäre unvermeidlich.«

»Dann sollten wir darum beten, daß sie nicht gefunden werden«, schloß Teague.

»Ja, beten Sie, beten Sie, so gut Sie können, General. Es ist seltsam. All die Jahrhunderte haben Männer bereitwillig ihr Leben darum gegeben, die Heiligkeit jener Dokumente zu schützen. Jetzt sind sie verschwunden, und alle, die wußten, wo, sind tot.«

## **Teil drei**

### **7**

#### **JANUAR 1940 BIS SEPTEMBER 1945 EUROPA**

Das Telefon klingelte auf dem antiken Schreibtisch in der Suite des Savoy-Hotels. Vittorio stand an dem Flügelfenster, das ihm den Blick über die Themse bot, und sah zu, wie die Lastkähne sich im nachmittäglichen Regen langsam den Fluß hinauf- und hinabarbeiteten. Es war genau sechzehn Uhr dreißig. Das mußte Alec Teague von MI 6 sein.

Fontini-Cristi hatte in den letzten drei Wochen viele Dinge über Teague gelernt. Eines davon war, daß der Mann geradezu krankhaft pünktlich war. Wenn er sagte, daß er gegen halb fünf anrufen würde, dann würde er pünktlich halb fünf anrufen. Alec Teague führte sein Leben nach der Uhr; das ergab auch sehr nüchterne Gespräche.

Vittorio nahm den Hörer ab. »Ja?«

»Fontini?« Der Abwehrmann neigte auch in bezug auf Namen zur Kürze. Offensichtlich sah er keinen Anlaß, Cristi hinzuzufügen, wenn Fontini schon reichte.

»Hello, Alec. Ich habe Sie erwartet.«

»Ich habe die Papiere«, sagte Teague. »Und Ihre Befehle. Das Foreign Office hat sich geziert. Die Chancen stehen eins zu eins, ob sie nun um Ihr Wohlergehen besorgt waren, oder ob sie fürchteten, Sie könnten der Krone eine Rechnung präsentieren.«

»Letzteres, das kann ich Ihnen versichern. Mein Vater verstand sich auf sein Geschäft, und ich bin in seine Schule gegangen.«

»Ja, nicht wahr?« Teague hatte gar nicht zugehört. »Ich denke, wir sollten uns sofort treffen. Wie sieht es am Abend bei Ihnen aus?«

»Ich esse mit Miß Holcroft zu Abend. Unter den gegebenen Umständen kann ich das natürlich absagen.«

»Holcroft? Oh, die Spane.«

»Ich glaube, sie zieht Holcroft vor.«

»Ja, kann's ihr nicht verübeln. Ein blutiger Narr ist das. Ich glaube, die würde mir gefallen.«

»Was bedeutet, daß Sie sie nicht kennen, und Sie wollen, daß ich zur Kenntnis nehme, daß Sie mich haben verfolgen lassen. Ich habe ihren Familiennamen Ihnen gegenüber nie erwähnt.«

Teague lachte. »Zu Ihrem großen Nutzen, nicht zu unserem.«

»Soll ich absagen?«

»Nein, lieber nicht. Wann werden Sie fertig sein?«

»Fertig?«

»Dinner. Ich vergesse immer, daß Sie Italiener sind.«

Vittorio lächelte. Alec meinte die Bemerkung ganz ernst. »Ich kann die Dame um halb elf nach Hause begleiten... zehn Uhr. Ich nehme an, Sie wollen sich noch heute abend mit mir treffen?«

»Ich fürchte, das müssen wir. Ihre Befehle sehen vor, daß Sie morgen abreisen. Nach Schottland. In der Frühe.«

Das Restaurant in Holborn nannte sich Fawn's. Schwarze Vorhänge waren straff über die Fenster gezogen, gespannt und mit Reißzwecken befestigt, so daß auch nicht der dünnste Lichtstrahl auf die Straße hinausdringen konnte. Er saß an der Bar, hatte auf einem Hocker an der Ecke Platz genommen, um einen guten Ausblick auf das Restaurant und den Eingang zu haben. Sie würde jetzt jeden Augenblick kommen, und er lächelte, als ihm klar wurde, daß er sich danach sehnte, sie zu sehen.

Er wußte, wann es mit Jane begonnen hatte - ihre sich schnell entwickelnde Beziehung, die sie in Kürze zu den Genüssen des Bettes führen würde. Es war nicht ihr Zusammentreffen in der Halle des Savoy, auch nicht ihr erster

gemeinsamer Abend. Das war nur eine angenehme Ablenkung gewesen. Er hatte nicht mehr gesucht, nicht mehr gewollt.

Der Anfang war fünf Tage später gewesen, als er allein in seiner Suite gesessen hatte. Es hatte an der Tür geklopft. Er hatte geöffnet. Jane stand im Korridor und hielt eine etwas zerdrückte Ausgabe der Times in der Hand. Er hatte die Zeitung nicht gesehen.

»Um Gottes willen, was ist passiert?« hatte er gefragt.

Er hatte sie ins Zimmer gebeten, ohne Antwort zu bekommen, wußte nicht, was sie wollte. Sie reichte ihm das Blatt. In der linken unteren Ecke des Titelblatts war ein kurzer Artikel, der mit Rotstift eingerahmt war.

MAILAND, 2. Januar (Reuter) - Über die Fontini-Cristi-Werke ist eine Nachrichtensperre verhängt worden, seit Regierungsbeamte die Leitung des Unternehmens übernommen haben. Schon seit einigen Tagen wurden keine Mitglieder der Familie Fontini-Cristi mehr gesehen. Die Polizei hat das Familienanwesen in Campi di Fiori abgeriegelt. Bezüglich des Schicksals dieser mächtigen Dynastie, die von dem Finanzier Savarone Fontini-Cristi und seinem ältesten Sohn Vittorio geleitet wird, sind zahlreiche Gerüchte im Umlauf. Verlässliche Gewährsleute meinen, sie seien möglicherweise von Patrioten ermordet worden, die über jüngste Entscheidungen in der Gesellschaft erzürnt waren, von denen viele der Ansicht sind, daß sie den Interessen Italiens zuwiderlaufen. Es wurde berichtet, daß die verstümmelte Leiche eines »Informanten« (den der berichtende Journalist nicht gesehen hat) in der Piazza des Duomo erhängt aufgefunden wurde, mit einer Tafel, die die Gerüchte einer Exekution bestätigen könnten. Rom hat lediglich die Erklärung abgegeben, daß die Fontini-Cristis Staatsfeinde seien.

Vittorio hatte die Zeitung beiseite gelegt und ging quer durch das Zimmer, von der Frau weg. Er wußte, daß sie es gut meinte. Er nahm ihr ihre Sorge nicht übel. Trotzdem war er in höchstem Maße verstimmt.

Sein Leid gehörte ihm allein, und er wollte es nicht teilen. Sie hatte sich dazwischengedrängt.

»Es tut mir leid«, sagte sie leise. »Ich hatte kein Recht, das zu tun.«

»Wann haben Sie das zum erstenmal gelesen?«

»Höchstens vor einer halben Stunde. Jemand hat es mir auf den Schreibtisch gelegt. Ich habe Sie gegenüber Freunden von mir erwähnt. Ich sah keinen Anlaß, es nicht zu tun.«

»Und Sie sind gleich herübergekommen?«

»Ja.«

»Warum?«

»Weil Sie mir leid taten«, war ihre einfache Antwort. Die Ehrlichkeit, die aus ihr sprach, hatte ihn tief berührt. »Ich werde jetzt gehen.«

»Bitte...«

»Wollen Sie, daß ich bleibe?«

»Ja. Ich glaube schon.«

Und so begann er zu erzählen. Zuerst mit gemessenen Worten, doch dann sprudelten die Sätze aus ihm heraus - bis zur Schilderung der schrecklichen Nacht des weißen Lichts und des Todes, die für ihn Campo di Fiori verkörperte. Seine Kehle wurde, trocken. Er wollte nicht weitersprechen.

Und da tat Jane etwas Seltsames. Nur der kleine Abstand zwischen ihren beiden einander gegenüberstehenden Stühlen trennte sie, doch sie machte keine Anstalten, die Distanz zu verringern, aber sie zwang ihn, fortzufahren.

»Um Gottes willen, sagen Sie es doch. Alles.«

Sie flüsterte, aber ihr Flüstern war wie ein Befehl, und in seiner Verwirrung und in seinem Leid befolgte er den Befehl.

Als er geendet hatte, überkam ihn Erleichterung. Zum erstenmal seit Tagen war ein unerträgliches Gewicht von ihm genommen. Nicht für dauernd, es würde wiederkommen, aber für den Augenblick hatte er zur Vernunft zurückgefunden; sie

wirklich wiedergefunden, nicht nur eine falsche Fassade, die ihn immer ein wenig kurzatmig ließ.

Jane hatte gewußt, was er nicht verstanden hatte. Sie hatte es ausgesprochen.

»Dachten Sie denn, Sie könnten so weiterleben und es immer in sich eingekapselt halten? Hatten Sie geglaubt, Sie könnten die Worte nicht aussprechen, nicht hören? Für was für eine Art Mann halten Sie sich denn?«

Was für eine Art Mann? Eigentlich wußte er das nicht. Er hatte niemals darüber nachgedacht, was für eine Art Mann er war. Das war keine Frage, die ihn besonders beschäftigt hatte. Er war Vittorio Fontini-Cristi, erster Sohn von Savarone. Und jetzt würde er herausfinden, was er sonst noch war. Er fragte sich, ob Jane Teil seiner neuen Welt sein würde. Oder ob der Haß und der Krieg alles verzehren würden. Er wußte nur, daß der Krieg und der Haß sein Sprungbrett zurück ins Leben sein würden.

Das war auch der Grund, weshalb er Alec Teague ermuntert hatte, als der MI-6-Mann ihn nach der fehlgeschlagenen Konferenz mit Brevourt in Abwehrabschnitt Fünf kontaktiert hatte. Teague wollte Hintergrundmaterial - scheinbar unwichtige Gespräche, beiläufige Bemerkungen, hingeworfenen Worte, die sein Vater vielleicht wiederholt hatte - , alles, das auch nur entfernt Beziehung zu dem Zug aus Saloniki haben könnte. Aber Vittorio wollte auch etwas. Von Teague. Und so ging er haushälterisch mit den isolierten Informationsfetzen um: Ein Fluß, der vielleicht etwas mit Zürich zu tun hatte, vielleicht auch nicht, ein Distrikt in den italienischen Alpen, der den Namen Champoluc trug, aber keinen Fluß besaß. Was auch immer das für ein Zusammenspiel sein mochte, seine Stücke blieben einzeln. Aber Teague ließ nicht locker.

Und während Taegue tastete und sondierte, holte Vittorio aus ihm die möglichen Optionen heraus, die MI 6 vielleicht für ihn haben könnte. Er sprach fließend englisch und italienisch und überdurchschnittlich französisch und deutsch. Er hatte intime

Kenntnisse über ein Dutzend größerer europäischer Industrieunternehmen, hatte mit den führenden Köpfen der Finanzwelt Europas verhandelt. Da mußte doch irgend etwas sein.

Teague sagte, er würde nachforschen. Gestern hatte Teague gesagt, er würde ihn heute um sechzehn Uhr dreißig anrufen; vielleicht würde er etwas haben. Diesen Nachmittag um exakt sechzehn Uhr dreißig hatte Teague angerufen; er hatte Vittorios »Befehle«. Da war also etwas gewesen. Fontini-Cristi fragte sich, was dieses Etwas wohl sein mochte, und noch mehr, weshalb seine Reise nach Schottland so plötzlich angesetzt wurde.

»Hast du lange gewartet?« fragte Jane Holcroft, die plötzlich neben ihm in der schwach erleuchteten Bar stand.

»Es tut mir leid.« Das tat es Vittorio wirklich; er hatte sie nicht kommen sehen. Und doch hatte er die ganze Zeit zur Tür gestarrt. »Nein, ganz und gar nicht.«

»Du warst meilenweit entfernt. Du hast mich angesehen, und als ich lächelte, hast du die Stirn gerunzelt. Ich hoffe, das hat nichts zu bedeuten.«

»Du lieber Himmel, nein. Du hattest recht, ich war meilenweit entfernt. In Schottland.«

»Wie bitte?«

»Ich werde dir bei Tisch davon erzählen. Das, was ich weiß, und das ist sehr wenig.«

Sie wurden zu ihrem Tisch geführt und bestellten ihre Getränke.

»Ich habe dir von Teague erzählt«, sagte er, zündete ihre Zigarette an und hielt dann das Streichholz unter seine eigene.

»Ja. Der Mann von der Abwehr. Du hast nicht sehr viel über ihn erzählt. Nur daß er offenbar ein ganz brauchbarer Bursche ist und eine Menge Fragen gestellt hat.«

»Das mußte er. Meine Familie hat das verlangt.« Fontini-Cristi hatte Jane nichts über den Güterzug aus Saloniki erzählt;

dafür gab es keinen Grund. »Ich habe ihn ein paar Wochen lang bedrängt, einen Job für mich zu finden.«

»Beim Militär?«

»Irgendwo. Es war logisch, an ihn heranzutreten. Er kennt überall Leute. Wir waren uns beide einig, daß ich über Qualifikationen verfüge, die jemandem nützlich sein könnten.«

»Was wirst du tun?«

»Ich weiß nicht, aber was auch immer es ist, es fängt in Schottland an.«

Der Kellner kam mit ihren Drinks. Vittorio nickte dankend und stellte fest, daß Jane ihn immer noch beobachtete.

»In Schottland gibt es Ausbildungslager«, sagte sie leise. »Einige gelten als streng geheim. Sie sind wirklich geheim und werden streng bewacht.«

Vittorio lächelte. »Sie können gar nicht zu geheim sein.«

Die Frau erwiderte sein Lächeln. Die volle Erklärung lag in ihren Augen, nur die Hälfte in ihren Worten. »Es gibt in all diesen Gebieten ein kompliziertes System von Luftwarnanlagen. Sich überlappende Abschnitte. Für Flugzeuge ist es außergewöhnlich schwierig, dort einzudringen. Besonders einmotorige, leichte Maschinen.«

»Ich hatte vergessen, daß der Manager des Savoy gesagt hat, ihr Engländer ließt euch nicht so leicht unterkriegen.«

»Wir lassen uns auch in allen existierenden Systemen gründlich ausbilden. Ebenso wie in denen, die sich noch in der Entwicklung befinden. Die Systeme unterscheiden sich von einem Sektor zum nächsten beträchtlich. Wann wirst du abreisen?«

»Morgen.«

»Ich verstehe. Auf wie lange?«

»Ich weiß nicht.«

»Natürlich. Das sagtest du.«

»Ich soll mich heute abend mit Teague treffen. Nach dem Dinner. Aber es hat keine Eile. Ich sehe ihn erst um halb elf. Ich nehme an, dann werde ich mehr erfahren.«

Jane schwieg. Ihre Augen tauchten in die seinen, und dann sagte sie ganz einfach: »Wenn dein Gespräch mit Teague vorbei ist, kommst du dann zu mir? In meine Wohnung?«

»Ja, das werde ich.«

»Es ist mir gleichgültig, um welche Zeit es sein wird.« Sie legte die Hand über seine. »Ich möchte, daß wir zusammen sind.«

»Ich auch.«

Brigadier Alec Teague nahm die vorschriftsmäßig gefaltete Offiziersmütze und den Militärmantel ab und warf sie auf den Stuhl der Savoy-Suite. Er knöpfte seinen Uniformrock auf und lockerte seine Krawatte. Dann ließ er seine breite Gestalt auf die weiche Couch sinken und gab ein Seufzen der Erleichterung von sich. Er grinste Fontini-Cristi zu, der vor dem ihm gegenüber angeordneten Armsessel stand, und hob bittend beide Hände. »Da ich jetzt seit sieben Uhr früh in dieser Tretmühle stecke, finde ich wirklich, Sie sollten mir einen Drink anbieten. Whisky pur wäre großartig.«

»Natürlich.« Vittorio ging zu der kleinen Bar an der Wand, füllte zwei Gläser und kam mit den Drinks zurück.

»Mrs. Spane ist eine sehr attraktive Frau«, sagte Teague. »Sie haben außerdem recht. Sie zieht wirklich ihren Mädchennamen vor. Im Air Ministry steht das ›Spane‹ in Klammern. Man nennt sie Flying Officer Holcroft.«

»Flying Officer?« Vittorio wußte nicht, warum, aber der Titel wirkte leicht erheiternd auf ihn. »Ich hatte sie eigentlich nicht mit solch militärischen Begriffen in Verbindung gebracht.«

»Ja, ich versteh schon, was Sie meinen.« Teague leerte sein Glas schnell und stellte es auf das niedrige Tischchen neben der Couch. Vittorio erkundigte sich mit einer Geste, ob er nachfüllen sollte. »Nein, vielen Dank. Jetzt müssen wir uns ernsthaft unterhalten.« Der Abwehrmann sah auf seine

Armbanduhr: Fontini-Cristi fragte sich, ob Teague wirklich seine Zeit so exakt einteilte, daß er sich eine halbe Minute für gesellschaftliche Konversation vorgenommen hatte.

»Was ist in Schottland?«

»Ihr Aufenthaltsort für den nächsten Monat etwa. Falls Sie die Anstellungsbedingungen akzeptieren. Die Bezahlung entspricht wohl nicht ganz dem, woran Sie gewöhnt sind, fürchte ich.« Wieder grinste Teague. »Um es genauer zu sagen, wir haben Ihnen die Bezüge eines Captain zugeordnet. Ich hab' die Zahlen nicht im Kopf.«

»Die Zahlen interessieren mich auch nicht. Sie sagen, ich hätte eine Wahl, aber vorher sagten Sie, meine Befehle wären eingetroffen. Ich verstehe nicht.«

»Wir können Ihnen nichts befehlen. Sie können den Anstellungsvertrag zurückweisen, dann lasse ich die Befehle annullieren. So einfach ist das. Aber ich habe, um keine Zeit zu vergeuden, zunächst einmal gekauft. Offen gestanden, um sicher zu sein, daß es überhaupt möglich war.«

»Gut. Was ist es also?«

»Es ist gar nicht so leicht, das schnell zu beantworten. Wenn es überhaupt möglich ist. Sehen Sie, es hängt nämlich ziemlich von Ihnen ab.«

»Von mir?«

»Ja. Die Umstände, unter denen Sie Italien verlassen haben, waren recht einmalig, das ist uns allen bewußt. Aber Sie sind nicht der einzige Bewohner des Kontinents, der aus Europa geflohen ist. Wir haben Dutzende davon. Dabei spreche ich nicht von den Juden und den Bolschewiken; davon gibt es Tausende. Ich beziehe mich auf Dutzende von Männern wie Ihnen. Geschäftsleute, Wissenschaftler, Ingenieure, Leute von den Universitäten, die aus dem einen oder anderen Grund - wir möchten das unter moralischer Abscheu zusammenfassen - dort, wo sie lebten, nicht mehr funktionieren konnten. Das ist in etwa der Punkt, an dem wir stehen.«

»Ich verstehe nicht. Wo stehen Sie?«

»In Schottland. Mit vierzig oder fünfzig aus der Bahn geworfenen Kontinentalen - alle in ihren bisherigen Lebensumständen recht erfolgreich -, die einen Führer suchen.«

»Und Sie glauben, ich könnte dieser Führer sein?«

»Je mehr ich darüber nachdenke, desto sicherer bin ich. Ziemlich natürliche Qualifikationen, würde ich sagen. Sie haben sich in wohlhabenden Kreisen bewegt. Sie sprechen die entsprechenden Sprachen. Und was ganz besonders wichtig ist, Sie sind Geschäftsmann, Sie haben Ihre Märkte in ganz Europa. Du lieber Gott, Mann, die Fontini-Cristi-Werke sind enorm groß; Sie waren ihr oberster Leiter. Passen Sie sich den Umständen an. Tun Sie das, was Sie in den letzten Jahren erfolgreich getan haben. Nur tun Sie es diesmal vom entgegengesetzten Standpunkt aus. Mißmanagement.«

»Wovon reden Sie?«

Der Brigadier fuhr fort, sprach jetzt schneller. »Wir haben Männer in Schottland, die in Dutzenden von Berufen und Qualifikationen in allen größeren Städten Europas gearbeitet haben. Ein Schritt führt stets zum nächsten.«

»Das ist es, womit Sie rechnen, nicht wahr? Wir stellen beide Fragen.«

Teague beugte sich vor, plötzlich wirkte er nachdenklich. »Dies ist eine hektische, komplizierte Zeit. Es gibt mehr Fragen als Antworten. Aber eine Antwort lag direkt vor unseren Augen, nur daß wir sie nicht gesehen haben. Wir haben diese Männer für die falschen Dinge ausgebildet. Das heißt, wir waren nicht sicher, wofür wir sie ausbildeten - irgendwie für Untergrundkontakte, für Routineinformationen, eben irgendwie völlig formlos. Aber es gibt etwas Besseres, verdammt genial sogar, wenn ich das so sagen darf. Die Strategie besteht darin, sie zurückzuschicken, um den Markt in Unordnung zu bringen, um Chaos zu erzeugen - nicht so sehr Sabotage körperlicher Art, dafür haben wir genügend Leute, sondern bürokratisches Chaos. Sie sollen wieder in ihren ehemaligen Berufen tätig sein. Buchhaltungsbüros, die Fehlbuchungen erzeugen,

Frachtbriefe, die nicht stimmen, Lieferpläne, die nicht eingehalten werden. Massenverwirrung in den Fabriken: einfach beispielhaftes Mißmanagement um jeden Preis!«

Teague war erregt, seine Begeisterung ansteckend. Es fiel Vittorio schwer, sich auf das Wesen seiner ursprünglichen Frage zu konzentrieren. »Aber warum muß ich morgen abreisen?«

»Um es ganz offen auszudrücken: Ich habe gesagt, es könnte sein, daß ich Sie verliere, wenn es weitere Verzögerungen geben sollte.«

»Weitere? Wie können Sie das sagen? Ich bin weniger als...«

»Weil«, unterbrach ihn Teague, »allerhöchstens fünf Leute in England wissen, weshalb wir Sie wirklich aus Italien herausgeholt haben. Daß Sie keinerlei Informationen über den Zug aus Saloniki besitzen, hat alle verblüfft. Sie haben ein außergewöhnliches Risiko auf sich genommen und verloren. Was Sie mir gesagt haben, führt uns auch nicht weiter. Unsere Agenten in Zürich, Bern, Triest, Monfalcone - sie können nichts finden. Also habe ich mich eingeschaltet und eine völlig andere Version für die Motive Ihrer Rettung geliefert. Ich sagte, diese neue Operation sei Ihre Idee. Darauf sind sie reingefallen. Schließlich sind Sie ein Fontini-Cristi. Werden Sie akzeptieren?«

Vittorio lächelte. »»Mißmanagement um jeden Preis.« Ich glaube nicht, daß es einen Präzedenzfall für ein solches Motto gibt. Ja, ich sehe die Möglichkeiten. Ob sie wirklich enorm sind oder nur theoretisch, bleibt abzuwarten. Ich akzeptiere.«

Teague lächelte schlau. »Da ist noch etwas. Es betrifft Ihren Namen...«

»Victor Fontine?« Jane lachte neben ihm auf der Couch in dem Apartment in Kensington. Die Glut der brennenden Holzscheite im Kamin strahlte wohlige Wärme aus. »Typisch britische Frechheit. Die haben dich kolonisiert.«

»Und mich dabei zum Offizier gemacht.« Captain Victor Fontine schmunzelte, hielt den Umschlag hoch und ließ ihn dann auf das Tischchen fallen. »Teague war wirklich amüsant.

Er ist auf das Thema losgegangen, wie man es vom Kino her erwartet. »Wir müssen einen Namen für Sie finden. Einen, den man sofort erkennt und den man leicht in Telegrammen gebrauchen kann.« Das interessierte mich. Ich sollte also einen Codenamen bekommen, etwas sehr Dramatisches, stellte ich mir vor. Ein Edelstein vielleicht mit einer Nummer oder einen Tiernamen. Statt dessen hat er nur den meinen angliert und abgehackt.« Vittorio lachte. »Ich werde mich daran gewöhnen. Schließlich ist das ja nicht auf Lebenszeit.«

»Ich weiß nicht, ob ich das kann. Ich will es versuchen. Offen gestanden, ist der Name ziemlich enttäuschend.«

»Wir müssen alle unsere Opfer bringen. Gehe ich richtig in der Annahme, daß ein Captain eine höhere Rangstufe als ein Flying Officer ist?«

»Der »Flying Officer« hat nicht die Absicht, Befehle zu erteilen. Ich glaube, wir sind beide nicht sehr militärisch. Kensington ist das auch nicht. Wie ist das mit Schottland?«

Er schilderte es ihr skizzenhaft und lieferte keine Details zu den wenigen Fakten, die er kannte. Während er sprach, sah er und konnte er fühlen, wie ihre ungewöhnlich hellen blauen Augen die seinen absuchten, wie sie die beiläufigen Sätze zu durchdringen suchte, und wußte sicher, daß da mehr war oder sein würde. Sie trug ein bequemes, langes Hauskleid in blassem Gelb, das ihr dunkles, braunes Haar akzentuierte und das Blau ihrer Augen hervorhob. Unter dem Hauskleid, zwischen den breiten Aufschlägen, konnte er das weiche Weiß ihres Negliges sehen und wußte, daß sie wollte, daß er es sah, daß er sie berühren sollte.

Es war behaglich, dachte Vittorio. Da war kein Gefühl der Dringlichkeit, der Raffinesse. Einmal während seines Monologs berührte er sie an der Schulter. Sie griff langsam, sanft hinauf und hielt seine Hand fest, und ihre Finger liebten die seinen. Dann lenkte sie seine Hand in ihren Schoß und legte die andere darüber, während er zu Ende sprach.

»Da haben wir es also. »Mißmanagement um jeden Preis«, wo immer man es ansetzen kann.«

Eine Weile schwieg sie, und ihre Augen suchten immer noch in den seinen, dann lächelte sie. »Eine wunderbare Idee. Teague hat recht, die Möglichkeiten sind enorm. Wie lange wirst du in Schottland bleiben? Hat er das gesagt?«

»Nicht genau. Eine ›Anzahl von Wochen‹.« Er entzog ihr seine Hand und legte den Arm ganz beiläufig und ganz natürlich um ihre Schulter, zog sie zu sich heran. Ihr Kopf ruhte an seiner Brust. Er küßte ihr glänzendes Haar. Sie beugte sich zurück, blickte zu ihm auf - und ihre Augen suchten immer noch. Ihre Lippen öffneten sich, als sie seine Hand nahm und sie beiläufig, völlig natürlich, zwischen die Aufschläge ihres Hauskleides führte, nach innen über ihre Brust. Als ihre Lippen sich trafen, stöhnte Jane und öffnete den Mund weiter, gab sich ganz seinem Kuß hin.

»Das hat so lang gedauert«, flüsterte sie schließlich.

»Du bist schön«, antwortete er und strich ihr mit der Hand über das weiche Haar, küßte ihre Augen.

»Ich wünschte, du müßtest nicht weggehen. Ich will nicht, daß du weggehst.«

Sie erhoben sich, standen jetzt vor der kleinen Couch. Sie half ihm, sein Jackett auszuziehen, drückte ihr Gesicht dann gegen seine Brust. Wieder küßten sie sich, hielten einander zuerst ganz zärtlich umfassen, dann mit zunehmender Heftigkeit. Vittorio legte die Hände auf ihre Schultern und schob sie sanft zurück. Ihr weiches Gesicht war unter dem seinen, und er blickte in ihre blauen Augen: »Du wirst mir schrecklich fehlen. Du hast mir so viel gegeben.«

»Und du hast mir etwas gegeben, vor dem ich Angst hatte«, sagte sie, und ihr Mund lächelte zärtlich. »Ich hatte Angst, danach zu suchen. Du lieber Gott, schreckliche Angst hatte ich!«

Sie nahm seine Hand, und sie gingen quer durch den Raum zu einer Tür. Dahinter war das Schlafzimmer. Auf einem niedrigen Tischchen neben dem Bett leuchtete eine einzelne Elfenbeinlampe, und ihr gelblich-weißer Schein fiel auf die Wände, die in weichem Blau gehalten waren, und das

elfenbeinfarbene, einfache Mobiliar. Die seidene Decke über dem Bett war ebenfalls in Blau und Weiß gehalten und mit einem komplizierten Blumenmuster bedeckt. Alles war so friedlich und so weit entfernt und ebenso lieblich wie Jane.

»Dies ist ein sehr privater Raum. Ein Raum der Wärme«, sagte Vittorio, den die einfache Schönheit ansprach. »Es ist ein außergewöhnlicher Raum, weil es der deine ist und du ihn magst. Klingt das sehr albern?«

»Sehr italienisch«, antwortete sie und lächelte. »Du sollst ihn mit mir teilen. Das wünsche ich mir.«

Sie ging zur einen Seite des Bettes, er zur anderen. Gemeinsam falteten sie die seidene Decke zusammen. Ihre Hände berührten sich, und sie sahen einander an. Jane ging um das Bett herum auf ihn zu. Während sie das tat, griff sie nach oben, knöpfte ihr Neglige auf und löste das Band ihres Hauskleides. Es fiel herunter, und ihre vollen, runden Brüste traten hervor, die Brustwarzen dunkelrosa und gespannt.

Er nahm sie in die Arme, und seine Lippen suchten die ihren in heiß aufsteigender Erregung. Sie drückte ihren Körper gegen den seinen. Er konnte sich nicht daran erinnern, jemals so vollkommen, so total erregt gewesen zu sein. Ihre langen Beine zitterten, und enger preßten sie sich gegen ihn. Ihr Mund öffnete sich, ihre Lippen bedeckten die seinen. Aus ihrer Kehle drang ein leises Stöhnen.

»O Gott, nimm mich, Vittorio! Schnell, schnell, mein Geliebter!«

Auf Alec Teagues Schreibtisch klingelte das Telefon. Er sah auf die Bürouhr an der Wand und dann auf seine Armbanduhr. Es war zehn Minuten vor ein Uhr früh. Er nahm den Hörer ab.

»Hier Teague.«

»Reynolds, Überwachung. Wir haben den Bericht. Er ist immer noch in Kensington, in der Holcroft-Wohnung. Wir glauben, er wird über Nacht dort bleiben.«

»Gut. Wir sind im Plan. Alles klar.«

»Ich wünschte, wir wüßten, was gesagt worden ist. Das hätten wir einrichten können, Sir.«

»Völlig unnötig, Reynolds. Bereiten Sie für morgen einen Aktenvermerk vor: Parkhurst im Air Ministry muß verständigt werden. Flying Officer Holcroft muß einen flexiblen Dienstplan bekommen, darunter auch eine Inspektionstour der Warnstationen bei Loch Torridon in Schottland, wenn es sich unauffällig arrangieren läßt. Ich leg mich jetzt schlafen. Gute Nacht.«

## 8

Der Loch Torridon lag im Westen des nordwestlichen Hochlandes und bezog sein Wasser aus dem Teil des Meeres, das zu den Hebriden führte. Landeinwärts gab es Dutzende tiefer Schluchten mit Bächen, die aus den Bergen herunterstürzten, Wasser, das eisig und klar war und überall kleine Moortümpel bildete. Das Lager befand sich zwischen der Küste und den Bergen. Es war rauhes Land. Isoliert, unverletzbar, von Wachen geschützt, die mit Waffen und Hunden ausgestattet waren. Sechs Meilen nordöstlich davon lag ein kleines Dorf mit einer einzigen Straße, die sich zwischen ein paar Ladengeschäften durchwand und am Rand des Dorfes wieder zu einem engen Feldweg verkümmerte.

Die Berge erhoben sich steil, doch an den jäh abfallenden Wänden wuchsen trotzdem hohe Bäume und dickes Laubwerk. In diesen Bergen wurden die ehemaligen Bewohner des Kontinents den Strapazen der körperlichen Ausbildung ausgesetzt. Aber die Ausbildung war langwierig und mühsam. Die Rekruten waren keine Soldaten, sondern Geschäftsleute, Lehrer, Ärzte, Rechtsanwälte, und daher außerstande, längere Zeit körperliche Anstrengungen auf sich zu nehmen.

Ihr gemeinsamer Nenner war Haß gegen die Deutschen. Zweiundzwanzig von ihnen hatten ihre Wurzeln in Deutschland und Österreich, zusätzlich gab es noch acht Polen, neun Holländer, sieben Belgier, vier Italiener und drei Griechen. Dreiundfünfzig früher einmal respektable Bürger, die Monate

zurück ihre eigenen, nicht mit der vorherrschenden Politik ihrer Länder übereinstimmenden Überlegungen angestellt hatten.

Sie begriffen, daß man sie eines Tages zurück in ihre Heimatländer schicken würde. Aber wie Teague festgestellt hatte, war dies ein formloses Ziel. Diese undefinierbare, scheinbar auf unterster Ebene angesetzte Teilnahme war für die Kontinentalen nicht akzeptabel. Man hörte oft in den vier Baracken, die mitten im Lager standen, Äußerungen des Unmuts und der Unzufriedenheit. Und als dann mit alarmierender Schnelligkeit immer mehr Nachrichten von den Siegen der Deutschen über das Radio hereinkamen, wuchsen die Enttäuschung und das Gefühl der Ziellosgkeit.

Um Gottes willen! Wann? Wo? Wie? Man vergeudet unsere Kräfte und Kenntnisse.

Der Lagerkommandant begrüßte Victor Fontine mit einigem Argwohn. Er war ein vierschrötiger Offizier aus der regulären Truppe und ein Absolvent der verschiedenen Schulen, die MI 6 für Geheimoperationen unterhielt.

»Ich will gar nicht erst so tun, als verstünde ich viel«, sagte er bei ihrem ersten Zusammentreffen. »Meine Instruktionen sind ziemlich verschwommen, und das soll wahrscheinlich auch so sein. Sie werden ungefähr drei Wochen hier verbringen - bis Brigadier Teague uns entsprechende Order gibt - und mit unseren Gruppen trainieren. Sie werden alles tun, was die anderen auch tun, nichts Außergewöhnliches.«

»Ja, natürlich.«

Mit diesen Worten trat Victor in die Welt von Loch Torridon ein. Eine fremdartige, vielschichtige Welt, die wenig mit dem Leben zu tun hatte, das er bisher gewohnt gewesen war. Und er begriff, wenn er auch nicht wußte, weshalb, daß die Lektionen von Loch Torridon mit den Lehren von Savarone verschmelzen und die verbleibenden Jahre seines Lebens formen würden.

Er erhielt das übliche Drillichzeug und sonstige Ausrüstung, darunter einen Karabiner, eine Pistole (ohne Munition), ein Bajonett, das zugleich als Messer diente, ein Eßgeschirr nebst

Messeutensilien sowie eine Decke. Er zog in die Baracke ein, wo er wie beiläufig, mit knappen Worten und ohne besondere Neugierde, begrüßt wurde. Er lernte schnell, daß es in Loch Torridon nicht viel an Kameradschaft und Verbrüderung gab. Diese Männer lebten in und mit ihrer jeweiligen unmittelbaren Vergangenheit; sie suchten keine Freundschaft.

Die Tagesstunden waren lang und erschöpfend. Die Nächte verbrachten sie mit dem Auswendiglernen von Codes und Landkarten und dem tiefen Schlaf, der notwendig war, um den schmerzenden Körpern Linderung zu verschaffen. In mancher Hinsicht begann Victor, in Loch Torridon eine Fortführung anderer Spiele zu sehen, an die er sich erinnerte. Ebensogut hätte er wieder auf der Universität sein können im Wettbewerb mit seinen Klassenkameraden auf dem Sportplatz, den Tennisplätzen oder der Turnhalle oder an den Skihängen bei Abfahrtsrennen gegen die Stoppuhr. Nur daß die Klassenkollegen in Loch Torridon anders waren. Die meisten waren älter als er, und keiner von ihnen hatte auch nur entfernt erlebt, wie es war, ein Fontini-Cristi gewesen zu sein. Soviel entnahm er kurzen Gesprächen. Es war leicht, für sich zu bleiben. Und daher gegen sich selbst in den Wettbewerb zu treten. Das war allerdings auch der grausamste Wettbewerb, den man sich vorstellen konnte.

»Hello! Ich heiße Mikhailovic.« Der Mann, der Victor grinsend angesprochen hatte, sank zu Boden, sein Atem ging schwer. Er löste die Riemen seines Tornisters und ließ den schweren Ranzen von seinen Schultern gleiten. Sie hatten gerade zehn Minuten Pause zwischen einem Gewaltmarsch und einer taktischen Manöverübung.

»Ich heiße Fontine«, erwiderte Victor. Der Mann war einer von zwei neuen Rekruten, die vor weniger als einer Woche in Loch Torridon eingetroffen waren. Er war Mitte der Zwanzig, der jüngste Teilnehmer des merkwürdigen Lehrgangs.

»Sie sind Italiener, nicht wahr? Baracke drei?«

»Ja.«

»Ich bin Serbokroate, Baracke eins.«

»Sie sprechen sehr gut englisch.«

»Mein Vater ist Exporteur - war, sollte ich sagen. Das Geld ist in den englischsprechenden Ländern.« Mikhailovic holte ein Päckchen Zigaretten aus der Tasche und bot Fontine an.

»Nein, danke. Ich habe gerade eine ausgemacht.«

»Es gibt keinen Muskel mehr, der nicht schmerzt«, sagte der Slawe grinsend und zündete sich die Zigarette an. »Ich weiß nicht, wie die Älteren das schaffen.«

»Wir sind schon länger hier.«

»Ich meine nicht Sie. Ich meine die anderen.«

»Danke.« Victor fragte sich, weshalb Mikhailovic sich beklagte. Er war ein kräftig gebauter, untersetzter Mann mit einem Bullennacken und breiten Schultern. Und noch etwas an ihm war seltsam: auf Mikhailovics Stirn stand überhaupt kein Schweiß, während Fontine selbst am ganzen Körper schwitzte.

»Sie haben Italien verlassen, ehe Mussolini Sie zum Lakaen für die Deutschen gemacht hat?«

»So etwas Ähnliches.«

»Machek geht denselben Weg. Der wird bald ganz Jugoslawien nach seiner Pfeife tanzen lassen, mein Wort darauf.«

»Das wußte ich nicht.«

»Das wissen nicht viele. Mein Vater hat es gewußt.« Mikhailovic sog an seiner Zigarette und blickte über das Feld. Dann fügte er leise hinzu: »Sie haben ihn exekutiert.«

Fontine sah den Jüngeren voll Mitgefühl an. »Das tut mir leid. Das schmerzt, ich weiß das.«

»Wirklich?« Der Slawe drehte sich herum; in seinen Augen stand die Verblüffung.

»Ja. Wir können uns später unterhalten. Jetzt müssen wir uns auf das Manöver konzentrieren. Unser Ziel ist es, den nächsten Berggipfel quer durch den Wald zu erreichen, ohne entdeckt zu werden.« Victor stand auf und streckte dem

anderen die Hand hin. »Ich heiße mit Vornamen Vittor - Victor. Und Sie?«

Der Serbokroate erwiderte den Händedruck kräftig. »Petride. Das ist griechisch. Meine Großmutter war Griechin.«

»Willkommen in Loch Torridon, Petride Mikhailovic.«

Während die Tage verstrichen, arbeiteten Victor und Petride zusammen. So gut, daß die Sergeants sie bei den Infiltrationsübungen zusammen gegen überlegene Kräfte einsetzten. Petride erhielt die Erlaubnis, in Victors Baracke zu ziehen.

Für Victor war es, als wäre einer seiner jüngeren Brüder plötzlich wieder ins Leben zurückgekehrt - neugierig, häufig verblüfft, aber stark und gehorsam. In mancher Hinsicht füllte Petride eine Lücke, linderte den Schmerz seiner Erinnerungen. Wenn es in der Beziehung eine Belastung gab, dann höchstens die des Übermaßes seitens des Serbokroaten. Petride redete viel, stellte stets Fragen, lieferte dauernd unaufgefordert Informationen über sein persönliches Leben und erwartete, daß Victor sich revanchierte.

Das konnte Fontine über einen bestimmte Punkt hinaus nicht. Er verspürte einfach keine Neigung dazu. Er hatte das Leid von Campo di Fiori mit Jane geteilt, das genügte ihm. Es würde keinen zweiten Menschen geben, dem er das anvertraute. Gelegentlich empfand er es als nötig, Petride Mikhailovic zu tadeln.

»Du bist mein Freund, nicht mein Priester.«

»Hattest du einen Priester?«

»Eigentlich nicht. Das war nur eine Redensart.«

»Deine Familie war religiös. Das muß sie gewesen sein.«

»Warum?«

»Dein eigentlicher Name. »Fontini-Cristi«. Das bedeutet Brunnen von Christus, nicht wahr?«

»In einer Sprache, die einige Jahrhunderte alt ist. Wir sind nicht im landläufigen Sinn religiös, schon lange nicht mehr.«

»Ich bin sehr, sehr religiös.«

»Das ist dein Recht.«

Die fünfte Woche kam und ging, und von Teague kam immer noch keine Nachricht. Fontine fragte sich, ob man ihn vergessen, ob MI 6 sich das Konzept des »Mißmanagements um jeden Preis« vielleicht anders überlegt hatte. Trotzdem, das Leben in Loch Torridon hatte seine Gedanken von seinen selbstzerstörerischen Erinnerungen abgelenkt. Er fühlte sich jetzt wieder stark und leistungsfähig.

Die Ausbilder hatten sich für den folgenden Tag etwas ausgedacht, was sie »lange Verfolgung« nannten. Die vier Baracken operierten jede für sich, jede Gruppe übernahm einen Kreisbogen von fünfundvierzig Grad innerhalb eines zehn Meilen weiten Radius von Loch Torridon. Je zwei Männer pro Baracke erhielten fünfzehn Minuten Vorsprung, ehe die übrigen Rekruten die Jagd begannen. Die Aufgabe der Gejagten war es, sich so lange wie möglich von den Jägern nicht fangen zu lassen.

Es war ganz natürlich, daß die Sergeants die zwei Besten jeder Baracke für den Beginn der Übung auswählten. Victor und Petride waren die ersten Flüchtlinge in Baracke drei.

Sie rannten den Felshang hinunter zum Wald von Loch Torridon.

»Tempo!« befahl Fontine, als sie in das dichte Blattwerk des Forstes eindrangen. »Wir gehen nach links. Der Schlamm - tritt in den Schlamm! Brich dabei so viele Zweige, wie du kannst, ab.«

Sie rannten knappe fünfzig Meter, knickten Äste ab und stampften in den feuchten Korridor aus weicher Erde, der quer durch den Wald führte. Victor erteilte seinen zweiten Befehl.

»Halt! Das reicht. Und nun ganz vorsichtig. Wir machen noch ein paar Fußabdrücke auf dem trockenen Boden... Das genügt. So und nun rückwärts, du mußt direkt auf die Fußabdrücke treten. Über den Schlamm... Gut. Und jetzt gehen wir zurück.«

»Zurück?« fragte Petride verwirrt. »Wohin zurück?«

»An den Waldrand. Wo wir hereingekommen sind. Wir haben noch acht Minuten. Das reicht.«

»Wofür?« Der Serbokroate sah seinen älteren Freund an, als hätte Fontine den Verstand verloren.

»Um auf einen Baum zu klettern, wo man uns nicht sieht.«

Victor wählte eine hochgewachsene schottische Fichte mitten in einer Gruppe niedrigerer Bäume und kletterte bis zum ersten Ästekranz nach oben. Petride folgte ihm, sein jugenhaftes Gesicht strahlte. Beide Männer stiegen drei Viertel der Stammhöhe nach oben und hielten sich dann auf den gegenüberliegenden Seiten des Stammes fest. Die sie umgebenden

Zweige boten ihnen Schutz, aber der Boden unter ihnen blieb sichtbar.

»Wir haben fast noch zwei Minuten übrig«, flüsterte Victor nach einem Blick auf die Uhr. »Tritt die losen Äste weg. Sieh zu, daß dein Gewicht gut und sicher abgestützt ist.«

Zwei Minuten und dreißig Sekunden später kamen ihre Verfolger unter ihnen durch. Fontine beugte sich dem jungen Serbo-kroaten zu.

»Wir geben ihnen dreißig Sekunden und klettern dann hinunter. Wir laufen auf die andere Seite des Hügels. Es gibt dort eine Schlucht, die bietet ein gutes Versteck.«

»Einen Steinwurf vom Startpunkt entfernt!« Petride grinste. »Wie bist du darauf gekommen?«

»Du hast nie Brüder gehabt, mit denen du spielen konntest. Verstecken war eines unserer Lieblingsspiele.«

Mikhailovics Lächeln verschwand.

»Ich habe viele Brüder«, sagte er rätselhaft und wandte den Blick ab.

Es war weder Zeit, Petrides Worten nachzugehen, noch interessierte Victor sich dafür. Während der letzten acht Tage hatte sich der junge Serbokroate recht seltsam verhalten. Den einen Augenblick mürrisch, dann wieder verspielt, dabei die ganze Zeit Fragen stellend, die die Grenzen einer sechs

Wochen dauernden Freundschaft weit überschritten. Fontine sah auf die Uhr. »Ich klettere als erster hinunter. Wenn keiner zu sehen ist, zieh ich an den Ästen. Das ist dann für dich das Signal, mir zu folgen.«

Unten angelangt, duckten sich Victor und Petride und rannten am Waldrand nach Osten, an den Ausläufern des Hügels entlang. Dreihundert Meter, ein Stück hinter dem Hügel, war ein Felshang, der den Überblick über eine tiefe Schlucht bot. Sie war vor Äonen von einem Gletscher aus den Hügeln herausgegraben worden, ein natürlicher Zufluchtsort. Sie arbeiteten sich quer durch die Schlucht. Schwer atmend ließ Fontine sich in sitzende Haltung hinunter, den Rücken gegen die steinerne Klippe gepreßt. Er knöpfte die Tasche seiner Feldjacke auf und entnahm ihr ein Päckchen Zigaretten. Petride saß vor ihm, seine Beine hingen in die Tiefe. Der Felsvorsprung, auf dem sie saßen, war höchstens zwei Meter breit und vielleicht eineinhalb tief. Wieder sah Victor auf die Uhr. Es war nicht mehr nötig zu flüstern.

»In einer halben Stunde klettern wir über den Bergkamm und erschrecken die Lieutenants. Zigarette?«

»Nein, danke«, antwortete Mikhailovic schroff, den Rücken Fontine zugewandt.

Sein Ärger war nicht zu übersehen.

»Was ist denn? Hast du dich verletzt?«

Petride drehte sich um. Seine Augen bohrten sich in die Victors. »Ja, sozusagen.«

»Ich will gar nicht versuchen, das zu ergründen. Entweder hast du dich verletzt, oder du hast dich nicht verletzt. Redensarten interessieren mich nicht.« Fontine entschied, daß sie, wenn dies eine von Mikhailovics Depressionsphasen sein sollte, auch ohne Konversation auskommen konnten. Er begann zu argwöhnen, daß Petride Mikhailovic unter seiner großäugigen Unschuld ein recht verstörter junger Mann war.

»Du wählst dir aus, was dich interessiert, nicht wahr, Victor? Du schaltest die Welt einfach ab, wenn es dir paßt, legst einen

Schalter in deinem Kopf um, und dann ist alles leer.« Der Serbokroate starrte Fontine an, während er sprach.

»Sei still. Schau dir die Landschaft an, rauch eine Zigarette, laß mich in Frieden. Du beginnst mich zu langweilen.«

Mikhailovic zog langsam seine Beine über den Felsrand, seine Augen hielten Victor immer noch fest. »Du darfst mich nicht einfach wegschicken. Das kannst du nicht. Ich habe meine Geheimnisse mit dir geteilt. Offen und bereitwillig. Jetzt mußt du das gleiche tun.«

Fontine musterte den Serbokroaten, wurde plötzlich unruhig. »Ich glaube, du verkennst unsere Beziehung. Oder ich habe vielleicht nicht richtig begriffen, was du willst.«

»Beleidige mich nicht.«

»Eine Klarstellung...«

»Meine Zeit ist abgelaufen!« Petride hob die Stimme. Seine Worte formten einen Schrei, während seine Augen immer noch geweitet blieben, unbewegt, starr. »Du bist nicht blind. Du bist nicht taub. Und doch gibst du es vor.«

»Verschwinde hier«, befahl Victor leise. »Geh zur Startlinie zurück. Zu den Sergeants. Die Übung ist vorbei.«

»Mein Name«, flüsterte Mikhailovic, der ein Bein unter seinen kräftigen, zusammengekauerten Körper gezogen hatte. »Du hast dich von Anfang an geweigert, darauf einzugehen. Petride!«

»Das ist dein Name. Ich akzeptiere ihn.«

»Du hast ihn noch nie zuvor gehört? Ist es das, was du meinst?«

»Ja. Er hat keinen Eindruck auf mich gemacht.«

»Das ist eine Lüge. Das ist der Name eines Priesters. Und du kanntest jenen Priester!« Wieder wurde ein Schrei aus diesen Worten, ein Schrei der Verzweiflung.

»Ich habe eine Anzahl Priester gekannt. Aber keinen, der diesen Namen trug...«

»Ein Priester auf einem Zug! Ein Mann, der dem Ruhm Gottes ergeben war! Der in der Gnade Seiner heiligen Arbeit handelte! Du kannst ihn nicht, darfst ihn nicht leugnen!«

»Mutter Gottes!« Fontine sagte es ganz leise, kaum hörbar; der Schock war überwältigend. »Saloniki. Der Güterzug von Saloniki.«

»Ja! Jener allerheiligste Zug. Dokumente, die das Blut, die Seele der einen, unzerstörbaren, makellosen Kirche sind. Du hast sie uns genommen!«

»Du bist ein Priester von Xenope«, sagte Victor ungläubig, als ihm das klar wurde. »Mein Gott, du bist ein Mönch von Xenope!«

»Mit ganzem Herzen. Mit meinem ganzen Geist, meiner ganzen Seele und meinem Körper!«

»Wie bist du hierhergekommen? Wie bist du in Loch Torridon eingedrungen?«

Mikhailovic zog sein anderes Bein nach. Er stand geduckt da, ein wahnwitziges Tier, das sich zum Sprung vorbereitete. »Das ist belanglos. Ich muß wissen, wohin man jene Kassette gebracht, wo man sie versteckt hat. Du wirst es mir sagen, Vittorio Fontini-Cristi! Du hast keine Wahl!«

»Ich werde dir sagen, was ich den Briten gesagt habe. Ich weiß nichts. Die Engländer haben mir das Leben gerettet. Warum sollte ich lügen?«

»Weil du dein Wort gegeben hast. Einem anderen.«

»Wem?«

»Deinem Vater.«

»Nein! Man hat ihn getötet, ehe er es mir sagen konnte. Wenn du überhaupt etwas weißt, dann weißt du das auch.«

Die Augen des Priesters von Xenope wurden plötzlich starr, sein Blick umwölkte sich, seine Lider weiteten sich wie die eines Schlafwandlers. Er griff unter seine Feldjacke und holte eine kleine, kurzläufige Automatik hervor. Mit dem Daumen legte er den Sicherungsflügel um. »Du bist belanglos. Wir beide sind belanglos«, flüsterte er. »Wir sind nichts.«

Victor hielt den Atem an. Er zog seine Knie an. Der Sekundenbruchteil nahte, in dem er die eine Gelegenheit haben würde, sein Leben zu retten, indem er mit den Füßen nach dem irren Priester stoßen konnte. Mit einem Stiefel die Waffe, mit dem anderen das belastete Bein Mikhailovics, damit würde er ihn über den Abgrund schleudern. Das war alles, was ihm übrig blieb - wenn er es fertigbrachte.

Plötzlich fing der Priester zu sprechen an. Das Geräusch erschreckte ihn, seine Stimme klang wie ein Gesang, eine Litanei. »Du sagst mir die Wahrheit«, sagte er und schloß die Augen. »Du hast mir die Wahrheit gesagt«, wiederholte er hypnotisch.

»Ja.« Fontine holte tief, tief Luft. Beim Ausatmen, das wußte er, würde er mit beiden Beinen zustoßen. Der Augenblick war gekommen.

Petride stand auf, sein mächtiger Brustkasten dehnte sich unter seinem Drillichzeug. Aber die Waffe zielte nicht länger auf Victor. Statt dessen waren Mikhailovics beide Arme in einer Haltung der Kreuzigung ausgestreckt. Der Priester hob den Kopf zum Himmel und schrie.

»Ich glaube an einen Gott, den Allmächtigen Vater! Ich werde in die Augen des Herrn blicken und nicht zagen!«

Der Priester von Xenope bog den rechten Arm und drückte den Lauf der Automatik gegen seine Schläfe.

Er feuerte.

»Sie haben Ihren ersten Toten«, sagte Teague beiläufig. Er saß in einem Besucherstuhl vor Fontines Schreibtisch in der kleinen Umfriedung.

»Ich habe ihn nicht getötet.«

»Es hat nichts zu besagen, wie es geschieht oder wer den Abzug betätigt. Das Ergebnis ist dasselbe.«

»Aber der Grund stimmt doch gar nicht! Dieser Zug, der verdammt, unheilige Zug! Wann hört das endlich einmal auf?«

»Er war Ihr Feind. Das ist alles, was ich sage.«

»Wenn er das war, hätten Sie es wissen, es entdecken müssen! Sie sind ein Narr, Alec!«

Teague schlug die Beine anders übereinander. Es war ihm anzumerken, daß er gereizt war. »Das ist eine recht harte Sprache für einen Captain, der mit einem Brigadier spricht.«

»Dann wäre es mir ein Vergnügen, Ihre Einheit zu kaufen und sie in Ordnung zu bringen«, sagte Victor und wandte sich wieder den Papieren in den Aktendeckeln auf seinem Schreibtisch zu.

»Das tut man beim Militär nicht.«

»Das ist der einzige Grund für Ihre Kontinuität. Als einer meiner leitenden Angestellten würde ich Ihnen keine Woche geben.«

»Ich kann es einfach nicht glauben«, sagte Teague erstaunt. »Da sitze ich hier und lasse mich von jemandem degradieren, der als Soldat noch nicht einmal trocken hinter den Ohren ist.«

Fontine lachte. »Sie sollten nicht übertreiben. Ich tue ja nur, worum Sie mich gebeten haben.« Er wies auf die Aktendeckel auf seinem Schreibtisch. »Ich sollte Loch Torridon besser machen. Und während ich damit beschäftigt war, versuchte ich in Erfahrung zu bringen, wie dieser Priester von Xenope, dieser Mikhailovic, überhaupt hereinkam.«

»Und haben Sie das?«

»Ich glaube schon. Das ist eine grundlegende Schwäche, die für alle diese Akten typisch ist. Es gibt keine klaren finanziellen Einschätzungen. Endlose Worte, historische Darlegungen und Beurteilungen, aber sehr wenig Zahlen. Das sollte man korrigieren, ehe wir endgültige Personalentscheidungen treffen.«

»Wovon, in aller Welt, reden Sie?«

»Geld. Die Menschen sind stolz darauf, das ist das Symbol ihrer Produktivität. Man kann ihm nachspüren, es auf ein Dutzend verschiedene Arten bestätigen. Aufzeichnungen gibt es genug. Wo immer möglich, will ich Finanzauskünfte über

jeden Rekruten in Loch Torridon. Über Petride Mikhailovic hat es keine gegeben.«

»Finanz...«

»Eine Finanzauskunft«, fuhr Fontine fort, »Befäßt sich eingehend mit dem Charakter eines Menschen. Das hier sind im großen und ganzen Geschäftsleute, Ärzte, Anwälte. Sie werden ohne weiteres bereit sein, solche Auskünfte zu geben. Und die, die es nicht sind, werden wir ausführlich verhören.«

Teague richtete sich auf. Es war so, als nähme er Haltung an. Seine Stimme klang jetzt respektvoll. »Wir werden uns darum kümmern. Dafür gibt es Formulare.«

»Und wenn nicht«, sagte Victor und blickte auf, »dann kann jede Bank und jede Maklerfirma sie liefern.«

»Ja, natürlich. Und sonst, wie entwickeln sich die Dinge?«

Fontine zuckte die Schultern und deutete wieder mit einer weitausholenden Handbewegung auf die Aktendeckel auf seinem Schreibtisch. »Langsam. Ich habe sämtliche Akten einige Male gelesen, Notizen gemacht und mir eine Liste der Berufe angelegt. Ich habe detaillierte geographische Muster und Sprachkenntnisse. Aber ich bin noch nicht sicher, wohin das alles geführt hat. Es wird viel Zeit in Anspruch nehmen.«

»Und bedeutet eine Menge Arbeit«, unterbrach Teague. »Sie werden sich daran erinnern, daß ich Ihnen das gesagt habe.«

»Ja. Sie haben auch gesagt, es würde die Mühe wert sein. Ich hoffe, Sie haben recht.«

Teague beugte sich vor. »Ich habe einen der besten Leute, der mit Ihnen arbeiten soll. Er wird Ihr Verbindungsmann für die ganze Operation sein. Er ist wirklich Spitze. Er kennt mehr Codes und Chiffren als zehn unserer besten Kryptographen und ist entscheidungsstark. Er hat absolut keine Angst vor schnellen Entschlüssen. Und so wollen Sie es doch.«

»Wann kann ich ihn kennenlernen? Wie heißt er?«

»Geoffrey Stone. Ich habe ihn mitgebracht.«

»Er ist in Loch Torridon?«

»Ja. Ohne Zweifel sieht er sich im Quartier des Kryp um. Ich möchte, daß er von Anfang an dabei ist.«

Victor wußte nicht genau, warum das so war, aber Teagues Information beunruhigte ihn. Er wollte allein arbeiten, nicht abgelenkt werden. »Na schön. Dann werde ich ihn ja beim Abendessen in der Messe sehen.«

Teague lächelte wieder und sah auf die Uhr.

»Nun, ich bin nicht sicher, ob Sie in der Messe von Torridon dinieren wollen.«

»Man diniert nicht in der Messe, Alec. Man ißt.«

»Ja, nun, wie auch immer. Ich habe Neuigkeiten für Sie. Jemand, den Sie gut kennen, ist im Sektor.«

»Sektor? Ist Loch Torridon ein Sektor?«

»In bezug auf Luftwarnung ja.«

»Du lieber Gott! Jane ist hier?«

»Das habe ich vorgestern abend herausgefunden. Sie ist auf Inspektionstour für das Air Ministry. Sie hatte natürlich keine Ahnung, daß Sie in dieser Gegend sind, bis ich sie gestern anrief. Sie war in Moray Firth, an der Küste.«

»Sie sind ein schrecklicher Drähtezieher!« Fontine lachte. »Und dabei machen Sie es so auffällig. Wo, zum Teufel, ist sie?«

»Ich schwöre Ihnen«, sagte Teague überzeugend unschuldig, »ich habe nichts gewußt. Fragen Sie sie selbst. Am Stadtrand ist ein kleiner Gasthof. Sie wird um halb sechs dort sein.«

Mein Gott, sie hat mir gefehlt! Sie hat mir wirklich gefehlt. Das war recht ungewöhnlich. Es war ihm gar nicht bewußt geworden, wie tief seine Empfindung ging. Ihr Gesicht mit ihren klar geschnittenen und doch zarten Zügen, ihr dunkles, weiches Haar, das ihr so herrlich über die Schultern fiel. Ihre Augen mit dem intensiven Blau; das alles hatte sich seinem Bewußtsein unauslöschbar eingeprägt. »Ich nehme an, daß Sie mir einen Passierschein geben werden, damit ich den Posten verlassen kann.«

Teague nickte. »Und für ein Fahrzeug werde ich auch sorgen. Aber Sie haben noch eine Weile Zeit. Die wollen wir mit ein bißchen Kleinarbeit verbringen. Mir ist bewußt, daß Sie gerade erst angefangen haben, aber Sie haben doch bestimmt schon den einen oder anderen Schluß gezogen...«

»Das habe ich. Hier sind dreiundfünfzig Männer. Ich bezweifle, daß fünfundzwanzig Loch Torridon überleben werden, so wie ich glaube, daß man es führen sollte...«

Sie sprachen fast eine Stunde lang. Je ausführlicher Fontine seine Ansichten darlegte, desto vollständiger akzeptierte sie Teague, das wurde ihm klar. Gut, dachte Victor. Er würde viele Forderungen stellen, darunter auch die, daß man weiterhin nach geeigneten Leuten für Loch Torridon suchte. Aber jetzt wandten sich seine Gedanken Jane zu.

»Ich gehe mit Ihnen zu Ihrer Baracke«, sagte Teague, der seine Ungeduld spürte. »Wir sollten vielleicht auf eine Minute beim Offiziersclub vorbeisehen. Ich verspreche Ihnen, daß es nicht länger dauert. Captain Stone wird inzwischen dort sein.«

Aber es war nicht notwendig, die Offiziersbar aufzusuchen, um Captain Geoffrey Stone zu finden. Als sie die Treppe hinuntergingen, sah Victor die Gestalt eines hochgewachsenen Mannes in einem Militärmantel. Er war etwa zehn Meter von ihm entfernt und wandte ihnen den Rücken zu, sprach mit einem Sergeant Major. An der Haltung des Offiziers war etwas seltsam Vertrautes, an der Art, wie er die Schultern un militärisch nach vorn durchhängen ließ. Aber am auffälligsten war die rechte Hand des Mannes. Sie steckte in einem schwarzen Handschuh, der offensichtlich ein paar Nummern zu groß war. Es war ein medizinischer Handschuh. Die Hand unter dem Leder war bandagiert.

Der Mann drehte sich herum. Fontine blieb stehen, hielt den Atem an.

Captain Geoffrey Stone war der Agent namens Apfel, der am Pier in Celle Ligure verwundet worden war.

Sie hielten einander in den Armen. Keiner sagte etwas, denn Worte wären jetzt etwas Fremdes, Unpassendes gewesen.

Zehn Wochen waren vergangen, seit sie zusammengewesen waren. Zehn Wochen seit den herrlichen, erregenden Augenblicken ihrer Liebe.

Im Gasthof hatte ihn die alte Frau, die in einem Schaukelstuhl hinter der Empfangstheke saß, begrüßt.

»Flying Officer Holcroft ist vor einer halben Stunde angekommen. Ich nehm' an, Sie sind der Captain, wenn man das auch nicht an Ihren Kleidern kennt. Sie hat gesagt, Sie sollen raufgehen, wenn Sie mögen, 'ne recht Direkte ist das. Die red't nicht um 'n Brei rum. Ganz oben, an der Treppe, dann links, Zimmer vier.«

Er hatte leise an die Tür geklopft, und das Pochen seines Herzens kam ihm seltsam knabenhaft vor. Er fragte sich, ob sie von der gleichen Spannung erfüllt war.

Sie stand im Zimmer, die Hand am Türknopf, und ihre fragenden blauen Augen waren blauer und suchender, als er sie je gesehen hatte. Ja, da war die Spannung, aber da war auch Vertrauen.

Er trat ein, schloß die Tür und nahm ihre Hand. Er zog sie langsam an sich. Als ihre Lippen sich berührten, ruhten alle Fragen, denn im Schweigen lag die Antwort.

»Ich hatte Angst, weißt du das?« flüsterte Jane und hielt sein Gesicht mit den Händen, küßte zart seine Lippen, immer wieder.

»Ja. Weil ich auch Angst hatte.«

»Ich wußte nicht sicher, was ich sagen würde.«

»Ich auch nicht. Da sind wir jetzt, und jeder redet von seiner Unsicherheit. Das ist gesund, denke ich.«

»Wahrscheinlich ist es kindisch«, sagte sie und fuhr mit den Fingern seine Stirn und seine Wangen nach.

»Ich glaube nicht. Mit einem solchen Gefühl zu wollen - zu brauchen, ist etwas ganz Besonderes. Man hat Angst, das Gefühl könnte nicht erwidert werden.« Er nahm ihre Hand von seinem Gesicht und küßte sie, küßte ihre Lippen und dann ihr weiches, dunkles Haar, das die glatte Haut ihres Gesichts

einrahmte und ihr auf die Schultern fiel. Er griff um sie herum und zog sie an sich, hielt sie dicht an sich gedrückt und flüsterte: »Ich brauche dich. Du hast mir gefehlt.«

»Schön, daß du das sagst, mein Geliebter. Aber du brauchst es nicht zu sagen. Ich brauche es nicht, ich werde dich nicht darum bitten.«

Victor löste sich von ihr und hielt ihr Gesicht mit beiden Händen umfaßt, blickte ihr in die Augen, die den seinen so nahe waren. »Ist es bei dir nicht genauso?«

»Ganz genauso.« Sie lehnte sich an ihn, die Lippen an seinen Wangen. »Ich denke viel zu oft an dich. Und ich bin eine sehr beschäftigte Frau.«

Er wußte, daß sie ihn ebenso voll und ganz wollte, wie er sie wollte. Die Spannung übertrug sich auf ihre Körper, und nur der Akt der Liebe würde sie lösen. Und doch verlangte der unbändige Drang in ihnen nicht nach Schnelligkeit. Statt dessen hielten sie einander eng umschlungen, lagen auf dem Bett und erforschten einander mit Zärtlichkeit und wachsender Begierde. Und während ihre Erregung stieg, flüsterten sie zärtliche Worte.

O Gott, wie er sie liebte!

Sie lagen nackt unter den Laken, ausgepumpt, leer. Sie stützte sich auf die Ellbogen, griff über ihn, berührte seine Schulter und fuhr mit den Fingern an seinem nackten Körper hinunter bis zu seinen Schenkeln. Ihr dunkles Haar fiel über seine Brust, und dahinter, unter ihrem zart geschnittenen Gesicht und den durchdringenden blauen Augen, waren ihre Brüste über ihm. Er bewegte die rechte Hand und griff nach ihr, ein Signal, daß der Akt der Liebe aufs neue beginnen würde. Und plötzlich kam es Vittorio Fontini-Cristi in den Sinn, daß er diese Frau nie wieder verlieren wollte.

»Wie lang kannst du in Loch Torridon bleiben?« fragte er und zog ihr Gesicht herunter zu dem seinen.

»Du bist ein ganz abscheulicher Verderber nicht so junger Mädchen«, flüsterte sie und lachte leise an seinem Ohr. »Ich befinde mich augenblicklich in einem Zustand erotischer Erregung, und die Erinnerung an Donnerschläge und erogene

Freuden durchzucken meine privatesten... Und du fragst mich, wie lange ich bleiben kann! Auf immer und ewig natürlich. Bis ich in drei Tagen nach London zurückkehre.«

»Drei Tage! Das ist besser als vierundzwanzig Stunden.«

»Wozu? Um aus uns beiden zwei plappernde Idioten zu machen?«

»Wir werden heiraten.«

Jane hob den Kopf und sah ihn an. Sie sah ihn eine lange Zeit an, ehe sie sprach, und dabei hielt ihr Blick ihn fest. »Du hast viel Leid mitgemacht. Und schreckliche Verwirrung.«

»Du willst mich nicht heiraten?«

»Mehr als mein Leben, mein Geliebter. Gott, mehr als die ganze Welt...«

»Aber du sagst nicht ja?«

»Ich gehöre dir. Du brauchst mich nicht zu heiraten.«

»Ich will dich heiraten! Ist das unrecht?«

»Das ist das Rechtste, was ich mir vorstellen kann. Aber du müßtest sicher sein.«

»Bist du sicher?«

Sie legte ihre Wange an die seine. »Ja. Du bist es. Du mußt sicher sein.«

Mit seinen Händen schob er ihr weiches, dunkles Haar von ihrem Gesicht und antwortete ihr mit seinen Augen.

Botschafter Anthony Brevourt saß in seinem viktorianischen Arbeitszimmer hinter dem riesigen Schreibtisch. Es war beinahe Mitternacht. Das Haus schlief, London lag in Dunkelheit. Überall warteten Männer und Frauen auf Dächern, auf dem Fluß und in den Parks und sprachen leise in Funkgeräte, beobachteten den Himmel.

Sie alle warteten auf die Belagerung, von der sie wußten, daß sie kommen würde, aber noch nicht angefangen hatte.

Es war eine Frage von Wochen, das wußte Brevourt, das prophezeiten die Akten. Aber er konnte sich einfach nicht auf die Schrecken konzentrieren, die ebenso unvermeidbar die

Geschichte neu formen würden, wie die Ereignisse drängten. Ihn verzehrte eine andere Katastrophe. Eine Katastrophe, die weniger unmittelbar dramatisch war, aber in vieler Hinsicht nicht weniger tiefgreifend. Der Aktendeckel, der vor ihm lag, enthielt sie.

Er starrte die handgeschriebene Codebezeichnung an, die er für sich selbst geschaffen hatte. Für sich und einige wenige - sehr wenige - andere.

SALONIKI

Das las sich so einfach und doch war seine Bedeutung so kompliziert.

Wie, in Gottes Namen, hatte es geschehen können? Was hatten sie sich gedacht? Wie konnte es sein, daß die Bewegung eines einzelnen Güterzuges, der ein halbes Dutzend Nationalgrenzen überschritt, überhaupt nicht nachzuvollziehen war? Der Schlüssel mußte bei dem Subjekt liegen.

In einer verschlossenen Schublade seines Schreibtisches klingelte ein Telefon. Brevourt sperrte die Schublade auf und zog sie heraus. Er nahm den Hörer ab.

»Ja?«

»Loch Torridon«, hallte es ausdruckslos aus dem Hörer.

»Ja, Loch Torridon? Ich bin allein.«

»Das Subjekt hat gestern geheiratet. Die Kandidatin.«

Brevourt stockte einen Augenblick lang der Atem. Dann atmete er tief ein. Die Stimme am anderen Ende der Leitung sprach weiter. »Sind Sie da, London? Hören Sie mich?«

»Ja, Torridon. Ich habe gehört. Das ist mehr, als wir uns hätten erhoffen können, nicht wahr? Ist Teague zufrieden?«

»Eigentlich nicht. Ich glaube, er hätte eine bequeme Beziehung vorgezogen. Nicht die Heirat. Ich glaube nicht, daß er darauf vorbereitet war.«

»Wahrscheinlich nicht. Man könnte die Kandidatin als Hindernis betrachten. Teague wird sich anpassen müssen. Saloniki hat viel größere Priorität.«

»Daß Sie mir das nie MI 6 sagen, London.«

»An diesem Punkt«, sagte Brevourt kalt, »verlasse ich mich darauf, daß alle Akten, die auf Saloniki Bezug haben, aus MI 6 entfernt worden sind. Darüber waren wir uns noch einig.«

»Das ist korrekt. Es bleibt nichts zurück.«

»Gut. Ich werde mit Churchill nach Paris reisen. Sie können mich über den offiziellen Kanal des Foreign Office erreichen. Code Maginot. Bleiben Sie in Kontakt. Churchill möchte auf dem laufenden bleiben.«

## 9

### LONDON

Fontine reihte sich in den Fußgängerstrom ein, der sich auf die Paddington Station zuschob. Über den Straßen lag ein Gefühl der Benommenheit, der Ungläubigkeit, das zu Inseln des Schweigens führte. Augen suchten andere Augen, Fremde nahmen die anderen Fremden zur Kenntnis.

Frankreich war gefallen.

Victor bog in die Marylebone Street ein. Er sah, wie Leute schweigend Zeitungen kauften. Es war geschehen; es war wirklich geschehen. Auf der anderen Seite des Kanals stand der Feind - siegreich, unbesiegbar. Die Dover-Boote von Calais waren nicht länger mit Scharen lachender Touristen gefüllt. Jetzt waren es andere Reisende. Jedermann hatte von ihnen gehört. Die Calais-Boote fuhren im Schutz der Nacht, und Männer und Frauen, manche von ihnen mit Blut besudelt, alle verzweifelt, kauerten unter Deck, von Netzen und Segeltuchplanen versteckt, und trugen die Geschichten von Leid und Niederlage zur Insel herüber, Berichte von den Niederlagen in der Normandie, von Rouen, von Straßburg und Paris.

Fontine erinnerte sich Alec Teagues Worte: Die Strategie, die Konzeption ist, sie zurückzuschicken, um den Markt in

Unordnung zu bringen, ein Chaos zu erzeugen. Mißmanagement um jeden Preis.

Der Markt war jetzt ganz Westeuropa, und Captain Victor Fontine war bereit, seine Mißmanager von Loch Torridon in jenen Markt zu senden.

Von den ursprünglich dreiundfünfzig Kontinentalen waren vierundzwanzig übriggeblieben. Andere würden hinzukommen - sorgfältig und gründlich ausgewählt -, wenn die Verluste das erforderlich machten. Diese vierundzwanzig waren ebenso unterschiedlich, wie sie fähig waren, ebenso erfinderisch wie raffiniert.. Es waren Deutsche, Österreicher, Belgier, Polen, Holländer und Griechen, aber ihre nationale Herkunft war zweitrangig. Täglich wurden Arbeitskräfte über die Grenzen gesandt. Denn in Berlin preßte das Reichsministerium der Industrie Menschen aus allen besetzten Gebieten in seine Dienste - eine allumfassende Politik, die sich sogar noch beschleunigen würde, sobald neue Länder unter Kontrolle gebracht wurden. Es war nicht ungewöhnlich, daß ein Holländer in einer Stuttgarter Fabrik arbeitete. Schon - nur Tage nach dem Fall von Paris - wurden Belgier in beschlagnahmte Fabriken nach Lyon geschickt.

Auf diesem Wissen aufbauend, durchforschten die Anführer der Untergrundbewegung die Listen mit den Bewegungen der Arbeiterpartei. Ziel: zeitweilige spezielle »Anstellung« für vierundzwanzig ausgebildete Fachleute zu finden.

In dem allgemeinen Durcheinander, das sich aus der deutschen Sucht nach maximaler Produktivität ergab, entdeckte man überall neue Positionen. Krupp und IG Farben exportierten zu viele Fachleute, um in den eroberten Ländern Fabriken und Laboratorien wieder in Gang zu bringen, so daß die deutschen Industriellen in Berlin bittere Klage erhoben. Das Ganze führte zu einer mehr dem Zufall entsprungenen Organisation und schlampigem Management, es verringerte die Effektivität der deutschen Fabriken und Büros.

In diesen Morast infiltrierten die französischen, holländischen, belgischen und polnischen Untergrundexperten. Direktiven zur

Stellensuche wurden über Spionagekuriere nach London geschickt, damit Captain Victor Fontine sie überprüfte.

Zum Beispiel: Frankfurt, Deutschland. Unterlieferant von Messerschmitt. Drei Fabrikvorarbeiter gesucht.

Zum Beispiel: Krakau, Polen. Achsenabteilung, Automobilfabrik, Konstrukteure benötigt.

Zum Beispiel: Antwerpen, Belgien. Betriebsdirektion der Staatsbahnen. Fracht- und Planungsabteilung. Unterbesetzte Leitungsposition.

Zum Beispiel: Mannheim, Deutschland. Regierungsdruckerei. Zweisprachige technische Übersetzer dringend benötigt.

Zum Beispiel: Turin, Italien. Turiner Flugzeugwerke. Quelle Partigiano. Konstruktionsingenieure knapp.

Zum Beispiel: Linz, Österreich. Berlin behauptet, die Stofffabriken würden dauernd überbezahlt. Betriebsabrechner benötigt.

Zum Beispiel: Dijon, Frankreich. Juristische Abteilung der Wehrmacht. Anwälte von Besatzungstreitkräften angefordert...

(Typisch Franzose, hatte Victor gedacht. Inmitten der Niederlage suchte der gallische Geist Debatten in praktischen Spitzfindigkeiten.)

Und so zogen sie hinaus. Dutzende von »Anforderungen«, Dutzende von Möglichkeiten, deren Zahl wachsen würde, je weiter die deutschen Anforderungen an die Produktivität stiegen. Es gab Arbeit, Arbeit für die kleine Brigade von Kontinentalen aus Loch Torridon. Es war nur eine Frage der richtigen Zuweisung, und Fontine würde sich persönlich um die Einzelheiten kümmern. Er trug in seiner Aktentasche einen winzigen Streifen wiederverwendbaren Bandes, das man an jedem Körperteil befestigen konnte. Das Klebeband hatte die Dehnungskraft von Stahl, ließ sich aber vermittels einer einfachen Lösung aus Wasser, Zucker und Zitrusafts entfernen.

Auf jenem Band befanden sich vierundzwanzig Punkte, von denen jeder einen Mikrofilm enthielt. Und jeder Mikrofilm wiederum enthielt eine mikroskopisch verkleinerte Fotografie

und eine kurze Zusammenfassung der Talente. Man würde sie im Einklang mit den Führern der Untergrundbewegung einsetzen. Man würde vierundzwanzig Positionen finden - zeitweilig natürlich, denn Personal von solchen Fähigkeiten würde im Laufe der kommenden Monate noch an vielen anderen Orten benötigt werden.

Das Wichtigste zuerst - und der erste Punkt auf Fontines Liste zu erledigender Dinge war eine Geschäftsreise von unbestimmter Länge. Er würde mit dem Fallschirm in Frankreich abgesetzt werden, in der Provinz Lothringen in der Nähe der französischschweizerischen Grenze. Seine erste Konferenz würde in der Kleinstadt Montbéliard stattfinden, wo er sich einige Tage aufhalten würde. Es war ein strategischer Punkt auf der Landkarte, der dem Untergrund sowohl als dem nördlichen als auch dem mittleren Frankreich ebenso leichten Zugang bot wie Personen aus Süddeutschland.

Von Montbéliard aus würde er am Rhein entlang nach Norden fahren bis Wiesbaden, wo sich deutsche Widerstandskämpfer aus Bremen, Hamburg, Berlin und weiteren Orten mit ihm treffen würden. Von Wiesbaden aus würde er auf der Untergrundroute nach Osten bis Prag fahren und dann in nordwestlicher Richtung weiter nach Polen und dort nach Warschau. Pläne würden aufgestellt, Codes verfeinert und offizielle Arbeitspapiere für künftige Vervielfältigung in London hergestellt.

Von Warschau aus würde er nach Lothringen zurückkehren. Dann würde die Entscheidung getroffen werden, ob er nach Süden in sein geliebtes Italien weiterreisen sollte. Captain Geoffrey Stone war prinzipiell dagegen. Der Agent, den Fontine als Apfel gekannt hatte, ließ daran keinen Zweifel. Alles, was nur entfernt mit Italien zu tun hatte, erfüllte Stone mit Abscheu, und dieser Ekel ließ sich auf einen Pier in Celle Ligure zurückführen und eine Hand, die wegen italienischer Naivität und italienischen Verrats zerschmettert worden war. Stone sah keinen Anlaß, ihre Ressourcen an Italien zu verschwenden. Es gab so viele andere Punkte, wo sie dringend benötigt wurden. Die Nation der Inkompetenz war ihr eigener schlimmster Feind.

Fontine hatte inzwischen die Paddington-Station erreicht und wartete auf den Bus nach Kensington. Er hatte die Busse erst in London entdeckt. Zuvor hatte er nie in seinem Leben öffentliche Verkehrsmittel benutzt. Zum Teil war diese Entdeckung defensiver Natur. Wenn Dienstwagen benutzt wurden, so pflegte man sie zu teilen, und das erforderte Gespräche zwischen den Passagieren. In einem Bus war das nicht notwendig.

Es gab natürlich Zeiten, wenn er geheimes Material zum Lesen mit nach Hause trug, daß Alec Teague es dann einfach ablehnte, ihm seinen neuen Tick zu erlauben. Zu gefährlich. Heute war einer dieser Fälle, aber Victor hatte sich gegen seinen Vorgesetzten aufgelehnt. Für den Dienstwagen waren zwei weitere Fahrgäste eingeteilt, und er wollte nachdenken. Dies war seine letzte Nacht in England. Jane mußte informiert werden.

»Um Himmels willen, Alec! Ich werde ein paar tausend Kilometer in feindlichem Territorium reisen. Wenn ich eine Aktentasche, die mit einer Kette und einem Kombinationsschloß an meinem Handgelenk befestigt ist, in einem Londoner Bus verliere, dann glaube ich, steht uns vorher schon schrecklicher Ärger ins Haus!«

Teague hatte kapituliert, nachdem er die Kette und das Schloß persönlich überprüft hatte.

Der Bus hielt, er stieg ein und bahnte sich seinen Weg durch den überfüllten Mittelgang zu einem Sitz ganz vorn. Er saß an einem Fenster, sah hinaus, und seine Gedanken schweiften zuerst nach Loch Torridon.

Sie waren bereit. Ihr Konzept war brauchbar. Sie konnten ihr Personal in Managementpositionen unterbringen. Jetzt galt es nur noch, die Strategie zu verwirklichen. Auf dieser Reise würde er dafür sorgen, daß sie ihrem Ziel einen wesentlichen Schritt näherkamen. Er würde die richtigen Positionen für die richtigen Leute finden - und kurz darauf würden Unheil und Chaos folgen.

Er war auf den Augenblick der Abreise eingestimmt. Aber für das eine, das ihm jetzt bevorstand, war er nicht vorbereitet: dafür nämlich, daß er Jane sagen mußte, daß der Augenblick gekommen war, sich zu trennen.

Als er aus Schottland zurückkehrte, war er in ihre Wohnung in Kensington gezogen. Sie hatte sein Angebot abgelehnt, eine wesentlich großzügigere Wohnung zu nehmen. Diese letzten Wochen waren die glücklichsten in seinem Leben gewesen.

Und jetzt war der Augenblick gekommen, und Furcht würde an die Stelle des Behagens ihres täglichen gemeinsamen Lebens treten. Es machte keinen Unterschied, daß Tausende und Abertausende dasselbe erlebten.

Seine Haltestelle war die nächste. Das Junizwielicht ließ die Konturen der Bäume und Häuser scharf hervortreten. Kensington wirkte friedlich, der Krieg weit entfernt. Er stieg aus dem Bus und ging die stille Straße hinunter, als plötzlich etwas seine Aufmerksamkeit auf sein Eingangstor lenkte.

Er hatte in den letzten Monaten gelernt, sich Unruhe nicht anmerken zu lassen, und so tat er so, als winkte er einem Nachbarn hinter einem Fenster auf der anderen Straßenseite zu. Indem er das tat und gleichzeitig die Augen gegen die untergehende Sonne zusammenkniff, konnte er den kleinen Austin deutlicher sehen, der fünfzig Meter schräg vor ihm auf der gegenüberliegenden Straßenseite parkte. Er war grau. Victor hatte diesen grauen Austin schon einmal gesehen. Das lag jetzt genau fünf Tage zurück. Er erinnerte sich ganz deutlich. Er und Stone waren nach Chelmsford gefahren, um eine Jüdin zu interviewen, die bis unmittelbar vor der Invasion in der Verwaltung von Krakau tätig gewesen war. An einer Tankstelle außerhalb von Brentwood hatten sie angehalten.

Der graue Austin war hinter ihnen zu der Pumpe neben der ihren gefahren. Viktor hatte ihn nur bemerkt, weil der Tankstellenangestellte, der dem Fahrer das Benzin verkauft hatte, eine beißende Bemerkung gemacht hatte, als die Pumpe weniger als zwei Gallonen anzeigte - und der Tank des Austin voll war.

»Es gibt Leute, die bekommen nie genug«, hatte der Angestellte gesagt.

Der Fahrer hatte verlegen vor sich hingeblickt, den Zündschlüssel umgedreht und war auf den Highway hinausgerast.

Fontine war das aufgefallen, weil der Fahrer ein Priester gewesen war. Der Fahrer des grauen Austin auf der anderen Straßenseite war ebenfalls ein Priester. Man konnte den weißen Kragen ganz deutlich sehen.

Und der Mann, das wußte er, startete ihn an.

Fontine ging ganz beiläufig auf den Eingang zu dem Haus zu. Er hob den Riegel, trat ein, drehte sich um und schloß das Tor. Der Priester in dem grauen Austin saß unbewegt da, die Augen - hinter einer dicken Brille, wie es schien - immer noch auf ihn gerichtet. Victor ging auf die Tür zu, öffnete sie und trat ein. In dem Augenblick, in dem er sich im Flur befand, schloß er die Tür und stellte sich schnell an die schmale Fensterreihe, die neben dem Türrahmen begann. Ein Verdunklungsvorhang war über das Glas gehängt, den schob er zur Seite und sah hinaus. Der Priester hatte sich zum rechten Seitenfenster seines Wagen herübergebeugt und blickte an dem Gebäude empor.

Der Mann ist grotesk, dachte Fontine. Er war außergewöhnlich bleich und dünn, und die Gläser seiner Brille waren auffällig dick.

Victor ließ den Vorhang fallen und ging schnell auf die Treppe zu. Er nahm zwei Stufen bei jedem Schritt, bis er in der zweiten Etage war, auf der ihre Wohnung lag. Er konnte drinnen Musik hören. Das Radio war eingeschaltet. Als er die Tür hinter sich schloß, hörte er Jane im Schlafzimmer summen. Jetzt war keine Zeit, ihr einen Gruß zuzurufen. Er wollte ans Fenster. Und er wollte vermeiden, sie zu erschrecken.

Sein Feldstecher stand im Bücherregal an der Wand mit dem offenen Kamin. Er holte das Futteral zwischen zwei Büchern heraus, entnahm ihm den Feldstecher, ging ans Fenster und richtete das Glas auf den Wagen.

Der Priester redete mit jemanden, der auf dem Rücksitz des kleinen Wagens saß. Fontine hatte sonst niemand in dem Austin gesehen. Der Rücksitz lag im Schatten, und er hatte sich ganz auf den Fahrer konzentriert. Er bewegte den Feldstecher etwas und stellte wieder scharf.

Victor erstarrte. Das Blut schoß ihm in den Kopf.

Es war ein Alptraum! Ein Alptraum, der sich wiederholte! Ein Alptraum, der sich selbst nährte!

Die weiße Strähne in dem kurzgestutzten Haar... Er hatte diese weiße Haarsträhne schon einmal gesehen, im Inneren eines Automobils - in einem Licht, das danach in Rauch und Tod ausgebrochen war.

Campo di Fiori!

Der Mann auf dem Rücksitz des grauen Austin dort unten auf der Straße war schon einmal auf dem Rücksitz eines anderen Wagens gesessen. Fontine hatte aus der Dunkelheit auf ihn hinuntergeblickt, so wie er jetzt auf ihn hinunterblickte, Hunderte von Kilometern entfernt, in einer Straße in Kensington. Einer der Anführer der Deutschen. Einer der deutschen Henker!

»Du lieber Gott, du hast mich erschreckt«, sagte Jane, als sie ins Zimmer kam. »Was...«

»Ruf Teague an! Jetzt gleich!« schrie Victor und ließ den Feldstecher fallen, mühte sich mit dem Kombinationsschloß seiner Aktentasche ab.

»Was ist denn, Darling?«

»Tu, was ich dir sage!« Er kämpfte darum, die Kontrolle über sich zu behalten. Die Zahlen kamen, das Schloß sprang auf.

Jane starrte ihren Mann an. Sie drehte schnell die Wählscheibe.

Fontine rannte ins Schlafzimmer. Er zog seine Dienstpistole zwischen einem Stapel Hemden hervor, riß sie aus seinem Halfter, rannte ins Wohnzimmer zurück, auf die Tür zu.

»Victor! Halt! Um Gottes willen!«

»Sag Teague, er soll herkommen! Sag ihm, ein Deutscher von Campo di Fiori ist unten!«

Er rannte in den Korridor hinaus, hetzte die schmale Treppe hinunter, schob den Daumen unter den Lauf der Waffe, löste den Sicherungshebel. Als er im ersten Stock angelangt war, hörte er, wie ein Motor aufheulte. Er schrie, sprang mit ein paar langen Sätzen in den Eingangskorridor zur Haustür, riß wütend an dem Knopf, zog die Tür mit solcher Gewalt auf, daß sie gegen die Wand krachte.

Er rannte hinaus zum Gartentor.

Der graue Austin fegte die Straße hinunter. Fußgänger liefen auf dem Bürgersteig. Fontine rannte dem Auto hinterher, wich zwei entgegenkommenden Wagen aus, deren Reifen quietschten, als sie bremsen. Männer und Frauen schrien ihn an; Victor verstand. Ein Mann, der um sieben Uhr abends mit einer Pistole in der Hand mitten auf der Straße rannte, war kein alltäglicher Anblick. Aber er durfte sich jetzt nicht mit solchen Gedanken befassen. Es gab nur den grauen Austin und einen Mann auf dem Rücksitz, der eine weiße Strähne im Haar hatte.

Der Henker.

Der Austin bog an der Ecke nach rechts! O Gott! Der Verkehr auf der Straße war schwach, nur ein paar Taxis und Privatwagen! Der Austin beschleunigte seine Fahrt, fuhr zu schnell, wand sich zwischen den Fahrzeugen durch. Jetzt fuhr er bei Rot über die Kreuzung, verfehlte nur um Haaresbreite einen Lieferwagen, der ruckartig bremste und ihm die Sicht versperrte.

Er hatte ihn verloren. Er blieb stehen, sein Herz schlug wie wild. Der Schweiß rann ihm über das Gesicht, und immer noch hielt er die Waffe in der Hand. Aber er hatte nicht alles verloren. Auf dem Zulassungsschild des grauen Austin waren sechs Zahlen gewesen. Vier davon hatte er erkennen können.

»Das fragliche Automobil ist auf die griechische Botschaft zugelassen. Der Attache, dem es zugeteilt ist, sagt, es müsse im Laufe des späteren Nachmittags aus dem Botschaftsgelände entfernt worden sein.« Teague redete

schnell. Er ärgerte sich nicht nur über die mutmaßlich falsche Information, die er erhalten hatte, sondern auch über den ganzen Zwischenfall. Das war ein Hindernis, ein ernsthaftes Hindernis. Die Aktion Loch Torridon konnte in diesem Augenblick keinerlei Störungen dulden.

»Warum der Deutsche? Wer ist er? Ich weiß, was er ist.« Victor sprach ganz leise, aber ungeheuer eindringlich.

»Wir setzen jeden Spürhund, dessen wir habhaft werden können, auf seine Spur. Ein Dutzend erfahrene Außendienstleute sehen die Archive durch. Sie gehen Jahre zurück, holen alles heraus, was wir haben. Die Beschreibung, die Sie dem Künstler geliefert haben, war gut. Sie sagten, seine Skizze sei ganz akkurat. Wenn er hier ist, werden wir ihn finden.«

Fontine erhob sich aus dem Sessel, ging auf das Fenster zu und sah, daß man schwere schwarze Vorhänge vorgezogen hatte, um alles Licht im Raum festzuhalten. Er drehte sich um und blickte geistesabwesend auf eine große Karte von Europa an Teagues Wand. In dem dicken Papier steckten Dutzende roter Fähnchen.

»Das ist der Zug aus Saloniki, nicht wahr?« Er stellte die Frage ganz leise, brauchte gar keine Antwort darauf.

»Das würde den Deutschen nicht erklären. Wenn er ein Deutscher ist...«

»Ich habe es Ihnen gesagt«, unterbrach Victor und sah den Brigadier an. »Er war dort. In Campo di Fiori. Damals hatte er mich auch erinnert, so daß ich glaubte, ich hätte ihn schon einmal gesehen.«

»Und Sie konnten sich nie erinnern, wo das war?«

»Nein. Manchmal macht mich das ganz verrückt. Ich weiß es nicht!«

»Können Sie denn keine Assoziationen versuchen? Gehen Sie etwas zurück. Denken Sie an Städte oder Hotels. Fangen Sie mit geschäftlichen Verhandlungen, mit Verträgen an. Fontini-Cristi hatte Investitionen in Deutschland.«

»Das habe ich alles versucht. Nichts. Nur das Gesicht, und das ist auch nicht besonders deutlich. Aber die weiße Strähne in seinem Haar, die ist in mir haften geblieben.« Victor kehrte müde zu seinem Sessel zurück, beide Hände über den geschlossenen Augen. »O Gott, Alec, ich habe schreckliche Angst.«

»Dazu haben Sie gar keinen Anlaß.«

»Sie waren in jener Nacht nicht in Campo di Fiori.«

»Es wird keine Wiederholung in London geben. Oder sonstwo, was das betrifft. Morgen wird man Ihre Frau ins Air Ministry begleiten, und dort wird sie ihre Arbeit - Akten, Briefe, Landkarten, eben alles - einem anderen Beamten übergeben. Das Ministerium hat mir zugesagt, daß die Übergabe bis zum frühen Nachmittag abgeschlossen sein wird. Anschließend wird man sie in eine sehr komfortable Wohnung auf dem Land bringen. Isoliert und völlig sicher. Dort wird sie bis zu Ihrer Rückkehr bleiben, oder bis wir diesen Mann gefunden haben. Und geknackt.«

Fontine ließ die Hände von den Augen sinken. Er sah Teague fragend an. »Wann haben Sie das organisiert? Dafür war doch gar keine Zeit.«

Teague lächelte, aber es war nicht jenes beunruhigende Lächeln, an das Victor gewöhnt war. Es war eher ein sanftes Lächeln. »Das war ein Eventualplan seit dem Tag Ihrer Heirat. Wenige Stunden darauf hatten wir den schon entwickelt, um es genau zu sagen.«

»Und sie wird in Sicherheit sein?«

»Niemand in England ist sicherer. Offen gestanden, ich habe ein doppeltes Motiv dafür. Die Sicherheit Ihrer Frau steht in direkter Beziehung zu Ihrem Geisteszustand. Sie haben einen Auftrag zu erledigen, und ich werde den meinen erledigen.«

Teague sah auf die Wanduhr und dann auf seine Armbanduhr. Die Uhr ging fast eine Minute zurück, seit er sie das letztemal nachgestellt hatte. Wann war das gewesen? Es mußten wohl acht oder zehn Tage sein. Er würde sie dem Uhrmacher in Leicester Square zurückbringen müssen.

Wahrscheinlich war seine Versessenheit auf Zeit und Pünktlichkeit albern. Er hatte die Spitznamen schon gehört: »Stoppuhren-Alec«, »Alec, der Sekundenzeiger«. Seine Kollegen verspotteten ihn oft. Wenn er eine Frau und Kinder hätte, würde ihm Zeit nicht so wichtig sein. Aber das war eine Entscheidung, die er schon vor Jahren getroffen hatte. In seinem Beruf war es besser, keine solche Bindungen zu haben. Er war kein Mönch. Natürlich hatte es Frauen gegeben. Aber keine Ehe. Das kam nicht in Frage; das war für ihn ein Hindernis, eine Last.

Diese passiven Gedanken lösten aktive Überlegungen in ihm aus: Fontine und seine Ehe. Der Italiener war der perfekte Koordinator für die Operation Loch Torridon, und doch gab es jetzt ein Hindernis - seine Frau.

Verdammt! Er hatte mit Brevourt zusammengearbeitet, weil er wirklich Fontini-Cristi einsetzen wollte. Wenn eine bequeme Beziehung zu einer englischen Frau beiden Zielen dienlich war, war er bereit, mitzumachen. Aber nicht so weit!

Und jetzt, wo, zum Teufel, war Brevourt eigentlich? Er hatte aufgegeben. Er war einfach verblaßt, nachdem er im Namen eines unbekannten Güterzuges aus Saloniki außergewöhnliche Forderungen an Whitehall gestellt hatte.

Oder hatte er nur so getan, als wäre er vom Schauplatz verschwunden?

Anscheinend wußte Brevourt, wann es Zeit war, aufzugeben. Zeit, sich von etwas zu distanzieren, das drohte, peinlich zu werden, zu scheitern. Bezüglich Fontines hatte es keine weiteren Instruktionen mehr gegeben. Er gehörte jetzt MI 6. So einfach war das. Es war gerade, als wollte Brevourt eine möglichst große Distanz zwischen sich, den Italiener und den gottverdammten Zug bringen. Als man Brevourt den Bericht über den Xenope-Priester gab, der sich in Loch Torridon eingeschlichen hatte, gab er nur schwaches Interesse vor und schrieb die ganze Episode einem fanatisierten Einzelgänger zu.

Für einen Mann, der in seiner Regierung alle Hebel in Bewegung gesetzt hatte, um das zu tun, was sie zur Rettung

Fontini-Cristis unternommen hatte, war das geradezu unnatürlich. Der Xenope-Priester war kein Einzelgänger gewesen. Das wußte Teague, Brevourt wußte es auch. Der Botschafter reagierte zu offenkundig, zeigte sein plötzliches Desinteresse zu deutlich.

Und dann sie, Fontines Frau. Als sie aufgetaucht war, hatte Brevourt sich ihre Existenz wie ein echter Mi-Sechser zunutze gemacht. Sie war für ihn eine Art Anker. Man konnte an sie appellieren, sie benutzen. Wenn Fontines Verhalten plötzlich eigenartig wurde, wenn er ungewöhnliche Kontakte suchte oder wahrnahm, die man mit dem Zug aus Saloniki in Verbindung bringen konnte, dann mußte man sie rufen und ihr Instruktionen geben: Alles berichten. Sie war englische Patriotin, sie würde gehorchen.

Aber niemand hatte auch nur im Traum an eine Ehe gedacht. Das war Mißmanagement um jeden Preis. Einer Geliebten konnte man Instruktionen erteilen, einer Ehefrau erteilte man sie nicht.

Brevourt hatte die Nachricht mit einem Gleichmut aufgenommen, der wiederum unnatürlich war.

Etwas ging hier vor, das Teague nicht verstand. Er hatte das unangenehme Gefühl, daß Whitehall MI 6 benutzte, und das bedeutete, daß man auch ihn, Teague, benutzte, Loch Torridon tolerierte, weil die Aktion Brevourt vielleicht zu einem wichtigeren Ziel führen könne als nur der Störung der feindlichen Industrien.

Zurück zu dem Zug aus Saloniki.

Es gab also zwei parallel laufende Strategien: Torridon und die Suche nach den Dokumenten des Konstantin. In ersterem ließ man ihn gewähren, aus letzterem schloß man ihn aus.

Schloß ihn einfach aus und überließ ihm eine verheiratete Abwehrbeamtin - das verletzlichste, was es geben konnte.

Es war zehn Minuten vor drei Uhr früh. In sechs Stunden würde er mit Fontine nach Lakenheath fahren, um sich von ihm zu verabschieden.

Ein Mann mit einer weißen Strähne im Haar. Eine Skizze, mit der Tausende von Fotografien und Beschreibungen in Archiven verglichen werden mußten, eine Jagd, die ins Nichts führte. Im Augenblick arbeiteten ein Dutzend MI-6-Leute in den Archiven, führten die Suche weiter. Man würde den Mann, der die Identität schließlich brach, nicht übersehen, wenn Vorzugsposten verteilt wurden.

Sein Telefon klingelte, erschreckte ihn.

»Ja?«

»Hier Stone, Sir. Ich glaube, ich habe etwas.«

»Ich komme gleich.«

»Wenn es Ihnen nichts ausmacht, würde ich lieber hinaufkommen. Eigentlich ist es ein wenig verrückt. Ich würde Sie lieber allein sprechen.«

»Gut.«

Was hatte Stone gefunden? Was konnte so seltsam sein, daß es selbst hier Vorsichtsmaßnahmen erforderte?

»Hier ist die Skizze, die Fontine gebilligt hat, General«, sagte Captain Geoffrey Stone, der vor Teagues Schreibtisch stand, und legte das Kohleporträt auf die Schreibunterlage. Zwischen seinem Arm und seiner Brust hatte er etwas ungeschickt einen Umschlag festgeklemmt, über der unbeweglichen, vom Handschuh bedeckten rechten Hand. »Es paßte zu nichts in den Himmler-Akten oder irgendwelchen anderen deutschen - oder mit Deutschen in Verbindung stehenden Quellen inklusive der Kollaborateurskreise in Polen, der Tschechei, Frankreich, dem Balkan und Griechenland.«

»Und Italien? Was ist mit den Italienern?«

»Das war unsere erste Überlegung. Gleichgültig, was Fontine in jener Nacht in Campo di Fiori behauptet gesehen zu haben, er ist Italiener. Die Fontini-Cristis haben sich bei den Faschisten Feinde gemacht. Aber wir haben nichts gefunden, niemanden, der auch nur entfernt dem Betreffenden gleicht. Und dann, offen gestanden, Sir, begann ich über den Mann

nachzudenken. Seine Ehe. Damit hatten wir doch nicht gerechnet, oder, Sir?«

»Nein, Captain. Damit hatten wir nicht gerechnet.«

»Eine kleine Pfarrei in Schottland. Eine Zeremonie im Stil der englischen Hochkirche. Nicht gerade das, was man erwartet hätte.«

»Warum nicht?«

»Ich habe in den italienischen Sektoren gearbeitet, General. Der katholische Einfluß ist stark.«

»Fontine ist kein religiöser Mann. Worauf, zum Teufel, wollen Sie hinaus?«

»Genau auf das. Alles ist eine Frage des Ausmaßes, nicht wahr? Man ist niemals einfach dies oder einfach das. Ganz besonders trifft dies auf einen Mann zu, der so mächtig war. Ich habe mir seine Akte angesehen. Wir haben Fotokopien von jeder Einzelheit, die wir in die Finger bekommen konnten. Inklusive seiner Heiratsurkunde. Unter der Spalte ›Glaubensbekenntnis‹ hat er nur ein Wort eingesetzt: ›christlich‹.«

»Kommen Sie zur Sache.«

»Ich bin dabei. Eines führt immer zum anderen. Eine ungemein wohlhabende, mächtige Familie in einem katholischen Land, und der einzig überlebende Sohn leugnet ganz bewußt jede Beziehung zu der Kirche dieses Landes.«

Teagues Augen verengten sich. »Weiter, Captain.«

»Er leugnet sie wirklich. Vielleicht unbewußt, das wissen wir nicht. ›Christlich‹ ist keine Konfession. Wir haben die falschen Italiener gesucht und die falschen Akten herausgezogen.« Stone hob den Umschlag mit der linken Hand, löste ein Band davon und klappte ihn auf. Er holte einen Zeitungsausschnitt heraus, eine Fotografie eines barhäuptigen Mannes mit einer weißen Strähne im dunklen Haar. Der barhäuptige Mann trug den schwarzen Talar der Kirche. Das Bild war am Altar von Sankt Peter aufgenommen. Der Mann kniete vor dem Kreuz.

Über ihm war ein Paar ausgestreckter Hände. Sie hielten die Mitra eines Kardinals.

»Mein Gott!« Teague blickte zu Stone auf.

»Die Vatikanakten. Wir führen Aufzeichnungen über alle Beförderungen in der Kirche.«

»Aber dies...«

»Ja, Sir. Der Mann heißt Guillermo Donatti. Er ist einer der mächtigsten Kardinäle in der Kurie.«

## 10

### MONTBELIARD

Das Flugzeug setzte zu einer Kehre von neunzig Grad an. Sie befanden sich in tausend Meter Höhe, die Nacht war klar, und der Wind fegte mit solcher Gewalt an der offenen Luke vorbei, daß Fontine dachte, er würde nach draußen gezerrt werden, ehe das rote Licht über ihm verlöscht und vom plötzlichen grellen Schein der weißen Lampe ersetzt wurde, der sein Signal zum Sprung war. Er packte die Handgriffe zu beiden Seiten der Luke und stemmte sich ein. Seine dicken Stiefel preßten sich gegen das stählerne Deck des Haviland-Bombers. Er wartete auf das Zeichen.

Er dachte an Jane. Zuerst hatte sie heftig widersprochen. Sie hatte sich ihre Position im Air Ministry verdient, Wochen und Monate von »einfach verdammt harter Arbeit« wurden ihr jetzt im Laufe von Stunden einfach weggenommen. Und dann hörte sie plötzlich auf, sah, dessen war er sicher, den Schmerz in seinen Augen. Sie wollte ihn zurückhaben. Wenn Isolierung auf dem Land seiner Rückkehr half, würde sie gehen.

Auch an Teague dachte er. Zum Teil an das, was er gesagt hatte, hauptsächlich aber an das, was er nicht gesagt hatte. MI 6 hatte Hinweise auf den deutschen Henker, das Monstrum mit der weißen Strähne im Haar, den Mann, der kalt die Schrecken von Campo di Fiori beobachtet hatte. Man vermutete, daß er ein hochrangiges Mitglied von Himmlers Geheimpolizei war, ein Mann, der sich weit im Hintergrund hielt und nie damit rechnete,

identifiziert zu werden. Jemand vielleicht, der im deutschen Konsulat in Athen eingesetzt gewesen war.

»Nahm an - vielleicht«. Worte der Unsicherheit. Teague unterschlug Informationen. Trotz all seiner Erfahrung konnte der Abwehrmann das nicht verbergen. Er wirkte auch nicht völlig überzeugend, als er subtil auf ein Thema zu sprechen kam, das mit wenig von dem, was bisher besprochen worden war, zu tun hatte: »...das ist allgemein üblich, Fontine. Wenn ein Mann einen Einsatz antritt, registrieren wir seine Konfession. So wie man einen Geburtschein überprüft oder einen Paß...«

Nein, er gehörte im formellen Sinn keiner Konfession an. Nein, er war nicht katholisch, und das war auch nicht ungewöhnlich. Es gab Nichtkatholiken in Italien. Ja, Fontini-Cristi ließ sich grob als ›Quellen-Christi‹ übersetzen, zumindest auf dem Umweg über das Kirchenlatein.

Ja, seine Familie war jahrhundertlang mit der Kirche verbündet gewesen, hatte aber vor ein paar Jahrzehnten mit dem Vatikan gebrochen. Aber er maß diesem Bruch keine ungewöhnliche Bedeutung bei; er dachte nur selten daran.

Was wollte Teague?

Das rote Licht verlosch. Victor beugte die Knie, wie er es gelernt hatte, und hielt den Atem an.

Die weiße Lampe flammte auf. Dann kam das Klopfen - scharf, sicher, massiv. Fontine riß die Hände herum, hielt sich umgedreht an den Griffen fest, lehnte sich zurück und stieß sich mit aller Kraft durch die offene Luke in den wilden Luftstrom hinaus, der die Maschine umgab. Er wurde von dem mächtigen Leitwerk weggetragen, und der Wind schmetterte mit dem Tempo und der Gewalt einer riesigen Welle gegen in.

Er befand sich in freiem Fall, zwang seine Beine in V-förmige Haltung, spürte, wie das Geschirr seines Fallschirms in seine Schenkel schnitt. Er stieß die Arme schräg nach vorn. Diese Haltung, die an ein mit einer Nadel aufgespießtes Insekt erinnerte, bewirkte das, was sie bewirken sollte: sie stabilisierte

seinen Fall durch den Himmel, wenigstens soweit, daß Victor sich auf die dunkle Erde in der Tiefe konzentrieren konnte.

Jetzt sah er sie! Zwei winzige Lichtpunkte zu seiner Linken.

Er zog an einem kleinen Ring neben der Reißleine des Fallschirms. Es blitzte einen Augenblick lang über ihm auf, wie ein Feuerwerkskörper, aber nur ganz kurz. Das würde für die Leute auf dem Boden ausreichen, um ihn anzuvisieren. Dann wurde es wieder dunkel um ihn. Er riß an dem Gummigriff der Reißleine. Die Seide blähte sich um ihn, schoß aus dem Pack heraus, und dann kam der Ruck, der ihn dazu veranlaßte, den Atem auszustoßen und jeden Muskel im Gegenstoß zu straffen.

Dann schwebte er, schwang in Viertelkreisen am Nachthimmel der Erde entgegen.

Die Konferenz in Montbéliard lief gut. Seltsam, dachte Victor. Aber trotz der einfachen, ja primitiven Umgebung - ein verlassener Lagerschuppen, eine Scheune, eine mit Steinen übersäte Wiese - waren die Konferenzen auch nicht viel anders als geschäftliche Konferenzen, bei denen er die Rolle des Beraters aus der fernen Zentrale spielte. Das Ziel jeder Konferenz mit den Teams von Untergrundführern, die sich auf Schleichwegen nach Lothringen begaben, war dasselbe: geplante Einstellungen für die Gruppe von Fachleuten, die sich jetzt in England im Exil befand.

Überall wurden Führungskräfte gesucht, weil überall in der sich schnell ausdehnenden Einflußsphäre des Dritten Reiches Produktionsanlagen enteignet und auf maximalen Ausstoß gebracht werden sollten. Aber die deutsche Sucht nach sofortiger Effizienz hatte einen großen Nachteil: die Kontrolle blieb in Berlin. Alle Anforderungen wurden vom Reichsministerium für Industrie und Bewaffnung bearbeitet. Befehle wurden Hunderte von Kilometern von ihrem Ursprungsort entfernt vorbereitet und ausgestellt.

Diese Befehle konnte man unterwegs abfangen; man konnte Anforderungen am Ursprungsort ändern, innerhalb der Ministerien, in der Beamtenhierarchie sabotieren.

Man konnte Positionen schaffen, Personal ersetzen. In dem Chaos des Berliner Fiebers für sofortige, totale Effizienz war die Furcht ein wesentlicher Bestandteil. Nur selten wurden Befehle angezweifelt.

Überall war die bürokratische Landschaft für Loch Torridon reif.

»Man wird Sie zum Rhein und in Neuf-Brisach an Bord eines Flußkahn~~e~~s bringen«, sagte der Franzose und ging an das Fenster der kleinen Pension, das den Blick über die Rue de Cac von Montbéliard bot. »Ihr Begleiter wird die Papiere mitbringen. Soweit mir bekannt ist, werden Sie in den Papieren als Abschaum vom Fluß beschrieben werden, ein Bursche mit einem kräftigen Rücken und wenig Verstand. Ein Ladearbeiter, der den größten Teil seines wachen Daseins in betrunkenem Zustand verbringt.«

»Das sollte interessant sein.«

### *DER RHEIN*

Das war es nicht. Es war strapaziös bis zur Grenze der Erschöpfung und wurde durch den unter Deck herrschenden Gestank nahezu unerträglich gemacht. Der Fluß wurde von deutschen Streifen abgekämmt, die beständig die Boote anhielten und ihre Mannschaften brutalen Verhören unterzogen. Der Rhein war eine Kurierroute der Untergrundbewegung. Es bedurfte keiner besonderen Intelligenz, das zu wissen. Und weil der ›Abschaum‹ vom Fluß es nicht besser verdiente, bereitete es den Streifen Freude, ihre Gewehrkolben einzusetzen. Fontines Deckidentität war erfolgreich, wenn auch abstoßend. Er trank genug Fuselwein und übergab sich häufig genug, um seinem Atem den fauligen Gestank des gelernt~~e~~n Alkoholikers zu verleihen.

Was ihn davon abhielt, jegliche Sensibilität zu verlieren, war sein Begleiter. Der Mann hieß Lübok, und Victor wußte, daß, so groß sein eigenes Risiko auch sein mochte, das Lüboks weit größer war.

Lübok war Jude und Homosexueller. Er war ein blondhaariger, blauäugiger Ballettmeister in mittleren Jahren, dessen tschechoslowakische Eltern vor dreißig Jahren nach Berlin emigriert waren. Er sprach die slowakische Sprache ebenso fließend wie die deutsche und besaß Papiere, die ihn als Dolmetscher für die Wehrmacht auswiesen. Bei seinen Papieren befanden sich auch einige Briefe mit dem Briefbogen des Oberkommandos der Wehrmacht, die Lüboks Loyalität dem Reich gegenüber bestätigten.

Die Papiere und die Briefbögen waren echt, die Loyalität war falsch. Lübok operierte als Untergrundkurier über die Grenzen der Tschechei und Polens. Bei solchen Anlässen trug er seine homosexuelle Veranlagung offen zur Schau. Es war allgemein bekannt, daß es im Offizierskorps solche Kreise gab. An den Kontrollpunkten wußte man nie, wer gerade Favorit der Mächtigen war, die sich Männern zugeneigt fühlten. Und der Ballettmeister war eine Enzyklopädie von Wahrheiten, Halbwahrheiten und Klatsch in bezug auf die sexuellen Praktiken und Verirrungen, wie sie von den Angehörigen des deutschen Obersten Kommandos in jedem beliebigen Sektor und jeder beliebigen Zone praktiziert wurden, in der er sich gerade aufhielt. Das war sein Inventar; das war seine Waffe.

Lübok hatte sich für den Loch-Torridon-Einsatz freiwillig gemeldet, als MI-6-Eskorte von Montbéliard über Wiesbaden nach Prag und dann Warschau. Und während die Reise ihren Verlauf nahm und die Tage und Kilometer an ihm vorbeizogen, war Fontine dankbar dafür. Lübok war der Beste. Unter den sorgfältig geschneiderten Anzügen steckte ein kraftvoller Mann, dessen beißender Humor und dessen durchdringender Blick die Garantie für ein hitziges Temperament, gepaart mit Intelligenz, boten.

### *WARSCHAU, Polen*

Lübok fuhr das Motorrad, in dessen Beiwagen Victor saß, der die Uniform eines Oberst der Wehrmacht trug. Sie verließen gerade Lodz auf der Straße nach Warschau und erreichten den letzten Kontrollpunkt kurz vor Mitternacht.

Lübok spielte seine Rolle meisterhaft vor den Streifen, sprudelte die Namen einzelner hoher Offiziere und SS-Dienstgrade heraus und ließ durchblicken, daß mit allen möglichen Repressalien zu rechnen wäre, falls man sie aufhielte. Die Wachen verspürten nicht die geringste Neigung, ihn auf die Probe zu stellen. Das Motorrad wurde durchgewinkt; sie rollten in die Stadt.

Es war Chaos. Obwohl es finster war, konnte man überall Schutt sehen. Eine Straße nach der anderen verlassen, in Fenstern brannten Kerzen, es gab kaum mehr Elektrizität. Drähte hingen herunter, Automobile und Lastkraftwagen standen überall, Dutzende davon umgekippt, wie riesige stählerne Insekten, die nur darauf warteten, auf einem Labortisch aufgespießt zu werden.

Warschau war tot. Seine bewaffneten Killer gingen in Gruppen umher und hatten selbst Angst vor der Leiche.

»Wir fahren zum Casimir«, sagte Lübok mit leiser Stimme. »Der Untergrund erwartet Sie. Das sind höchstens noch zehn Straßen von hier.«

»Was ist das Casimir?«

»Ein alter Palast an der Krakow-Straße, mitten in der Stadt. Jahrelang war dort die Universität; jetzt benutzen die Deutschen das Gebäude als Kaserne und Büro.«

»Und dort gehen wir hin?«

Lübok lächelte in der Dunkelheit. »Man kann Nazis zwar in Universitäten stecken, aber das heißt noch lange nicht, daß sie dort etwas lernen. Die Reinigungsmannschaften für sämtliche Gebäude sind Podziemna. Für Sie Untergrund. Wenigstens der Anfang einer Untergrundbewegung.«

Lübok zwängte das Motorrad zwischen zwei Dienstwagen auf der Krakow-Straße hindurch, sie befanden sich inzwischen schräg gegenüber des Haupteingangs des Casimir. Abgesehen von den Wachen am Tor war die Straße verlassen. Nur zwei Straßenlaternen funktionierten noch, aber auf dem Gelände des Casimir stachen Scheinwerferbalken in die Höhe und beleuchteten die prunkvolle Fassade des Gebäudes.

Ein deutscher Soldat trat aus dem Schatten auf sie zu. Er blieb neben Lübok stehen und sprach ihn leise in polnischer Sprache an. Lübok nickte, der Deutsche setzte seinen Weg schräg über die breite Straße hinweg auf das Tor des Casimir zu fort.

»Er ist bei der Podziemna«, sagte Lübok. »Er hat die korrekten Codes gebraucht. Er sagt, Sie sollten als erster hineingehen. Fragen Sie nach Hauptmann Hans Neumann, Block sieben.«

»Hauptmann Hans Neumann«, wiederholte Victor. »Block sieben. Und dann?«

»Er ist heute der Kontakt im Casimir. Er wird Sie zu den anderen bringen.«

»Was ist mit Ihnen?«

»Ich soll zehn Minuten warten und dann nachkommen. Ich soll nach einem Oberst Schneider in Block fünf fragen.«

Lübok schien beunruhigt. Victor begriff. Bisher waren sie beim Kontakt mit den Anführern der jeweiligen Untergrundzellen noch nie getrennt worden. »Das ist höchst ungewöhnlich, nicht wahr? Sie sehen besorgt aus.«

»Sie müssen ihre Gründe haben.«

»Aber Sie wissen nicht, was das für Gründe sind. Und dieser Bursche hat es Ihnen nicht gesagt.«

»Er konnte es auch nicht wissen. Er ist nur Bote.«

»Wittern Sie eine Falle?«

Lübok sah Fontine gerade an. Er überlegte, während er sprach. »Nein, das ist wirklich nicht möglich. Der Kommandant dieses Sektors ist kompromittiert worden. Auf Film. Ich will Sie nicht mit Einzelheiten langweilen, aber man hat jedenfalls sein Interesse für kleine Kinder entsprechend dokumentiert. Man hat ihm die Ergebnisse gezeigt und ihm gesagt, daß es Negative gibt. Er lebt in Angst, und wir leben mit ihm... Er ist ein Favorit Berlins, ein enger Freund von Göring. Nein, das ist keine Falle.«

»Aber Sie sind beunruhigt.«

»Aber unnötig. Er hatte die Codes. Sie sind kompliziert und sehr präzise. Wir sehen uns später.«

Victor kletterte aus dem beengenden Seitenwagen und ging quer über die Straße auf das Tor des Casimir zu. Er stand kerzengerade da, ein Bild der Arroganz, bereit, falsche Papiere zu zeigen, die ihm den Zutritt gestatten würden.

Während er über das vom Scheinwerferlicht beleuchtete Gelände schritt, konnte er deutsche Soldaten in Zweier- und Dreiergruppen herumgehen sehen. Vor einem Jahr hätten diese Männer noch Studenten und Professoren sein können, die die Ereignisse des akademischen Tages miteinander diskutierten. Jetzt waren sie Eroberer, auf friedliche Weise von der Verwüstung getrennt, die überall außerhalb der Mauern des Casimir vorherrschte.

Tod, Hunger und Verstümmelung waren in Rufweite, und doch unterhielten sie sich leise auf sauberen Wegen, als kannten sie die Folgen ihrer Handlungen nicht.

Campo di Fiori. In Campo di Fiori waren auch Scheinwerfer gewesen. Und grausamer Tod.

Er verdrängte die Bilder aus seinem Bewußtsein. Er durfte nicht zulassen, daß seine Konzentration beeinträchtigt wurde.

Der Eingang mit dem filigrangeschmückten Bogen über den dicken Doppeltüren unter der Nummer sieben lag direkt vor ihm. Auf der Marmortreppe stand ein uniformierter Posten.

Fontine erkannte ihn: es war der Soldat, der Lübok auf der Krakow-Straße angesprochen hatte.

»Sie sind effizient«, sagte Victor leise in deutscher Sprache.

Der Posten nickte, griff nach der Tür und öffnete sie. »Seien Sie beeilt. Gebrauchen Sie die Treppe links. Man wird Sie am ersten Treppenabsatz empfangen.«

Fontine ging schnell durch die Tür in die weite Marmorhalle, durchquerte sie und ging die Treppe hinauf. Auf halbem Weg zum Treppenabsatz verlangsamte er seine Schritte. In seinem Kopf schrillte stummer Alarm.

Die Stimme des Postens, die Art, wie er deutsch gesprochen hatte. Die Worte waren seltsam, eigenartig schwerfällig. »Seien Sie beeilt. Gebrauchen Sie die Treppe...«

Achten Sie auf genaue grammatikalische Ausdrucksweise, unidiomatische Sprache oder nicht zugehörige Silben. Eine Regel von Loch Torridon.

Der Mann war kein Deutscher. Aber warum sollte er einer sein?

Er war ein Angehöriger der Podziemna. Andererseits würde die Podziemna kein Risiko eingehen...

Zwei deutsche Offiziere tauchten auf dem Treppenabsatz auf. Sie hatten die Pistolen gezogen und auf ihn gerichtet. Der Mann zur Rechten sprach: »Willkommen im Casimir, Signor Fontini-Cristi.«

»Bitte bleiben Sie nicht stehen, Padrone. Wir müssen uns beeilen«, sagte der zweite Mann.

Die Sprache, die sie sprachen, war italienisch, aber es war nicht ihre Muttersprache. Victor erkannte ihre Herkunft. Die Offiziere über ihm waren ebensowenig Deutsche wie der Posten. Es waren Griechen. Der Zug aus Saloniki geisterte wieder!

Hinter ihm war das Knacken einer Pistole zu hören, die durchgeladen wurde, gleich darauf schnelle Schritte. Sekunden später bohrte sich ihm der Pistolenlauf ins Kreuz und trieb ihn die Treppe hinauf.

Es gab für ihn keine Möglichkeit, sich zu bewegen, kein Ablenkungsmanöver, um sich zu befreien. Er wurde von Waffen in Schach gehalten, wurde beobachtet, und die Pistolen waren schußbereit.

Über sich, irgendwo in einem Korridor, hörte er Gelächter. Wenn er jetzt schreien, Alarm schlagen, rufen würde, daß Feinde sich im feindlichen Lager befanden... Die konzentrisch kreisenden Gedanken waren betäubend.

»Wer sind Sie?« Worte. Es galt, mit Worten zu beginnen. Wenn er es fertigbrachte, in Etappen lauter zu werden, in

natürlichen Etappen, würde das das Risiko verringern, daß jemand den Abzug betätigte. »Sie sind keine Deutschen!«

Lauter.

»Was machen Sie hier?«

Der Pistolenlauf glitt an seinem Rückgrat entlang nach oben und wurde ihm ins Genick gestoßen. Er blieb stehen. Eine Faust traf ihn an der linken Niere. Er taumelte nach vorn und wurde von den Griechen vor ihm, die ihn lautlos anstarrten, aufgefangen.

Er setzte zu einem Schrei an, es gab keine andere Möglichkeit. Das Gelächter über ihm wurde lauter, kam näher. Andere Männer kamen die Treppe herunter.

»Ich warne Sie...«

Plötzlich wurden ihm beide Hände nach hinten gerissen, die Arme abgeknickt und festgehalten, die Handgelenke nach innen gedreht. Ein großes Tuch wurde ihm über das Gesicht gepreßt, ein Tuch, das mit einer beißenden, faulig riechenden Flüssigkeit getränkt war.

Er war geblendet; ein licht- und luftloses Vakuum umfing ihn. Der Uniformrock wurde ihm weggerissen, der Schultergurt hochgezogen. Er versuchte, mit den Armen um sich zu schlagen.

Und während er das tat, spürte er, wie sich die lange Nadel in sein Fleisch bohrte; er konnte nicht genau sagen, wo. Instinktiv hob er protestierend die Hände, sie waren frei; doch sie waren ebenso nutzlos wie sein Widerstand nutzlos war.

Wieder hörte er das Gelächter. Er nahm wahr, wie er nach vorn gestoßen wurde und nach unten.

Aber das war auch alles.

»Sie verraten diejenigen, die Ihr Leben gerettet haben.«

Er öffnete die Augen. Die Bilder wurden langsam klarer. An seinem linken Arm oder seiner Schulter brannte etwas. Er tastete danach; die Berührung tat weh.

»Sie spüren das Gegenmittel«, sagte die Stimme der Gestalt, die er verschwommen vor sich wahrnahm. »Das wird eine kleine Entzündung geben, aber es schadet Ihnen nicht.«

Fontines Blick wurde langsam klarer. Er saß auf einem Zementboden, den Rücken an eine Steinwand gelehnt. Ihm gegenüber, vielleicht sechs Meter entfernt, stand ein Mann vor der gegenüberliegenden Wand. Sie befanden sich auf einer Art Plattform in einem großen Tunnel. Der Tunnel lag anscheinend tief unter der Erde. Er war aus dem Felsen gehauen, reichte in beiden Richtungen bis in die Finsternis hinein und schien dort zu enden. Auf dem Boden des Tunnels waren alte, schmalspurige, verrostete Gleise zu sehen. Das Licht kam von einigen dicken Kerzen, die in alten Leuchtern an den Wänden befestigt waren.

Sein Blick wurde immer deutlicher. Fontine konzentrierte sich auf den Mann, der ihm gegenüberstand. Er trug einen schwarzen Anzug. An seinem Hals war ein runder weißer Kragen zu erkennen. Der Mann war Priester.

Er war kahl, aber nicht vom Alter. Sein Kopf war glattrasiert. Der Mann war allerhöchstens fünfundvierzig oder fünfzig, das Gesicht asketisch, sein Körper schlank.

Neben dem Priester stand der Wachposten in Wehrmachtsuniform. Die zwei Griechen, die sich als deutsche Offiziere verkleidet hatten, standen neben einer Eisentür an der linken Wand. Der Priester sprach.

»Wir sind Ihnen seit Montbéliard gefolgt. Sie sind tausendfünfhundert Kilometer von London entfernt. Die Engländer können Sie nicht schützen. Wir haben Routen nach dem Süden, von denen sie nichts wissen.«

»Die Engländer?« Fontine starrte den Priester an und versuchte zu begreifen. »Sie sind vom Xenope-Orden.«

»Das ist richtig.«

»Warum bekämpfen Sie die Engländer?«

»Weil Brevourt ein Lügner ist. Er bricht sein Wort.«

»Brevourt?« Victor war jetzt völlig verwirrt. Nichts ergab mehr einen Sinn. »Sie müssen den Verstand verloren haben. Alles, alles, was er getan hat, geschah in Ihrem Namen. Für Sie!«

»Nicht für uns. Für England. Er will die Kassette des Konstantin für England. Churchill verlangt sie. Das ist eine wirksamere Waffe als hundert Armeen, und das wissen sie alle. Wir würden sie nie wiedersehen.« Die Augen des Priesters waren geweitet.

»Das glauben Sie?«

»Seien Sie kein Esel!« herrschte der Mönch von Xenope ihn an. »So wie Brevourt sein Wort bricht, haben wir den Code Maginot gebrochen. Man hat Nachrichten aufgefangen; Informationen, die zwischen - sollen wir sagen, interessierten Gruppen - hin und her gingen.«

»Sie sind verrückt!«

Fontine versuchte nachzudenken. Anthony Brevourt war verblaßt, untergetaucht. Man hatte monatelang nichts mehr von ihm - oder über ihn - gehört.

»Sie sagen, Sie sind mir seit Montbéliard gefolgt. Warum? Ich habe das, was Sie wollen, nicht. Ich hatte es nie. Ich weiß nichts über diesen gottverdammten Zug!«

»Mikhailovic hat Ihnen geglaubt«, sagte der Priester mit leiser Stimme. »Ich glaube Ihnen nicht.«

»Petride...« Victor sah plötzlich wieder das Bild des kindlichen Mönches vor sich, wie er sich auf dem Felssims in Loch Torridon sein eigenes Leben nahm.

»Er hieß nicht Petride...«

»Sie haben ihn getötet!« sagte Fontine. »Sie haben ihn ebenso sicher getötet, als ob Sie selbst die Waffe abgedrückt hätten. Sie sind wahnsinnig, Sie alle!«

»Er hat versagt. Er wußte, was man von ihm erwartete. Das war klar.«

»Sie sind krank! Sie stecken jeden an, den Sie berühren! Sie können mir jetzt glauben oder nicht, aber ich sage es Ihnen

zum letztenmal: Ich besitze die Information nicht, die Sie wollen!«

»Lügner!«

»Sie sind verrückt!«

»Weshalb reisen Sie dann mit Lübok? Sagen Sie mir das, Signor Fontini-Cristi! Warum Lübok?«

Victor zuckte zurück; der Schock, Lüboks Namen zu hören, ließ ihn seine Rückenmuskeln anspannen. »Lübok?« flüsterte er ungläubig. »Wenn Sie seine Arbeit kennen, dann wissen Sie auch die Antwort darauf.«

»Loch Torridon?« fragte der Priester sarkastisch.

»Ich habe in meinem ganzen Leben noch nie von Lübok gehört. Ich weiß nur, daß er seine Arbeit tut. Er ist Jude, ein... Er geht große Risiken ein.«

»Er arbeitet für Rom!« schrie der Xenope-Priester ihn an. »Er leitet Angebote nach Rom weiter! Ihre Angebote!«

Victor schwieg. Seine Verblüffung war so vollkommen, daß er keine Worte fand. Der Mönch von Xenope fuhr fort, und seine Stimme klang leise, durchdringend: »Seltsam, nicht wahr? Von allen Begleitern in den besetzten Gebieten wird ausgerechnet Lübok ausgewählt. Er taucht einfach in Montbeliard auf. Erwarten Sie wirklich, daß wir das glauben?«

»Glauben Sie, was Sie wollen. Das ist Irrsinn.«

»Verrat ist es!« schrie der Priester und trat ein paar Schritte vor. »Ein degenerierter Perverser, der einfach ein Telefon abheben und halb Berlin erpressen kann. Und was es besonders empörend macht - für Sie -, ein Hund, der für das Monstrum eines -«

»Fontine! Hinlegen!« Der durchdringende Befehl kam aus dem schwarzen Loch des Tunnels. Lüboks hohe Stimme schrie ihn an. Das Echo hallte von den Felswänden, übertönte die Schreie des Priesters. Victor taumelte und sprang nach vorn, rollte sich von der steinernen Wand ab, fiel von der Plattform herunter auf den harten Boden neben den alten Gleisen. Über

sich hörte er Kugeln pfeifen, gleich darauf zwei donnernde Explosionen aus Lugers ohne Schalldämpfer.

In dem flackernden Licht konnte er Lübok und ein paar andere aus der Finsternis taumeln sehen. Sie hielten Waffen in den Händen, zielten schnell, aber sicher, feuerten und tauchten wieder in die Dunkelheit zurück.

In wenigen Sekunden war es vorbei. Der Xenope-Priester war gefallen. Er war am Hals getroffen, eine Kugel hatte ihm das linke Ohr vom Kopf gerissen. Er war an den Rand der Plattform gekrochen und starrte im Sterben auf Fontine hinunter. Seine Stimme im Angesicht des bevorstehenden Todes klang wie ein Krächzen.

»Wir - sind nicht Ihre Feinde. Um der Barmherzigkeit Gottes willen, bringen Sie uns die Dokumente...«

Ein letztes spuckendes Geräusch war zu hören. Die Stirn des Priesters explodierte über seinen starr blickenden Augen.

Victor spürte, wie jemand ihn am linken Arm packte. Ein brennender Schmerz durchzuckte seine Schulter und seine Brust. Er wurde hochgerissen.

»Aufstehen!« befahl Lübok. »Vielleicht hat man die Schüsse gehört. Schnell!«

Sie rannten in den Tunnel. Der Lichtkegel einer Taschenlampe durchdrang die Schwärze. Einer von Lüboks Männern, weiter vorn, hielt die Lampe. Der Mann flüsterte seine Anweisungen in polnischer Sprache. Lübok übersetzte, was er sagte, für Fontine, der neben ihm rannte.

»Etwa zweihundert Meter weiter vorn ist eine Mönchshöhle. Dort sind wir sicher.«

»Eine was?«

»Eine Mönchshöhle«, antwortete Lübok, dessen Atem schwer ging. »Die Geschichte des Casimir reicht Jahrhunderte zurück. Man brauchte Fluchtwege.«

Sie krochen auf Händen und Knien durch einen schmalen, finsternen Gang, den man aus dem Felsen herausgeschlagen hatte. Er führte in die Tiefen einer Höhle. Die Luft war hier völlig

anders. Irgendwo dahinter mußte es eine Öffnung nach draußen geben.

»Ich muß mit Ihnen reden«, sagte Victor hastig.

»Um Ihre Fragen zu beantworten: Hauptmann Hans Neumann ist ein treuer Offizier des Reichs mit einem Vetter bei der Gestapo. Oberst Schneider stand nicht auf der Dienstliste; das fiel mir auf. Wir wußten, daß es eine Falle war. Ganz ehrlich gesagt, haben wir nicht damit gerechnet, Sie im Tunnel zu finden. Das war schieres Glück. Wir waren zu Block sieben unterwegs.« Lübok wandte sich seinen Kameraden zu. Er sprach zuerst polnisch und übersetzte dann für Fontine. »Wir bleiben eine Viertelstunde hier. Das sollte reichen. Dann gehen wir zu dem Treffpunkt in Block sieben. Sie werden Ihr Geschäft planmäßig abwickeln.«

Fontine packte Lübok am Arm und führte ihn ein paar Schritte von den Podziemna-Männern weg. Zwei der Männer hatten ihre Taschenlampen eingeschaltet. Das Licht reichte aus, um das Gesicht des Kuriers zu sehen, und dafür war Victor dankbar.

»Das war keine deutsche Falle. Diese Männer dort hinten waren Griechen. Einer war Priester.« Fontine flüsterte, aber seine ganze Haltung ließ keinen Zweifel daran, wie ernst er es meinte.

»Sie sind verrückt«, sagte Lübok beiläufig, ohne eine Miene zu verziehen.

»Sie kamen von Xenope.«

»Von was?«

»Sie haben mich gehört.«

»Ich habe Sie gehört, aber ich habe nicht die leiseste Idee, wovon Sie reden.«

»Verdammt noch mal, Lübok! Wer sind Sie?«

»Für viele Leute so manches, dem Himmel sei Dank.«

Victor packte den blonden Tschechen an den Rockaufschlägen. Lüboks Augen schienen plötzlich in weite Ferne zu blicken, kalter Zorn leuchtete aus ihnen. »Die haben

gesagt, Sie arbeiten für Rom. Sie würden Angebote nach Rom weiterleiten! Was für Angebote? Was soll das bedeuten?«

»Ich weiß nicht«, erwiderte der Tscheche langsam.

»Für wen arbeiten Sie?«

»Ich arbeite für viele Leute. Gegen die Nazis. Das ist alles, was Sie wissen müssen. Ich Sorge dafür, daß Sie am Leben bleiben und Ihre Verhandlungen abschließen. Wie ich das tue, geht Sie nichts an.«

»Sie wissen nichts über Saloniki?«

»Das ist eine Stadt in Nordgriechenland. Und jetzt nehmen Sie Ihre Hände weg.«

Fontine lockerte seinen Griff, ließ aber nicht locker. »Nur für den Fall - für den Fall, daß unter den vielen Leuten, von denen Sie sprechen, auch Männer sind, die sich für diesen Zug aus Saloniki interessieren. Ich weiß nichts, ich habe nie etwas gewußt.«

»Wenn das Thema je zur Sprache kommt, und ich kann mir nicht vorstellen, weshalb es das sollte, werde ich die Information weiterleiten. Können wir uns jetzt wieder auf Ihre Verhandlungen in Warschau konzentrieren? Wir müssen sie heute abend abschließen. Für morgen früh sind Vorkehrungen getroffen, daß zwei Kuriere mit der Militärmaschine nach Berlin fliegen. Ich werde mich selbst vor Tagesanbruch auf dem Flugplatz umsehen.

Wir steigen in Mühlheim aus. Das ist in der Nähe der französischschweizerischen Grenze, eine Nachtfahrt von Montbeliard entfernt. Ihr Auftrag in Europa ist abgeschlossen.«

»Hinausfliegen?« Victor ließ den anderen los. »Mit einer deutschen Maschine?«

»Dank einem sehr beunruhigten deutschen Offizier in Warschau. Er hat zu viele Filme gesehen, in denen er eine prominente Rolle spielte. Schiere Pornographie.«

## LUFTKORRIDOR MÜNCHEN WEST

Die dreimotorige Fokker stand auf der Rollbahn, während die Motoren von den Bodenmannschaften überprüft und die Tanks aufgefüllt wurden. Sie waren in München. Warschau hatten sie am frühen Morgen verlassen und eine Zwischenlandung in Prag eingelegt. Die meisten Passagiere waren in München ausgestiegen.

Nächste Station war Mühlheim, die letzte Etappe ihrer Reise. Victor saß unbequem neben einem scheinbar entspannten Lübok in der ruhigen Kabine des Flugzeugs. Es gab noch einen weiteren Passagier: einen älteren Unteroffizier auf Urlaub, der nach Stuttgart unterwegs war.

»Mir wäre es lieber, wenn es noch ein paar Anhalter gäbe«, flüsterte Lübok. »Bei so wenig Passagieren kann es sein, daß der Pilot verlangt, daß in Mühlheim alle an Bord bleiben. Dann könnte er schneller auftanken und weiterfliegen. Die meisten Passagiere nimmt er in Stuttgart auf.«

Schritte auf der Metalltreppe vor dem Flugzeug unterbrachen ihn. Lautes, ungezügelter Gelächter begleitete das unregelmäßige Klappern und wurde lauter, als die neuen Passagiere sich der Kabinentür näherten. Lübok sah Fontine an und lächelte erleichtert. Er wandte sich der Zeitung zu, die man ihnen gereicht hatte, und ließ sich in den Sitz zurücksinken. Victor drehte sich um. Das Münchner Kontingent wurde sichtbar.

Es waren drei Wehrmachtsoffiziere und eine Frau. Sie waren betrunken. Die Frau trug einen hellen Tuchmantel. Sie wurde von zwei der Offiziere durch die schmale Tür geschoben und vom dritten in einen Sitz gedrückt. Sie widersetzte sich nicht; vielmehr lachte sie und schnitt eine komische Grimasse. Ein williges Spielzeug.

Sie war Ende der Zwanzig, von angenehmem Äußeren, aber nicht attraktiv. Ihr Gesicht hatte etwas Hektisches, einen Zug, der sie etwas abgenützt wirken ließ. Ihr hellbraunes, vom Wind zerzaustes Haar war etwas zu dick; es hatte sich im Wind nicht

gelöst. Die Mascara um ihre Augen war zu auffällig, der Lippenstift zu rot, das Rouge zu kräftig.

»Was interessiert Sie denn so?« Die Frage übertönte das Brausen der anschwellenden Motoren. Der dritte Offizier hatte gesprochen, ein breitschultriger, muskulöser Mann Mitte der Dreißig. Er war an seinen zwei Kameraden vorbeigegangen und sprach Victor an.

»Tut mir leid«, sagte Fontine mit einem schwachen Lächeln. »Ich wollte nicht unhöflich sein.«

Der Offizier kniff die Augen zusammen. Er war auf Streit aus, das war nicht zu übersehen. »Das ist vielleicht ein komischer Typ. Hört euch das Bürschchen an!«

»Ich wollte Sie nicht beleidigen.«

Der Offizier drehte sich zu seinen Kameraden um. Einer hatte sich die Frau, die ihm keinen Widerstand leistete, auf den Schoß gezogen, der andere hatte den Gangsitz eingenommen. »Das Bürschchen wollte uns nicht beleidigen! Ist das nicht nett?«

Die zwei anderen Offiziere lachten spöttisch. Die Frau lachte etwas zu hysterisch, wie Victor fand. Er drehte sich nach vorn und hoffte, daß der Flegel weitergehen würde.

Statt dessen griff eine riesige Hand über die Sitzlehne und packte ihn an der Schulter. »Das genügt nicht.« Der Offizier sah Lübok an. »Setzt euch nach vorn, ihr beiden.«

Lüboks Augen suchten die Victors. Die Botschaft war klar. Tun Sie, was der Mann verlangt.

»Sicher.« Fontine und Lübok standen auf und gingen nach vorn. Keiner sagte etwas. Fontine konnte hören, wie Flaschen entkorkt wurden.

Das Fest hatte begonnen.

Die Fokker raste die Startbahn hinunter und hob ab. Lübok hatte den Sitz an der Gangseite genommen und Victor den Fensterplatz überlassen. Er richtete seine Augen zum Himmel, zog sich gleichsam in eine Art Kokon zurück und hoffte, damit ein Gefühl der Leere zu erzeugen, das die Reise nach

Mühlheim schneller verstreichen lassen würde. Sie konnte gar nicht schnell genug verstreichen.

Aber das Gefühl der Leere wollte sich nicht einstellen. Statt dessen mußte er unwillkürlich an den Xenope-Priester in dem unterirdischen Tunnel im Casimir denken.

Weshalb reisen Sie mit Lübok? Er arbeitet für Rom.

Lübok.

Wir sind nicht Ihre Feinde. Um der Barmherzigkeit Gottes willen, bringen Sie uns die Dokumente.

Saloniki. Es lag nie weit entfernt. Die Kassette von Konstantin war imstande, gewaltsam Männer in zwei Lager zu teilen, die gegen einen gemeinsamen Feind kämpften.

Er hörte Gelächter aus dem hinteren Teil der Kabine, dann ein Flüstern unmittelbar hinter sich.

»Nein, nicht umdrehen. Bitte.« Das war die Stimme des Stewards, kaum durch den schmalen Spalt zwischen den Sitzen zu hören. »Stehen Sie nicht auf. Das sind Kommandos. Die haben gerade Dampf abgelassen. Achten Sie bitte nicht auf sie. Tun Sie so, als wäre nichts!«

»Kommandos?« flüsterte Lübok. »In München? Die sind doch im Norden stationiert, an der Ostsee.«

»Diese nicht. Sie operieren in den Bergen, in den italienischen Sektoren. Exekutionsteams. Es gibt viele...«

Die Worte trafen ihn wie ein lautloser Donnerschlag. Victor atmete tief ein. Seine Bauchmuskeln strafften sich, wurden hart wie Stein.

Exekutionsteams...

Er klammerte sich an den Armlehnen seines Sitzes fest und drückte das Rückgrat durch. Er preßte sich in den Sitz, streckte den Hals und sah über den Metallrand der Kopfstütze nach hinten. Er traute seinen Augen nicht.

Die Frau mit den wilden Augen lag auf dem Boden, das Jackett offen. Sie war nackt, abgesehen von ihrer zerfetzten Unterwäsche, ihre Beine waren gespreizt, und ihre Hüften bewegten sich. Ein Wehrmachtsoffizier, der sich Hose und

Unterhose bis zu den Knien heruntergezogen hatte, lag auf ihr. Über dem Kopf der Frau kniete ein zweiter Offizier. Er hielt die Frau am Haar gepackt und richtete sein Glied auf ihr Gesicht; sie öffnete den Mund und nahm es in sich auf, stöhnte und hustete. Der dritte Offizier beugte sich über seine Armlehne und atmete keuchend durch halbgeöffnete Lippen, während seine linke Hand die nackten Brüste der Frau im gleichen Rhythmus rieben, wie seine rechte Hand sich masturbierend bewegte.

»Animali!« Fontine stürzte sich aus seinem Sitz, riß Lüboks Finger von seinem Handgelenk weg und warf sich nach vorn. Die Offiziere waren so verblüfft, daß sie zu keiner Bewegung fähig waren. Ihr Schock war vollkommen. Der Offizier an der Armlehne riß den Mund auf. Victors offene Hand packte ihn am Haar und schmetterte den Kopf des Mannes gegen die Sitzlehne. Blut aus seiner Nase tropfte auf den Kopf des Mannes, der zwischen den gespreizten Beinen der Frau lag. Der Offizier verhängte sich mit den Knien in seiner Hose. Er fiel nach vorn auf die Frau, und seine Hände zuckten vor, um sich festzuhalten. Dann rollte er auf den Rücken und klemmte die Frau in dem schmalen Mittelgang ein. Fontine hob den rechten Absatz und trat zu. Die Venen am Hals des Deutschen schwellen zu dicken schwarzen Strängen unter seiner Haut an. Seine Augen verdrehten sich, so daß man den Augapfel sehen konnte, wie weiße Gelatine, glasig und schrecklich anzusehen.

In die Schreie der Frau mischte sich das Schmerzensgebrüll des dritten Offiziers, der von seinem Sitz aufgesprungen und gegen die hintere Kabinenwand geprallt war. Die Unterwäsche des Mannes war von Blut durchtränkt.

Fontine machte einen Satz. Der Deutsche wälzte sich mit einem hysterischen Schrei zur Seite. Seine blutige, zitternde Hand griff unter seinen Uniformrock. Victor wußte, was er suchte: das zehn Zentimeter lange Kommando-Messer, das er in einer Lederscheide unter der Armbeuge trug. Der Mann riß die Klinge heraus - kurz und rasiermesserscharf - und stieß damit schräg nach vorn. Fontine erhob sich aus seiner geduckten Haltung, bereit zum Sprung.

Plötzlich schlang sich ein Arm um Victors Hals. Er schlug mit dem Ellbogen nach hinten, aber der Arm ließ ihn nicht los.

Sein Hals wurde nach hinten gerissen, und dann zischte ein langes Messer durch die Luft und bohrte sich in die Brust des Deutschen. Der Mann war tot, ehe sein Körper den Kabinenboden erreicht hatte.

Fontines Hals wurde ruckartig losgelassen. Lübok schlug ihn ins Gesicht, ein kräftiger Schlag, der auf seiner Haut brannte.

»Genug! Aufhören! Ich will nicht für Sie sterben!«

Benommen sah Victor sich um. Jemand hatte den zwei anderen Offizieren die Kehle durchgeschnitten. Die Frau war weggekrochen und übergab sich weinend zwischen zwei Sitzen. Der Flugbegleiter lag zusammengekrümmt im Mittelgang. Tot oder bewußtlos, das war nicht festzustellen.

Und der alte Unteroffizier, der noch vor wenigen Minuten angsterfüllt zur Decke gestarrt hatte, stand neben der Tür zur Steuerkanzel, eine Pistole in der Hand.

Plötzlich fing die Frau zu schreien an, während sie sich aufrichtete. »Die werden uns umbringen! O Gott! Warum haben Sie das getan?«

Fontine starrte benommen die Frau an und sagte dann leise mit dem wenigen Atem, den der Würgegriff Lüboks ihm gelassen hatte: »Sie? Sie können das fragen?«

»Ja! O mein Gott!« Sie bedeckte sich so gut sie konnte mit dem schmutzigen Mantel. »Sie werden mich töten. Ich will nicht sterben!«

»Aber so wollen Sie doch nicht leben.«

Ihre wirr blickenden Augen starrten ihn an, und ihre Hand zitterte. »Sie haben mich aus den Lagern geholt«, flüsterte sie. »Ich habe verstanden. Sie haben mir Drogen gegeben, wenn ich sie brauchte, sie wollte.« Sie zupfte an ihrem rechten Ärmel. Nadelspuren vom Handgelenk bis hinauf zum Oberarm. »Aber ich habe verstanden. Und gelebt!«

»Basta!« schrie Victor und ging einen Schritt auf die Frau zu, hob die Hand. »Ob Sie leben oder sterben, ist mir gleichgültig. Für Sie habe ich das nicht getan!«

»Was auch immer Sie getan haben, ist vorbei, Hauptmann«, sagte Lübok schnell und berührte ihn am Arm. »Jetzt reißen Sie sich zusammen. Sie haben Ihre Konfrontation gehabt, und jetzt ist Schluß damit, verstanden?«

Fontine sah die Kraft in Lüboks Blick. Schweratmend deutete er erstaunt auf den Unteroffizier, der mit gezogener Waffe stumm neben der Kabinentür stand. »Er ist einer von Ihren Leuten, nicht wahr?«

»Nein«, sagte Lübok. »Er ist ein Deutscher mit einem Gewissen. Er weiß nicht, wer oder was wir sind. In Mühlheim wird er bewußtlos sein, jemand, der unschuldig Zeuge des Geschehens war und ihnen sagen kann, was er will. Wahrscheinlich wird es gar nichts sein. Bleiben Sie bei dem Mädchen.«

Lübok hatte jetzt das Gesetz des Handelns an sich gerissen. Er entfernte Ausweise und Waffen von den Leichen der Offiziere. Im Uniformrock des einen fand er eine Spritze und sechs Ampullen mit Rauschgift. Er gab sie der Frau, die neben Fontine am Fenster saß. Sie nahm sie dankbar an und ging, ohne Fontine auch nur anzusehen, sofort daran, eine Kapsel aufzubrechen, die Spritze hastig zu füllen und den Inhalt in ihren linken Arm zu injizieren.

Dann packte sie Spritze und Ampullen wieder sorgfältig ein und steckte sie sich in die Manteltasche. Sie lehnte sich zurück und atmete tief.

»Fühlen Sie sich besser?« fragte Fontine.

Sie drehte sich herum und sah ihn an. Ihre Augen wirkten jetzt ruhiger und drückten nur noch ihre Verachtung aus. »Verstehen Sie, Hauptmann, ich fühle nichts. Es gibt keine Gefühle mehr. Man lebt nur weiter.«

»Was werden Sie tun?«

Sie wandte den Blick von ihm ab und wieder zum Fenster hinaus. Dann antwortete sie leise, fast verträumt - so als befände sie sich in einer anderen Welt: »Leben, wenn ich kann. Das hängt nicht von mir ab. Das hängt von Ihnen ab.«

Im Mittelgang regte sich der Flugbegleiter. Er schüttelte den Kopf und richtete sich halb auf. Ehe er klar sehen konnte, stand Lübok vor ihm, die Pistole auf seinen Kopf gerichtet.

»Wenn Sie am Leben bleiben wollen, werden Sie in Mühlheim genau das tun, was ich verlange.«

In den Augen des Soldaten stand Gehorsam geschrieben.

Fontine stand auf.

»Und was ist mit der Frau?« flüsterte er.

»Was soll mit ihr sein?« fragte Lübok.

»Ich möchte sie mit uns herausholen.«

Der Tscheche fuhr sich verzweifelt mit der Hand durchs Haar. »O Gott! Nun, entweder das, oder wir müssen sie töten. Die würde mich für einen Tropfen Morphinum identifizieren.« Er blickte auf die Frau hinunter. »Sagen Sie ihr, sie soll sich saubermachen. Hinten ist ein Regenmantel. Den kann sie sich überhängen.«

»Danke«, sagte Victor.

»Nicht nötig«, erwiderte Lübok. »Ich würde sie sofort töten, wenn ich das für die bessere Lösung hielte. Aber sie könnte uns nützlich sein. Sie war mit einer Kommando-Einheit zusammen. Einer Kommando-Einheit an einem Ort, wo wir nicht wußten, daß es welche gibt.«

Die Männer der Resistance erwarteten ihren Wagen auf einer Nebenstraße vor Lörrach in der Nähe der französisch-schweizerischen Grenze. Victor erhielt saubere, wenn auch ausgefranste Kleidung, die er mit der deutschen Uniform vertauschte. Sie überquerten den Rhein bei Einbruch der Nacht. Die Frau wurde in ein Lager der Resistance in den Bergen gebracht; sie war zu benommen, zu wenig zuverlässig, um die Reise nach Süden bis Montbeliard mitmachen zu können.

Der Flugbegleiter wurde einfach weggebracht. Fontine äußerte sich nicht dazu. Er dachte an einen Caporale einer anderen Armee an einem Pier in Celle Ligure.

»Ich verlasse Sie jetzt«, sagte Lübok und ging am Flußufer auf ihn zu. Der Tscheche hielt ihm die Hand hin.

Fontine war überrascht. Der Plan war ursprünglich gewesen, daß Lübok mit ihm nach Montbeliard fahren sollte. London würde dort vielleicht neue Anweisungen für ihn haben. Er ergriff Lüboks Hand und protestierte.

»Warum? Ich hatte gedacht...«

»Ich weiß. Aber die Dinge ändern sich. Es gibt Probleme in Wiesbaden.«

Victor hielt die Hand des Tschechen mit der rechten fest und legte die linke Hand darauf. »Es fällt mir schwer, die richtigen Worte zu finden. Ich schulde Ihnen mein Leben.«

»Was auch immer ich getan habe, Sie hätten bestimmt das gleiche getan. Daran habe ich nie gezweifelt.«

»Sie sind ebenso großzügig wie tapfer.«

»Dieser griechische Priester hat gesagt, ich sei ein degenerierter Perverser, der halb Berlin erpressen könnte.«

»Könnten Sie das?«

»Wahrscheinlich«, antwortete Lübok und sah zu einem Franzosen hinüber, der ihn zum Boot winkte. Er nickte kurz, um anzudeuten, daß er ihn gesehen hatte. Dann wandte er sich wieder Victor zu. »Hören Sie«, sagte er leise und zog ihm die Hand weg. »Der Priester hat Ihnen noch etwas gesagt. Daß ich für Rom tätig sei. Sie sagten, Sie wüßten nicht, was das bedeuten würde.«

»Das weiß ich auch nicht. Aber ich bin nicht blind. Es hat mit dem Zug aus Saloniki zu tun.«

»Es hat alles damit zu tun.«

»Dann arbeiten Sie für Rom? Für die Kirche?«

»Die Kirche ist nicht Ihr Feind. Glauben Sie das, bitte.«

»Der Xenope-Orden behauptet auch, daß er nicht mein Feind sei. Und doch habe ich ganz sicher einen Feind. Aber Sie haben meine Frage nicht beantwortet. Arbeiten Sie für Rom?«

»Ja. Aber nicht so, wie Sie denken.«

»Lübok!« Fontine packte den Tschechen an den Schultern. »Ich habe keine Gedanken! Ich weiß nichts! Können Sie das nicht verstehen?«

Lübok starrte Victor an. Im schwachen Licht der Nacht suchten seine Augen. »Ich glaube Ihnen. Ich habe Ihnen ein Dutzend Gelegenheiten gegeben, Sie haben keine davon ergriffen.«

»Gelegenheiten? Was für Gelegenheiten?«

Wieder rief der Franzose vom Boot herüber, diesmal etwas lauter. »Sie! Peacock! Verschwinden wir hier.«

»Sofort«, erwiderte Lübok, ohne den Blick von Fontine zu wenden. »Zum letztenmal: Es gibt Männer, auf beiden Seiten, die der Ansicht sind, dieser Krieg sei belanglos, verglichen mit den Informationen, von denen sie glauben, daß sie in Ihrem Besitz sind. In mancher Hinsicht muß ich diesen Männern recht geben. Aber Sie besitzen diese Informationen nicht, haben sie nie besessen. Und dieser Krieg muß zu Ende geführt werden. Und gewonnen werden. Ihr Vater war wirklich klüger als all diese Leute.«

»Savarone? Was wissen...«

»Ich gehe jetzt.« Lübok hob die Hände und löste Victors Griff, mit Kraft, aber ohne Feindseligkeit. »Aus diesen Gründen habe ich getan, was ich getan habe. Sie werden es bald wissen. Dieser Priester im Casimir hatte recht: es gibt Ungeheuer. Er war eines davon. Es gibt noch andere. Aber geben Sie nicht den Kirchen die Schuld; sie sind unschuldig. Sie beherbergen die Fanatiker, aber sie sind unschuldig.«

»Peacock! Kommen Sie jetzt!«

»Ich komme!« rief Lübok im Flüsterton hinüber. »Leben Sie wohl, Fontine. Wenn ich auch nur einen Augenblick lang geglaubt hätte, daß Sie nicht das sind, was Sie behaupten,

dann hätte ich Sie so lange gefolt, bis Sie mir die Information gegeben hätten. Oder Sie getötet. Aber Sie sind, was Sie sind. Ein unschuldiges, unwissendes Opfer. Man wird Sie jetzt in Frieden lassen. Für eine Weile zumindest. «

Der Tscheche strich Victor kurz über die Wange, eine fast zärtliche Geste, und lief zum Boot hinunter.

Exakt fünf Minuten nach Mitternacht blitzten die blauen Lichter über dem Flugplatz von Montbeliard auf. Im nächsten Augenblick wurden zwei Reihen kleiner Fackeln entzündet. Die Landebahn war jetzt markiert, das Flugzeug beschrieb einen Bogen und setzte zur Landung an.

Fontine lief mit der Aktentasche in der Hand über das Feld. Als er das noch rollende Flugzeug erreichte, stand die Einstiegs Luke offen. Zwei Männer standen dahinter, hielten sich an den Seiten fest und hatten die Arme ausgestreckt. Victor warf die Aktentasche hinein und griff nach oben, klammerte sich an dem Arm zu seiner Rechten fest, sprang und wurde durch die Öffnung hineingezogen. Dann lag er mit dem Gesicht nach unten auf dem Boden. Die Luke flog zu, ein Befehl wurde dem Piloten zugerufen, und die Motoren heulten auf. Das Flugzeug machte einen Satz, wenige Sekunden später hob sich das Leitwerk vom Boden, und nochmals Sekunden später waren sie wieder in der Luft.

Fontine hob den Kopf und kroch auf die Wellblechwand hinter der Einstiegs Luke zu. Er zog die Aktentasche zu sich heran und atmete tief, ließ dann den Kopf wieder sinken.

»O mein Gott!« hallten die Worte erschreckt aus der Finsternis. »Sie sind das!«

Victors Kopf zuckte nach links in Richtung auf die nur undeutlich zu erkennende Gestalt, die mit so schreckerfüllter Stimme gesprochen hatte. In diesem Augenblick fiel das Mondlicht durch die offene Kabinentür nach hinten. Fontines Blick wanderte zur rechten Hand des Mannes. Sie steckte in einem Handschuh.

»Stone? Was machen Sie hier?«

Aber Geoffrey Stone brachte keine Antwort heraus. Das Mondlicht wurde heller, beleuchtete den hohlen Innenraum des Flugzeugs. Stones Augen waren geweitet, sein Mund stand offen, wirkte starr.

»Stone? Das sind Sie doch?«

»O Gott! Man hat uns hereingelegt. Sie haben es geschafft!«

»Wovon reden Sie?«

Der Engländer fuhr mit monotoner Stimme fort. »Man hat uns gemeldet, daß Sie getötet wurden. Im Casimir gefangen und exekutiert. Man hat uns gesagt, daß nur ein Mann entkommen sei. Mit Ihren Papieren...«

»Wer?«

»Der Kurier. Lübok.«

Victor erhob sich schwerfällig, hielt sich an einer Stütze fest, die aus der Wand des vibrierenden Flugzeugs ragte. Langsam begann das Puzzlespiel für ihn Gestalt anzunehmen. »Woher haben Sie diese Information?«

»Sie ist uns heute morgen durchgegeben worden.«

»Von wem? Wer hat sie aufgenommen? Wer sie weitergegeben?«

»Die griechische Botschaft«, erwiderte Stone im Flüsterton.

Fontine sank auf das Deck des Flugzeugs zurück. Was hatte Lübok gesagt?

Ich habe Ihnen ein Dutzend Gelegenheiten gegeben; Sie haben keine davon ergriffen... Es gibt Männer, die der Ansicht sind, dieser Krieg sei belanglos... Aus diesen Gründen habe ich getan, was ich getan habe. Sie werden es bald wissen... Man wird Sie jetzt in Frieden lassen. Für eine Weile zumindest!

Lübok hatte seinen Zug getan. Er hatte vor Tagesanbruch einen Flugplatz in Warschau aufgesucht und eine falsche Nachricht nach London gesandt.

Es gehörte nicht viel Fantasie dazu, um zu wissen, was jene Nachricht bewirkt hatte.

»Wir können nicht handeln. Wir haben uns gezeigt, und man hat uns aus dem Spiel genommen. Wir beobachten uns jetzt alle gegenseitig, aber keiner kann einen Zug tun oder zugeben, was wir suchen. Keiner kann sich das leisten.« Brevourt sagte das. Er stand an dem bleiverglasten Fenster, das den Blick auf den kleinen Innenhof freigab. »Schachmatt.«

Auf der anderen Seite des Zimmers stand ein wütender Alec Teague neben dem langen Konferenztisch. Sie waren allein.

»Das ist mir egal, verdammt. Was mich beunruhigt, ist, mit welchem Zynismus Sie die militärische Abwehr manipuliert haben. Sie haben ein ganzes Netz in Gefahr gebracht. Möglicherweise ist Loch Torridon erledigt.«

»Dann müssen Sie eben eine andere Strategie entwickeln«, sagte Brevourt geistesabwesend und blickte zum Fenster hinaus. »Das ist doch Ihre Aufgabe, oder?«

»Verdammt sollen Sie sein!«

»Um Himmels willen, Teague, hören Sie auf!« Brevourt drehte sich um. »Glauben Sie auch nur einen Augenblick, daß ich hier das letzte Wort hatte?«

»Ich glaube, daß Sie den, der über Ihnen steht, kompromittiert haben. Man hätte mich fragen müssen!«

Brevourt wollte antworten, hielt dann aber inne. Er nickte, während er langsam quer durch das Zimmer zu dem Konferenztisch ging und sich Teague gegenüberstellte.

»Vielleicht haben Sie recht, General. Sagen Sie, Sie sind der Fachmann. Worin lag unser Fehler?«

»Lübok«, sagte der Brigadier kalt. »Er hat Sie hereingelegt. Er hat Ihr Geld genommen und sich dann Rom zugewandt. Am Ende hat er selbst seine Entscheidung getroffen. Er war der falsche Mann.«

»Er war Ihr Mann. Aus Ihren Archiven.«

»Nicht für diesen Auftrag. Sie haben sich eingeschaltet.«

»Er kann sich frei in Europa bewegen«, fuhr Brevourt mit fast klagender Stimme fort, als hätte Teague ihn nicht unterbrochen. »Er ist unberührbar. Falls Fontini-Cristi abgesprungen wäre,

hätte Lübok ihm überallhin folgen können. Selbst in die Schweiz.«

»Das haben Sie erwartet, nicht wahr?«

»Offen gestanden, ja. Sie sind ein zu guter Verkäufer, General. Ich habe Ihnen geglaubt. Ich dachte, Loch Torridon wäre wirklich Fontini-Cristis Erfindung. Alles schien doch so logisch. Der Italiener kehrt mit einer perfekten Deckung zurück, um seine eigenen Arrangements zu treffen.« Brevourt setzte sich müde und verschränkte die Arme vor sich auf dem Tisch.

»Ist es Ihnen denn nicht in den Sinn gekommen, daß er in dem Fall zu uns gekommen wäre? Zu Ihnen?«

»Nein. Wir hätten ihm weder seine Ländereien noch seine Fabriken zurückgeben können.«

»Sie kennen ihn nicht«, meinte Teague und nickte langsam. »Sie haben sich auch nie die Mühe gemacht. Das war Ihr erster Fehler.«

»Ja, das war er wohl. Ich habe den größten Teil meines Lebens mit Lügnern gelebt. Da verlernt man es, die einfache Wahrheit zu erkennen.« Plötzlich blickte Brevourt zu dem Abwehrmann auf. Seine Augen heischten Bedauern, seine fahle Haut spannte sich über seinen Knochen, und die dunklen Ringe um seine Augen zeigten seine Erschöpfung. »Sie haben es nicht geglaubt, nicht wahr? Sie glaubten nicht, daß er tot wäre.«

»Nein.«

»Ich konnte das Risiko nicht eingehen, verstehen Sie, ich durfte es nicht. Ich habe akzeptiert, was Sie sagten, daß die Deutschen ihn nicht exekutieren würden, daß sie ihm einen Spürhund anhängen würden, herausfinden, wer er war, ihn benutzen. Aber in seinem Bericht stand es anders. Wenn er also tot war, so bedeutete das, daß die Fanatiker in Rom oder Xenope ihn getötet haben. Und das hätten sie nicht getan, wenn sie nicht sein Geheimnis erfahren hätten.«

»Und wenn sie das hätten, dann würde die Kassette jetzt denen gehören, nicht Ihnen. Nicht England. Sie hat Ihnen nie gehört.«

Der Botschafter wandte den Blick von Teague und sank in seinen Sessel zurück, schloß die Augen. »Auch durfte man nicht zulassen, daß sie Verrückten in die Hände fiel. Nicht jetzt. Sie wissen, wer der Verrückte in Rom ist. Der Vatikan wird jetzt Donatti beobachten. Das Patriarchat wird seine Aktivitäten einstellen, das hat man uns zugesichert. Und das war natürlich Lüboks Ziel.«

Brevourt schlug die Augen auf. »War es das wirklich?«

»Nach meiner Ansicht, ja. Lübok ist Jude.«

Brevourt wandte den Kopf und starrte Teague an. »Es wird keine weiteren Störungen geben, General. Führen Sie Ihren Krieg weiter. Der meine steht im Augenblick remis.«

Anton Lübok überquerte den Wenzelsplatz in Prag und ging die Treppe der zerbombten Kathedrale hinauf. Drinnen fielen die Strahlen der späten Nachmittagssonne durch die großen Löcher, die die Bomben der Luftwaffe dem Dach geschlagen hatten. Der größte Teil der linken Wand war zerstört; man hatte überall primitive Stützgerüste errichtet.

Er stand im rechten Kirchenschiff und sah auf die Uhr. Es war Zeit.

Ein alter Priester kam aus der mit Vorhängen verhängten Apsis und ging an den Beichtstühlen vorbei. Beim vierten blieb er kurz stehen. Das war Lüboks Signal.

Er ging langsam den Gang hinunter, beobachtete das gute Dutzend Gläubige, die in der Kirche knieten. Keiner achtete auf ihn. Er schob die Vorhänge auseinander und betrat den Beichtstuhl. Er kniete vor dem winzigen böhmischen Kruzifix nieder, und das flackernde Licht der Gebetskerze warf seine Schatten auf die mit Vorhängen verhängten Wände.

»Verzeihe mir, Vater, denn ich habe gesündigt«, begann Lübok mit leiser Stimme. »Ich habe im Übermaß gesündigt. Ich habe den Leib und das Blut Christi entwürdigt.«

»Man kann den Sohn Gottes nicht entwürdigen«, kam die richtige Antwort hinter dem Vorhang. »Man kann sich nur selbst entwürdigen.«

»Aber wir sind im Ebenbilde Gottes geschaffen. So wie Er.«

»Ein armseliges, unvollkommenes Bild«, kam die korrekte Antwort.

Lübok atmete langsam aus, die Übung war vollendet. »Sind Sie Rom?«

»Ich bin die Verbindung«, sagte die Stimme mit leiser Arroganz.

»Ich dachte nicht, daß Sie die Stadt wären, Sie Narr.«

»Dies ist das Haus Gottes. Hüten Sie Ihre Zunge.«

»Und Sie beschmutzen dieses Haus«, flüsterte Lübok. »Alle, die für Donatti arbeiten, beschmutzen es!«

»Still. Wir sind der Weg Christi!«

»Schmutz sind Sie! Ihr Christus würde Sie bespucken.«

Die Atemzüge hinter den Vorhängen waren von gezügeltem Abscheu erfüllt. »Ich werde für Ihre Seele beten«, stieß die Stimme schließlich hervor. »Was ist mit Fontini-Cristi?«

»Er hatte kein anderes Ziel als den Auftrag von Loch Torridon. Ihre Annahmen waren falsch.«

»Das genügt nicht!« Das Flüstern des Priesters klang eindringlich. »Er muß andere Ziele gehabt haben! Wir sind ganz sicher!«

»Er ist von dem Augenblick an, da wir uns in Montbeliard begegnet sind, nicht von meiner Seite gewichen. Es gab keine zusätzlichen Kontakte außer denen, über die wir informiert waren.«

»Nein! Das glauben wir nicht!«

»In ein paar Tagen wird es keinen Unterschied mehr machen. Sie sind erledigt. Sie alle. Gute Männer werden dafür sorgen.«

»Was haben Sie getan, Jude?« Die Stimme hinter den Vorhängen war jetzt leise, der Abscheu unverhohlen.

»Was getan werden mußte, Priester.« Lübok stand auf und griff mit der linken Hand in die Tasche. Mit der rechten riß er plötzlich den Vorhang vor sich weg.

Der Priester war hünenhaft gebaut, und der schwarze Talar ließ ihn noch riesiger erscheinen. Sein Gesicht war das Gesicht eines Mannes, der inbrünstig haßte, die Augen waren die eines Raubtiers.

Lübok zog einen Umschlag aus der Tasche und ließ ihn vor dem verstörten Priester auf einen Betstuhl fallen. »Hier ist Ihr Geld. Geben Sie es Donatti zurück. Ich wollte sehen, wie Sie aussehen.«

Der Priester antwortete mit leiser Stimme: »Sie sollten auch den Rest kennen. Mein Name ist Gaetamo. Enrici Gaetamo. Sie werden mich wiedersehen.«

»Das bezweifle ich«, erwiderte Lübok.

»Zweifeln Sie nicht«, sagte Enrici Gaetamo.

Lübok stand eine Weile da und blickte auf den Priester hinunter. Als ihre Augen einander begegneten, befeuchtete der blonde Tscheche die Finger seiner rechten Hand, griff nach der Kerze und löschte die Flamme aus. Alles war Dunkelheit. Er schob die Vorhänge auseinander und verließ den Beichtstuhl.

## **Teil vier**

### **12**

Die Hütte lag auf dem Gelände eines großen Landbesitzes westlich von Aylesbury in Oxfordshire. Hohe, stählerne Masten, zwischen denen elektrisch geladener Stacheldraht gespannt war, umgaben das Gelände. Auf den Mann dressierte Hunde bewachten den weitläufigen Komplex.

Es gab nur einen Eingang, ein Tor am unteren Ende einer langen, geraden Zufahrt, die beiderseits von Rasenflächen flankiert war. Am Hauptgebäude, eine Viertelmeile vom Tor entfernt, gabelte sich die Zufahrt nach rechts und links und dann noch einmal mit mehreren kleineren Wegen, die zu den einzelnen Hütten führten.

Es gab insgesamt vierzehn Hütten, Häuser, die in und um die Waldungen des Anwesens gebaut waren. Die Bewohner waren Männer und Frauen, die die Sicherheit brauchten: Überläufer und ihre Familien, Doppelagenten, Kuriere, die enttarnt worden waren - Zielpersonen, die für die Kugel des Meuchelmörders ausgewählt worden waren.

Janes Hütte wurde ihr Zuhause, und Victor war für ihre Abgeschiedenheit dankbar. Denn jetzt beherrschten nächtlich die Flugzeuge der Luftwaffe den Himmel, die Feuer von London loderten hell, die Schlacht um England hatte begonnen.

Und die Tätigkeit von Loch Torridon.

Victor war hin und wieder wochenlang von ihrem Miniaturhäuschen in Oxfordshire abwesend, fern von Jane, aber er war ruhig, weil sie in Sicherheit war. Teague hatte das Hauptquartier von Loch Torridon in das Kellergeschoß von MI 6 verlegt. Ob Tag oder Nacht - es war ohne Bedeutung. Die Männer arbeiteten rund um die Uhr mit ihren Archiven und Kurzwellenradios und mit komplizierten Geräten, die es erlaubten, die in den besetzten Gebieten erforderlichen Dokumente perfekt zu reproduzieren: Arbeitspapiere,

Reisegenehmigungen, Freigaben des Reichsministeriums für Bewaffnung und Industrie. Andere Männer wurden in den Keller gerufen, erhielten dort von Captain Fontine und Captain Stone ihre Anweisungen und wurden dann nach Lakenheath und weiter geschickt.

Auch Victor selbst unternahm immer häufiger solche Reisen. Er erinnerte sich dann jedesmal an Alec Teagues Worte: Die Sicherheit Ihrer Frau steht in direkter Beziehung zu Ihrem Geisteszustand. Sie haben einen Auftrag zu erledigen; ich werde den meinen erledigen.

Jane war außer Reichweite der Wahnsinnigen von Rom oder Xenope. Das war alles, worauf es ankam. Der Güterzug aus Saloniki wurde zu einer fremdartigen, schmerzhaften Erinnerung. Und der Krieg ging weiter.

#### *24. AUGUST 1940 ANTWERPEN, Belgien*

(Abgefangene Depesche - Duplikat - Kommandant: Besatzungsstreitkräfte Antwerpen an Reichsminister Speer, Bewaffnung und Munition.)

Das Bahnhofsgelände von Antwerpen ist ein einziges Chaos! Versorgungszüge, die die Scheide überqueren, sind infolge unüberlegt ausgestellter Versandanweisungen überlastet, dadurch kommt es zu Brüchen im Brückenaufbau. Fahrpläne und Signalcodes werden ohne entsprechende Vorankündigung geändert. Durch Büros, die von deutschem Personal geführt werden! Vergeltungsmaßnahmen lächerlich. Keine fremde Verantwortung. Züge begegnen sich aus entgegengesetzter Richtung auf denselben Gleisen. Güterzüge halten an Laderampen und Bahnhöfen, wo keine Lkws bereitstehen. Keine Sendungen. Die Situation ist unerträglich, und ich muß darauf bestehen, daß das Reichsministerium seine Koordinierungsaufgaben sorgfältiger...

#### *19. SEPTEMBER 1940 VERDUN-SUR-MEUSE, Frankreich*

(Auszüge aus einem Brief, der im juristischen Büro der Verwaltungsabteilung für Gesetze in den besetzten Gebieten einging - von einem Oberst Grepscheidt, Verdun-Meuse.)

...Es war vereinbart worden, daß wir spezielle Regeln für das Vorgehen in den besetzten Gebieten festlegen, um Meinungsverschiedenheiten zwischen uns und den Bewohnern dieser Gebiete beizulegen. Diese Vorschriften sind in Umlauf gebracht worden. Jetzt finden wir zusätzliche Vorschriften - die von Ihrem Büro in Umlauf gebracht worden sind -, die im Widerspruch zu ganzen Abschnitten der bisherigen Regelungen stehen. Wir sehen uns dauernden Diskussionen selbst mit denjenigen ausgesetzt, die unser Kommen begrüßt haben. Wir vergeuden Tage mit Anhörungen. Unsere eigenen Beamten sehen sich widersprüchlichen Anweisungen Ihrer Kuriers ausgesetzt - mit den entsprechenden Unterschriften und mit Ihrem Dienstsiegel bestätigt. Großteils handelt es sich um Belanglosigkeiten, trotzdem ist die Situation unerträglich.

#### *20. MÄRZ 1941 BERLIN, Deutschland*

(Auszüge aus Sitzungsniederschriften zwischen Beamten des Rechnungshofes und solchen der Reichsleitung. Duplikat.)

...Der größte Teil der Schwierigkeiten in der Materialbeschaffung geht auf dauernde Fehler des Finanzministeriums in der Mittelzuweisung zurück. Konten werden monatelang nicht ausgeglichen, Löhne falsch errechnet, Gelder auf falsche Verfügungskonten überwiesen - häufig in völlig anderen geografischen Bereichen. Ganze Bataillone bleiben ohne Löhnung, weil die Mittel irgendwo in Jugoslawien auftauchen, obwohl sie der Anweisung nach in Amsterdam hätten sein müssen!

#### *23. JUNI 1941, BREST-LITOWSK, russische Front*

(Kurierdepesche von General Guderian an seinen Kommandanten, General von Bock, Feldhauptquartier: Pripjet, Polen. Abgefangen: Bialystok. Nicht übermittelt.)

...Nach zwei Tagen der Offensive stehen wir jetzt achtundvierzig Stunden vor Minsk. Der Dnjepr wird in wenigen Wochen überschritten werden, und der Don und Moskau liegen nicht weit dahinter. Das Tempo unseres Vorgehens erfordert einwandfreie Fernmeldeverbindungen - zuallererst

Radioverbindung, aber wir haben wachsende Schwierigkeiten mit unseren Radioanlagen. Insbesondere mit etwas, was die Ingenieure als Frequenzkalibrierung bezeichnen. Mehr als die Hälfte unserer Divisionsgeräte sind unterschiedlich kalibriert. Wenn nicht mit äußerster Vorsicht vorgegangen wird, werden die Sendungen auf anderen Frequenzen ausgesandt, als geplant ist, häufig Feindfrequenzen. Es handelt sich um ein Fabrikproblem. Unsere Sorge ist, daß es unmöglich ist, festzustellen, welche Geräte fehlkalibriert sind. Ich selbst habe eine Sendung an Kleist auf Rundstedts Südflanke abgesetzt und unsere Streitkräfte im östlichen Litauen erreicht...

## *2. FEBRUAR 1942 BERLIN, Deutschland*

(Entnommen aus der Korrespondenzakte von Manfred Probst, Legationsrat, Reichsleitung, von Hiru Kayanaka, Attache, Japanische Botschaft, Berlin.)

Lieber Herr Legationsrat Probst:

Da wir jetzt Kameraden im Kampf ebenso wie im Geiste sind, müssen wir uns noch mehr bemühen, um die Perfektion zu erreichen, die unsere Führer von uns erwarten.

Um gleich zur Sache zu kommen, mein lieber Herr Legationsrat. Wie Ihnen bekannt ist, haben unsere jeweiligen Regierungen gemeinsame Experimente in der Radarentwicklung eingeleitet.

Wir haben - unter großem Risiko - unsere besten Elektronikfachleute nach Berlin geflogen, um Gespräche mit Ihren Leuten zu führen. Das liegt jetzt sechs Wochen zurück, und bis zur Stunde hat es keinerlei Besprechungen gegeben. Jetzt teilt man mir mit, daß unsere Fachleute irrtümlich nach Peenemünde an der Ostsee geschickt wurden. Unsere Fachleute sind aber nicht mit Raketenexperimenten, sondern mit Radar befaßt. Unglücklicherweise spricht keiner von ihnen Ihre Sprache, und die Dolmetscher, die Sie zugeteilt haben, beherrschen die unsere nicht gerade fließend.

Vor einer Stunde hat man mich informiert, daß unsere Fachleute jetzt nach Würzburg unterwegs sind, wo es

Radiosendeanlagen gibt. Mein lieber Legationsrat, wir wissen nicht, wo Würzburg liegt. Und unsere Fachleute sind nicht mit Radiosendern, sondern mit Radar befaßt.

Können Sie bitte unsere Fachleute ausfindig machen? Wann finden die Radarkonferenzen statt? Unsere Fachleute durchreisen ganz Deutschland, aber zu welchem Zweck?

#### *25. MAI 1942 ST. VALERY-EN-CAUX, Frankreich*

(Bericht von Captain Victor Fontine, der hinter den Linien im Distrikt Héricourt abgesetzt wurde. Zurückgekehrt per Trawler, Isle of Wight.)

...Die Waffensendungen in den Küstenregionen sind in erster Linie offensiver Natur, wobei im Augenblick wenig von Defensivgeräten wahrzunehmen ist. Die Sendungen laufen aus Essen über Düsseldorf über die Grenze nach Roubaix und von dort zur französischen Küste. Der Schlüssel liegt im Treibstoff. Wir haben unsere Leute in die Benzindepots eingeschleust. Sie erhalten dauernde »Instruktionen« vom Reichsministerium für Industrie, Treibstoffsendungen unmittelbar aus Brüssel nach Rotterdam zu leiten, wo sie per Schiene zur russischen Front weitergeleitet werden. Nach letzten Berichten waren die Straßen zwischen Louvain und Brüssel auf vierzehn Meilen mit Lastzügen verstopft, die mit Waffen und Material beladen waren, weil ihre Tanks leer waren. Und natürlich keine Vergeltungsmaßnahmen. Wir nehmen an, daß die Aktion noch auf weitere vier Tage funktioniert. An diesem Punkt wird sich dann Berlin gezwungenermaßen einschalten, und unsere Leute werden abziehen. Luftangriffe auf diesen Zeitpunkt konzentrieren.

(Notiz: Kommandostelle Loch Torridon. Aktenvermerk. Genehmigt, Brigadier General Teague. Captain Victor Fontine erhält nach Rückkehr von Wight Urlaub. Empfehlung für Majorsrang gebilligt.)

Fontine raste auf der Hampstead-Straße von London auf Oxfordshire zu. Er hatte geglaubt, die Sitzung mit Teague und Stone würde überhaupt nicht mehr enden. Herrgott, diese

ewigen Wiederholungen. Sein Kollege Stone war jedesmal wütend, wenn er von einer seiner Reisen hinter die deutschen Linien zurückkehrte. Das war Arbeit, für die Stone ausgebildet worden war, die ihm aber jetzt unmöglich war. Seine zerschmetterte Hand ließ solche Aktivitäten nicht mehr zu, und nun ließ er seine Wut an Victor aus. Er setzte Fontine immer wieder schnellen, unfreundlichen Verhörsitzungen aus und suchte in jeder Phase seines Einsatzes nach Fehlern. Das Mitgefühl, das Victor einmal für den Kryptographen empfunden hatte, war im Lauf der Monate völlig verschwunden. Monate? Mutter Gottes, das waren jetzt beinahe zweieinhalb Jahre.

Aber heute abend waren Stones Verzögerungstaktiken unverzeihlich gewesen. Die Angriffe der Luftwaffe auf England hatten nachgelassen, waren aber keineswegs eingestellt. Wenn jetzt die Sirenen heulten, würde es für ihn vielleicht unmöglich sein, aus London herauszukommen, und Janes Zeit war beinahe gekommen. Die Ärzte hatten gesagt, es sei eine Frage von zwei Wochen, und das lag eine Woche zurück, als er von Lakenheath nach Frankreich geflogen und über den Feldern von Héricourt abgesprungen war.

Er erreichte die Peripherie von Aylesbury und sah auf die Uhr, indem er sie ins schwache Licht des Armaturenbretts hielt. Es war zwanzig Minuten nach zwei Uhr früh. Darüber würden sie beide lachen; er kam immer zu unmöglichen Zeiten zu ihr zurück.

Aber er kam zurück. Er würde in zehn Minuten in dem Komplex sein. Hinter sich konnte er in der Ferne das klagende Heulen der Sirenen hören, aber da war nicht länger die atemberaubende Angst, die gewöhnlich dieses schreckliche Geräusch bereitete. Das Geräusch selbst wirkte beinahe langweilig; die ewige Wiederholung hatte seinen Schrecken abgestumpft.

Er zog das Steuer nach rechts, hatte die Nebenstraße erreicht, die zu dem Anwesen in Oxfordshire führte. Noch zwei, drei Meilen, und er würde bei seiner Frau sein. Sein Fuß drückte den Gashebel nieder. Es war kein Verkehr auf der Straße; er konnte schnell fahren.

Instinktiv lauschte er nach dem fernen Poltern des Bombardements. Aber es gab keinen Donner in der Ferne, nur das unablässige Klagen der Sirenen. Plötzlich drängten sich Geräusche herein, wo es keine solchen Geräusche hätte geben dürfen. Er hielt den Atem an, erkannte sofort, wie vergessen geglaubte Ängste zurückkehrten. Einen Augenblick lang fragte er sich, ob er vielleicht irrte, ob ihm die Erschöpfung einen Streich spielte...

Aber das war es nicht. Es war ganz bestimmt kein Streich. Die Geräusche waren über ihm und unverkennbar. Er hatte sie zu oft gehört, über London ebenso wie auf der anderen Seite des Kanals an Dutzenden von geheimen Orten.

Heinkel-Flugzeuge. Zweimotorige deutsche Fernbomber. Sie waren über London weggefliegen. Und wenn sie London passiert hatten, dann durfte man wetten, daß sie Nordwestkurs fliegen würden, auf den Bereich Birmingham zu und die dortigen Munitionsfabriken.

Mein Gott, die Flugzeuge verloren an Höhe. Sie kamen schnell herunter.

Direkt über ihm, vor ihm! Ein Bombenanflug! Ein Bombardement mitten in Oxfordshire!

Jesus! O Jesus Christus!

Die Anlage!

Der eine Ort in ganz England mit Sicherheitsvorkehrungen ohnegleichen. Sicherheitsvorkehrungen, die ihn auf dem Boden schützten, aber nicht aus der Luft. Man hatte einen Tieffliegerangriff auf die Anlage angesetzt.

Fontine drückte den Gashebel bis zum Boden durch, er zitterte am ganzen Körper, sein Atem kam stoßweise, keuchend, und seine Augen krampften sich an der auf ihn zurasenden Straße fest.

Der Himmel über ihm explodierte. Das Heulen der herunterstoßenden Flugzeuge mischte sich in den Donner von Menschenhand: eine Detonation nach der anderen. Ungeheure weiße und gelbe Blitze - zackig, formlos, schrecklich - erfüllten

den freien Raum über und zwischen den Wäldern von Oxfordshire.

Er erreichte das Tor des Geländes, und die Reifen seines Wagen quietschten, als er ihn in eine enge Kurve zwang. Die eisernen Tore standen offen.

Evakuierung.

Er trat das Pedal wieder durch und jagte in die lange, gerade Zufahrt. Dahinter loderten überall Flammen, krachten Explosionen, rannten Leute in ihrer Panik umher - überall hin.

Das Hauptgebäude hatte einen Volltreffer erhalten. Die ganze linke Vorderwand war weggeblasen worden. Das Dach brach gerade in seltsam formloser Majestät zusammen, und Stein und Ziegel glitten in Kaskaden herunter. Rauch breitete sich in senkrechten schwarzen und grauen Wirbeln aus - und dahinter schossen die Flammen in die Höhe, ausgezackt, gelb, schrecklich.

Ein betäubendes Krachen, der Wagen schoß zur Seite, der Boden bäumte sich unter ihm auf, die Fenster barsten, überall flogen Glasscherben. Fontine spürte, wie ihm das Blut über das Gesicht rann, aber er konnte sehen, und das war alles, worauf es ankam.

Die Bombe war weniger als fünfzig Meter rechts von ihm eingeschlagen. Im grellen Feuerschein konnte er die aufgepflügte Erde im Rasen sehen. Er riß den Wagen nach rechts, wich dem Bombenkrater aus, fegte quer über den Rasen auf den Feldweg zu, der zu ihrer Hütte führte. Bomben schlugen nicht zweimal nacheinander exakt ins gleiche Ziel, dachte er.

Die Straße war blockiert, Bäume waren umgestürzt, Feuer züngelten an ihnen empor - überall.

Er taumelte aus dem Wagen und rannte zwischen den brennenden Hindernissen durch. Jetzt sah er ihre Hütte. Eine riesige Eiche war aus dem Boden gerissen, und ihr mächtiger Stamm war auf das Dach heruntergekracht.

»Jane! Jane!«

Gott des Hasses, tu mir das nicht an! Tu es mir nicht noch einmal an!

Er stieß die Tür auf, stieß sie mit solcher Kraft auf, daß sie aus den Angeln flog. Drinnen herrschte totales Chaos. Tische, Lampen, Sessel waren umgeworfen, umgekippt, in tausend Fragmente zerrissen. Feuer loderten - die Couch, das offene Dach, wo der Eichenstamm durchgebrochen war.

»Jane!«

»Hier...«

Ihre Stimme kam aus der Küche. Er rannte durch die schmale Türöffnung und hatte einen Augenblick lang das Gefühl, er müsse niederknien und beten. Jane stand da und hielt sich an der Küchentheke fest, wandte ihm den Rücken zu. Sie zitterte am ganzen Leib, und ihr Kopf nickte auf und ab. Er rannte zu ihr und hielt ihre Schultern fest, drückte das Gesicht gegen ihre Wange, aber der krampfartige, zuckende Rhythmus ihrer Bewegung hörte nicht auf.

»Mein Liebling.«

»Vittorio...« Plötzlich verkrampfte sich etwas in Jane, und ihr Atem ging keuchend. »Laken... Laken - mein Geliebter. Und Decken. Ich weiß nicht genau, wirklich...«

»Sprich jetzt nicht.« Er hob sie auf und sah in der Dunkelheit den Schmerz in ihrem Gesicht. »Ich bringe dich zur Klinik. Die Klinik, Ärzte, Schwestern...«

»Das schaffen wir nicht!« schrie sie. »Tu, was ich dir sage.« Sie hustete, als ein krampfartiger Schmerz sie durchzuckte. »Ich zeig es dir. Trag mich.«

Sie hielt ein Messer fest in der Hand. Heißes Wasser war über die Klinge gelaufen. Sie war darauf vorbereitet gewesen, allein zu gebären.

Durch den Höllenlärm der unablässigen Detonationen konnte Victor die Flugzeuge aufsteigen hören, größere Höhen suchen. Der Luftangriff näherte sich seinem Ende. Das wütende Heulen der Spitfires in der Ferne, die dem Sektor zustrebten, war ein Signal, das kein Pilot der Luftwaffe je überhörte.

Er tat, was seine Frau ihm sagte, hielt sie in den Armen, sammelte ungeschickt ein, was sie ihm anwies.

Er suchte sich den Weg durch das Chaos und die sich ausbreitenden Flammen und trug seine Frau zur Tür hinaus. Wie ein wildes Tier, das Zuflucht sucht, eilte er in die Wälder und fand dort ein Versteck, das nur ihnen gehörte.

Sie waren zusammen. Der Wahnsinn des Todes, der nur wenige hundert Meter entfernt tobte, konnte das Leben nicht abschrecken. Er entband seine Frau zweier männlicher Kinder.

Die Söhne von Fontini-Cristi waren geboren.

Rauch kräuselte träge in die Höhe, senkrechte Fäden aus würdevollem totem Qualm, die die Strahlen der frühen Morgensonne durchbrachen. Überall waren Tragbahnen. Planen bedeckten die Gesichter der Toten. Die Lebenden und Halbtoten starrten mit offenen Mündern nach oben, mit Gesichtern, in denen noch der Schrecken lebte. Überall standen Ambulanzen. Feuerwehrfahrzeuge und Polizeiwagen.

Jane lag in einer Ambulanz, einer fahrbaren Krankeneinheit, wie sie es nannten. Seine Söhne waren bei ihrer Mutter.

Der Arzt kam unter dem Zeltvordach des seltsamen Fahrzeugs hervor und ging über das kurze Rasenstück auf Victor zu. Das Gesicht des Arztes war abgehärmt. Er war dem Tod entkommen, lebte aber mit den Sterbenden.

»Sie hat es schwer gehabt, Fontine. Ich habe ihr gesagt, daß sie unter normalen Umständen...«

»Wird sie durchkommen?« unterbrach Victor.

»Ja, sie wird durchkommen. Aber sie wird eine lange, lange Zeit zur Erholung brauchen. Ich habe ihr schon vor ein paar Monaten gesagt, daß ich mit Zwillingen rechnete. Sie war nicht wie soll ich sagen - für eine solche Geburt gebaut. In mancher Hinsicht ist es recht erstaunlich, daß sie es geschafft hat.«

Fontine starrte den Mann an. »Mir gegenüber hat sie das nie erwähnt.«

»Das hatte ich auch nicht erwartet. Sie sind in einem gefährlichen Geschäft tätig. Da darf man Ihnen nicht zuviel zumuten.«

»Darf ich sie sehen?«

»Nicht gleich. Sie schläft jetzt. Die Kinder sind still. Lassen Sie sie.«

Der Arzt legte ihm die Hand sanft auf den Arm und führte ihn von der Ambulanz weg auf die Überreste des Hauptgebäudes zu. Ein Offizier kam auf sie zu und nahm Victor beiseite.

»Wir haben das gefunden, was wir suchten. Wir wußten, daß es hier war oder so etwas Ähnliches. Der Angriff war viel zu genau. Selbst deutsche Instrumente würden das nicht schaffen. Und Sabotage war es auch nicht, da haben wir nachgesehen. Es gab keine Markierungen, keine Fackeln.«

»Wo gehen wir hin? Wovon reden Sie?« Victor hatte den Offizier sprechen hören, aber seine Worte waren ihm unverständlich.

»...Bogensender.«

Die Worte drangen immer noch nicht zu ihm durch. »Tut mir leid. Was haben Sie gesagt?«

»Ich sagte, das Zimmer steht noch. Es ist hinten im rechten Flügel. Der Bastard hat einen ganz einfachen Bogensender bedient.«

»Einen Sender?«

»Ja. So konnten die Hunnen genau auf den Punkt hereinkommen. Ein Radiostrahl hat sie gelenkt. Die Burschen in MI 5 und 6 hatten nichts dagegen, daß ich es Ihnen zeige. Ich glaube sogar, es war ihnen recht. Sie haben Angst, daß bei all dem Durcheinander, das hier herrscht, jemand die Anlage stören könnte. Sie können bestätigen, daß wir das nicht getan haben.«

Sie bahnten sich ihren Weg durch den Schutt und die einzelnen noch rauchenden Haufen auf der rechten Seite des großen Hauses. Der Major öffnete die Tür, und sie bogen nach

rechts in einen Korridor, der ihm neu vorkam, so als hätte man ihn für Büros abgetrennt.

»Ein Radiostrahl hätte ein Geschwader hierherlenken können«, sagte Fontine, der neben dem Offizier ging. »Aber nur in die allgemeine Richtung, nicht auf das Ziel. Das waren Bomber. Ich war auf der Straße. Sie sind ganz tief heruntergekommen. Die hätten kompliziertere Geräte als einen einfachen Bogen...«

»Als ich sagte, daß es keine Markierungen und keine Fackeln gab«, unterbrach ihn der Major, »meinte ich in einem festgelegten Muster: Punkt A nach B nach C. Als sie über dem Zielgebiet waren, hat der Schweinehund einfach sein Fenster geöffnet und ein Feuerwerk abgelassen, eine ganze Kiste voll Feuerwerkskörper hatte er, nach allem, was wir draußen gefunden haben.«

Am Ende des Korridors war eine Tür, neben der zwei uniformierte Wachen standen. Der Offizier öffnete sie und trat ein. Victor folgte ihm.

Der Raum war makellos. Auf wundersame Weise nicht Teil des ihn umgebenden Chaos. Auf einem Tisch an der Wand stand eine offene Aktentasche, aus der eine kreisförmige Antenne hervorragte, die an einem Funkgerät befestigt war, das in der Tasche festgeschnallt war.

Der Offizier wies nach links zum Bett, das er von der Tür aus zuerst gar nicht wahrgenommen hatte.

Fontine erstarrte. Seine Augen erfaßten das Bild, vor ihm.

Auf dem Bett lag die Leiche eines Mannes, dessen hintere Schädelpartie fehlte, neben seiner rechten Hand lag immer noch die Pistole. Die linke Hand hielt ein großes Kruzifix umfaßt.

Der Mann trug den schwarzen Talar eines Priesters.

»Verdammt eigenartig«, sagte er Major. »In seinen Papieren steht, daß er irgendeiner griechischen Mönchsbruderschaft angehört. Dem Orden von Xenope.«

Er gelobte es, er würde ein Ende machen.

Jane und die Zwillinge wurden unauffällig nach Schottland gebracht. In den Norden von Glasgow, in ein einzeln stehendes Haus auf dem Land in Dunblane. Victor würde sich nicht auf militärische oder halbmilitärische Anlagen verlassen mit Sicherheitsvorkehrungen ohnegleichen und auch sonst nicht auf irgendwelche Garantien von MI 6 oder der britischen Regierung. Statt dessen setzte er seine eigenen Mittel ein, nahm ehemalige Soldaten in seinen Dienst, die er gründlich selbst überprüft hatte, und verwandelte das Haus und das Grundstück in eine kleine, aber undurchdringliche Festung. Die Empfehlungen, Einwände oder Entschuldigungen Teagues beachtete er nicht. Kräfte, die er nicht begreifen konnte, verfolgten ihn, ein Feind, den man nicht unter Kontrolle bringen konnte, der außerhalb des Krieges stand und doch Teil davon war.

Er fragte sich, ob es den Rest seines Lebens so sein würde. Mutter Gottes, warum glaubten sie ihm nicht? Wie konnte er die Fanatiker und die Killer erreichen und ihnen seine Unwissenheit entgegenbrüllen? Er wußte nichts - nichts! Ein Zug hatte Saloniki vor drei Jahren verlassen in der Dämmerung, am 9. Dezember 1939, und er wußte nichts. Nur von seiner Existenz. Sonst nichts.

»Beabsichtigen Sie, hierzubleiben, bis der Krieg vorüber ist?« Teague war auf einen Tag nach Dunblane gekommen. Sie gingen im Garten hinter dem Haus auf und ab in Sichtweite der hohen Ziegelmauer und der Wachen. Sie hatten sich das letztemal vor fünf Monaten gesehen, wenn Victor auch Anrufe über Zershackertelefon geduldet hatte. Er war zu sehr ein Stück von Loch Torridon. Das Wissen, das er besaß, war lebenswichtig.

»Sie haben keine Macht über mich, Alec. Ich bin nicht Brite. Ich habe Ihnen keinen Treueid geleistet.«

»Das hielt ich nie für notwendig. Aber ich habe Sie zum Major gemacht.« Teague lächelte.

Victor lachte. »Ohne daß ich je formell in britische Militärdienste eingetreten bin? Sie machen der Tradition Ihres Landes Schande.«

»Ganz richtig. Ich Sorge dafür, daß etwas geschieht.« Der Brigadier blieb stehen, bückte sich und hob einen langen Grashalm auf. Dann richtete er sich auf und sah Fontine an. »Stone schafft es nicht allein.«

»Warum nicht? Sie und ich telefonieren häufig miteinander. Ich sage Ihnen, was ich kann. Stone sorgt dafür, daß die Entscheidungen ausgeführt werden. Das ist doch eine ganz vernünftige Arbeitsteilung.«

»Das ist nicht das gleiche, und das wissen Sie auch.«

»Es wird aber reichen müssen. Ich kann nicht zwei Kriege kämpfen.« Fontine hielt inne, erinnerte sich. »Savarone hatte recht.«

»Wer?«

»Mein Vater. Er muß gewußt haben, daß das, was auch immer in diesem Zug war, Menschen selbst dann zu Feinden machen kann, wenn sie gemeinsam für dasselbe Überleben kämpfen.«

Sie hatten das Ende des Weges erreicht. Ein Wachmann stand dreißig Meter entfernt an der Mauer. Er lächelte und strich einer Dogge über das Fell. Der Hund war angeleint und fletschte die Zähne, als er den Fremden sah und witterte.

»Eines Tages wird man das lösen müssen«, sagte Teague. »Sie, Jane, die Kinder: Sie können damit nicht bis an Ihr Lebensende leben.«

»Das habe ich mir selbst unzählige Male gesagt. Aber ich weiß nicht, wie es geschehen kann.«

»Vielleicht weiß ich es. Zumindest will ich es versuchen. Und mir steht die beste Abwehrorganisation zur Verfügung, die es je gegeben hat.«

Victor war plötzlich interessiert. »Wo würden Sie anfangen?«

»Die Frage ist nicht wo, sondern wann.«

»Gut, dann eben wann?«

»Wenn dieser Krieg vorüber ist.«

»Bitte, Alec, keine Worte mehr, keine Strategien. Und auch keine Tricks.«

»Keine Tricks. Eine einfache, unkomplizierte Vereinbarung. Ich brauche Sie. Dieser Krieg hat eine Wende gemacht. Loch Torridon tritt in die wichtigste Phase ein, die es gibt. Ich will dafür sorgen, daß es seine Aufgabe erledigt.«

»Sie sind besessen.«

»Sie auch. Und das mit Recht. Aber Sie werden nichts über ›Saloniki‹ erfahren - das ist übrigens Brevourts Codebezeichnung -, bis dieser Krieg gewonnen ist, darauf gebe ich Ihnen mein Wort. Und der Krieg wird gewonnen werden.«

Fontines Augen hielten die Teagues fest, ließen sie nicht los.  
»Ich will Fakten, keine Rhetorik.«

»Also gut. Wir haben Identitäten, die Sie nicht haben, und die ich auch um Ihrer eigenen Sicherheit und der Ihrer Familie willen Ihnen nicht verraten werde.«

»Der Mann im Wagen? In Kensington, Campo di Fiori. Die weiße Strähne? Der Henker?«

»Ja.«

Victor hielt den Atem an, hielt den fast unwiderstehlichen Drang zurück, den Engländer zu packen und zu zwingen, es ihm zu sagen. »Sie haben mich gelehrt, wie man tötet, ich könnte Sie dafür töten.«

»Zu welchem Zweck? Ich würde Sie mit meinem Leben schützen, und das wissen Sie. Was ich sagen will, ist, daß er bewegungsunfähig ist. Unter Kontrolle. Falls er wirklich der Henker war.«

Victor atmete langsam aus. Seine Kinnmuskeln schmerzten von der Spannung. »Was für Identitäten noch?«

»Zwei Kirchenälteste des Patriarchats. Über Brevourt. Sie befehligen den Orden von Xenope.«

»Dann tragen sie die Verantwortung für Oxfordshire. Mein Gott, wie können Sie...«

»Die tragen sie nicht«, unterbrach ihn Teague schnell. »Sie waren, wenn das möglich ist, noch mehr schockiert als wir. Wie schon erwähnt, das allerletzte, was sie wollten, wäre Ihr Tod.«

»Der Mann, der die Flugzeuge hereingelotst hat, war ein Priester von Xenope!«

»Oder jemand, der so aussehen sollte.«

»Er hat sich selbst getötet«, sagte Fontine leise. »In der vorgeschriebenen Art.«

»Niemand hat seine festgelegte Zahl an Fanatikern.«

»Weiter.« Victor hatte sich umgedreht und ging auf dem Plattenweg zurück, weg von dem Posten mit seinem Hund.

»Diese Leute sind die schlimmste Art von Extremisten. Sie sind Mystiker. Sie glauben, einen heiligen Krieg zu führen. Ihr Krieg läßt nur eine Konfrontation der Gewalt zu, keine Verhandlungen. Aber wir kennen die Druckpunkte, kennen jene, deren Wort Gehorsam geleistet werden muß. Wir können, wenn nötig, durch Druck aus Whitehall eine Konfrontation herbeiführen und eine Lösung fordern. Zumindest eine, die Sie ihrem Zugriff entzieht - ein- für allemal. Sie selbst können das nicht zuwegebringen. Wir können es. Werden Sie zurückkommen?«

»Wenn ich das tue, wird all das in Bewegung gesetzt werden? Ich bin dann ein Teil der Planung?«

»Wir werden diesen Plan mit der gleichen Präzision verwirklichen, wie wir Loch Torridon verwirklicht haben.«

»Ist meine Deckidentität in London weiterhin geschützt?«

»Einwandfrei. Sie sind irgendwo in Wales. Unsere sämtlichen Telefonanrufe werden mit Swansea geführt und von dort nach Norden weitergeleitet. Die Post wird regelmäßig an ein Schließfach in der Ortschaft Gwynliffen geschickt, wo man sie in aller Stille in andere Umschläge steckt und sie nur mir persönlich übergibt. Im Augenblick ruft Stone, wenn man mich benötigt, eine Nummer in Swansea an.«

»Niemand weiß, wo wir sind? Kein Mensch?«

»Nicht einmal Churchill.«

»Ich werde mit Jane sprechen.«

»Eines noch«, sagte Teague und legte Fontine die Hand auf den Arm. »Ich habe Brevourt mein Wort gegeben. Es wird für Sie keine Reisen über den Kanal mehr geben.«

»Das wird ihr gefallen.«

Loch Torridon florierte. Das Prinzip des Mißmanagements um jeden Preis begann den Deutschen ernsthafte Schwierigkeiten zu bereiten.

In der Regierungsdruckerei von Mannheim wurde eine ganze Auflage von 130000 Weisungen für die Besatzungsbehörden ausgeliefert, in der sämtliche Negativaussagen in wichtigen Vorschriften weggelassen waren. Lieferungen an die Messerschmitt-Fabriken in Frankfurt wurden den Stukamontagewerken in Leipzig zugeleitet. In Kalatsch an der russischen Front stellte man fest, daß drei Viertel der Radioanlagen mit unterschiedlichen Frequenzkalibrierungen arbeiteten. In den Kruppwerken in Essen führten Fehlkalkulationen im Konstruktionsbüro zu Funktionsstörungen in den Abschußmechanismen sämtlicher Kanonen mit .28er Kaliber. In Krakau, Polen, wurde Uniformstoff an einem chemischen Sättigungsbad vorbeigeleitet, und zweihunderttausend Uniformröcke wurden in die Magazine gesandt, die bereits auf einen Funken hin Feuer fangen würden. In Turin, Italien, wo die Deutschen die Flugzeugfabriken führten, wurden Konstruktionen in den Fertigungsbereich geleitet, die nach bereits zwanzig Flugstunden Materialermüdungserscheinungen hervorriefen. Ganze Geschwader fielen im Einsatz aus.

Ende April 1944 konzentrierte sich Loch Torridon auf die Küstenstreifen vor der Normandie. Eine Strategie wurde entwickelt, die die Streifenpläne nach Ausgabe an das deutsche Marinepersonal durch den Stützpunkt in Ponte de Barfleur änderte. Brigadier Teague brachte den explosiven Bericht ins Hauptquartier des Obersten Heereskommandos und überreichte ihn persönlich an Dwight D. Eisenhower.

Die deutschen Küstenpatrouillen werden in den ersten elf Junitagen in den Morgenstunden aus den Gewässern vor der

Normandie abgezogen werden. Das ist unsere Zielperiode. Wiederhole: 1. Juni bis 11. Juni.

Der oberste Befehlshaber reagierte erwartungsgemäß. »Da soll mich doch der Teufel holen...«

Operation Overlord wurde durchgeführt, und die Invasionsarmeen marschierten. Unter Badoglio und Grandi wurden Einzelheiten der italienischen Kapitulation in Lissabon ausgehandelt.

Diese Reise gestattete Alec Teague Major Fontine. Er hatte sich ein Anrecht darauf erworben.

So sah sich in einem kleinen Nebenzimmer in Lissabon ein müder Badoglio Victor gegenüber. »So bringt uns der Sohn von Fontini-Cristi unser Ultimatum. Das muß Sie mit großer Befriedigung erfüllen.«

»Nein«, erwiderte Victor einfach. »Nur mit Verachtung.«

## *26. JULI 1944 WOLFSSCHANZE, Ostpreußen*

(Auszüge aus den Ermittlungsakten der Gestapo bezüglich des Attentatsversuchs auf Adolf Hitler in der Wolfsschanze. OKW-Hauptquartier. Akte entfernt und vernichtet.)

...Die Helfer des Verräters Claus von Stauffenberg haben ihren Widerstand aufgegeben. Sie berichteten von einer weitverbreiteten Verschwörung, in die Generale wie Olbricht, von Falkenhausen, Hoepner und möglicherweise auch Kluge und Rommel verwickelt sind. Diese Verschwörung kann unmöglich ohne feindliche Unterstützung zustande gekommen sein. Sämtliche normalen Übermittlungswege wurden vermieden. Ein Netz unbekannter Kuriere wurde eingeschaltet, und im Verhör kam eine Codebezeichnung ans Licht, die bisher unbekannt war. Sie ist schottischen Ursprungs, es handelt sich um den Namen eines Bezirks oder eines Dorfes. Loch Torridon... Wir haben... Gefangen wurden...

Alec Teague stand vor der Landkarte an der Wand seines Büros. Fontine saß niedergeschlagen vor Teagues Schreibtisch, die Augen auf den Brigadier gerichtet.

»Es war ein Risiko, das wir eingegangen sind«, sagte Teague. »Diesmal haben wir verloren. Man kann nicht jedesmal gewinnen. Sie haben nur bis jetzt zu wenig Mißerfolg erlebt, das ist Ihr Problem, Sie sind nicht daran gewöhnt.« Er zog drei Nadeln aus der Landkarte und ging an seinen Schreibtisch zurück. Dort angekommen, setzte er sich langsam nieder und rieb sich die Augen. »Loch Torridon war eine höchst wirksame Operation. Wir haben allen Anlaß zum Stolz.«

Fontine blickte erschreckt auf. »Sie sprechen in der Vergangenheit?«

»Ja. Die alliierte Offensive in Richtung auf den Rhein wird am 1. Oktober mit vollem Einsatz beginnen. Das Oberste Kommando will keine Komplikationen. Man rechnet mit zahlreichen Überläufern. Wir stellen eine Komplikation dar. Möglicherweise sogar ein Problem. Loch Torridon wird im Laufe der nächsten zwei Monate aufgelöst werden und Ende September seine Tätigkeit eingestellt haben.«

Victor beobachtete Teague, während der Brigadier diese Erklärung abgab. Ein Stück von dem alten Soldaten starb bei diesen Worten. Es tat weh, Alec zu beobachten. Loch Torridon war sein Augenblick in der militärischen Sonne gewesen; er würde ihr nicht näherkommen. Und es war nicht von der Hand zu weisen, daß die Beendigung der Operation auch zum Teil auf Eifersüchteleien zurückzuführen war. Aber die Entscheidung war getroffen. Sie war unwiderruflich. Und gegen sie anzukämpfen, kam nicht in Frage. Teague war Soldat.

Fontine überprüfte seine eigenen Reaktionen. Zuerst empfand er weder Freude noch Niedergeschlagenheit, eher ein Gefühl, als hätte irgendeine Hand von draußen plötzlich die Zeit angehalten. Und dann drängte sich ihm langsam und schmerzhaft die Frage auf, was nun werden sollte. Wo ist mein Ziel? Was tue ich?

Und dann trat etwas anderes an die Stelle dieser unbestimmten Besorgnis. Die Besessenheit, die er nie weit hatte zurückdrängen können, schob sich plötzlich wieder in den Vordergrund. Er erhob sich aus dem Stuhl und trat vor Alecs

Schreibtisch. »Dann werde ich meinen Schuldschein präsentieren«, sagte er leise zu Teague. »Es gibt noch eine Operation, die jetzt eingeleitet werden muß, ›mit der gleichen Präzision wie Loch Torridon‹. So haben Sie das damals formuliert.«

»Das wird geschehen, ich habe Ihnen mein Wort gegeben. Die Deutschen werden kein Jahr mehr aushalten. Die Generale strecken schon ihre Waffenstillstandsfühler aus. Sechs, acht Monate, dann ist der Krieg vorbei. Dann wird ›Saloniki‹ eingeleitet. Mit der gleichen Präzision wie Loch Torridon.«

## 14

Es dauerte zwölf Wochen, die Bücher abzuschließen und die Männer nach England zurückzuholen. Loch Torridon war beendet. Alles, was davon zurückblieb, waren zweiundzwanzig Schränke mit Aufzeichnungen über durchgeführte Aktionen. Sie wurden verschlossen und versiegelt und in den Kellergewölben der militärischen Abwehr verwahrt.

Fontine kehrte nach Schottland zurück. Zu Jane und den Zwillingen, Andrew und Adrian, die nach dem britischen Heiligen und einem aus einer Anzahl akzeptabler römischer Heiliger benannt worden waren. Aber sie waren weder heilig noch kaiserlich; sie waren zweieinhalb Jahre alt, mit all der Energie, die dieses Alter erwarten ließ.

Victor war sein ganzes Leben als Erwachsener von den Kindern seiner Brüder umgeben gewesen, aber dies waren seine Kinder. Sie waren in sich anders. Sie allein würden die Familie Fontini-Cristi fortführen. Jane durfte keine Kinder mehr bekommen, darin waren sich die Ärzte einig gewesen. Die Verletzungen, die sie in Oxfordshire erlitten hatte, waren dazu zu schwer.

Es war seltsam. Nach vier Jahren wilder Aktivität und Belastung war er plötzlich ganz abrupt völlig passiv. Die fünf Monate im Jahre 42, die er in Dunblane verbracht hatte, waren nicht als eine Zeit der Ruhe anzusehen. Janes Genesung hatte nur langsam Fortschritte gemacht, war nie gesichert gewesen,

außerdem war er in jener Zeit damit beschäftigt gewesen, sein Haus zu befestigen. Der Druck hatte damals keinen einzigen Tag nachgelassen. Ganz anders jetzt. Und der Übergang war unerträglich. Ebenso unerträglich wie das Warten auf »Saloniki«. Die Untätigkeit nagte an ihm. Er war nicht der Mann für träge Beschaulichkeit. Trotz Jane und der Kinder wurde Dunblane für ihn zu einem Gefängnis. Und draußen waren Männer, auf der anderen Seite des Kanals, tief im Inneren von Europa und im Mittelmeer, die ihn ebenso intensiv suchten, wie er sie suchte. Und bis diese Bewegung begann, gab es für ihn nichts.

Teague würde sein Wort halten, das begriff Victor. Aber er würde nicht vom Plan abweichen. Das Ende des Krieges würde den Anfang der Strategie kennzeichnen, die zu den Männern von Saloniki führen würde. Nicht vorher. Bei jedem neuen Sieg, jeder neuen Eroberung in Deutschland, rasten Fontines Gedanken. Der Krieg war gewonnen; er war nicht vorüber, aber er war gewonnen.

Auf der ganzen Welt hatten Menschen angefangen, ihr Leben zu leben, hatten zusammengesetzt, was der Krieg zerbrochen hatte, und Entscheidungen getroffen, weil jetzt die Jahre des Lebens wieder begannen. Für ihn, für Jane, hing alles von den Kräften ab, die eine Kassette suchten, die vor fünf Jahren Griechenland verlassen hatte - in der Morgendämmerung des 9. Dezember.

Die Untätigkeit war für ihn eine ganz persönliche Hölle.

Während des Wartens hatte er eine Entscheidung getroffen: er würde nach dem Krieg nicht nach Campo di Fiori zurückkehren. Jedesmal, wenn er an sein Haus dachte und seine Frau ansah, sah er andere Frauen hingemetzelt im weißen Nebel des Lichts. Wenn er seine Söhne sah, dann sah er andere Söhne, hilflos, erschreckt, von Gewehrkugeln durchbohrt. Die Qualen des Geistes waren immer noch zu lebendig in ihm. Er konnte nicht zur Stätte jenes Massakers zurückkehren oder zu irgend etwas oder irgend jemandem, der damit verbunden war. Sie würden sich irgendwo anders ein neues Leben aufbauen. Die Fontini-Cristi-Werke würden ihm

zurückgegeben werden, die Reparationsbehörde in Rom hatte das bereits nach London mitgeteilt.

Und er hatte über MI 6 geantwortet. Die Fabriken, die Anlagen, alle Ländereien und Besitzungen - mit Ausnahme von Campo di Fiori - sollten meistbietend versteigert werden. Für Campo di Fiori würde er andere Anweisungen treffen.

Es war der Abend des 10. März. Die Kinder schliefen auf der anderen Seite der Halle. Die letzten Winterstürme heulten vor ihrem Schlafzimmerfenster. Victor und Jane lagen im Bett, und die Glut im Kamin hüllte die Decke in orangerotes Licht. Sie unterhielten sich leise, wie sie immer in den letzten Stunden des Tages miteinander sprachen.

»Barclay's wird sich um alles kümmern«, sagte Victor. »Es ist wirklich eine ganz einfache Versteigerung. Ich habe einen Mindestbetrag festgesetzt. Es liegt ganz bei denen, wie sie die Summe aufteilen.«

»Gibt es denn Käufer?« fragte Jane, die auf den Ellbogen gestützt dalag und ihn ansah.

Fontine lachte leise. »Eine ganze Menge. Hauptsächlich in der Schweiz, hauptsächlich Amerikaner. Beim Wiederaufbau werden manche sich ein Vermögen verdienen. Und diejenigen mit Fabrikanlagen werden den Vorteil haben.«

»Du sprichst ja wie ein Wirtschaftsfachmann.«

»Das hoffe ich aufrichtig. Mein Vater wäre schrecklich enttäuscht, wenn ich nicht so sprechen würde.« Er verstummte. Jane griff ihm an die Stirn, wischte ihm das Haar weg.

»Was ist denn?«

»Ich denke nach. Jetzt ist es bald vorbei. Zuerst der Krieg. Und dann ›Saloniki‹; das wird dann auch vorüber sein. Ich vertraue Alec. Er wird das fertigbringen, selbst wenn er sämtliche Diplomaten im Foreign Office erpressen muß. Die Fanatiker werden die Tatsache akzeptieren müssen, daß ich über ihren verdamnten Zug nicht das geringste weiß.«

»Ich dachte immer, es wäre ein heiliger Zug, kein verdamnter.« Sie lächelte.

»Udenkbar.« Er schüttelte den Kopf. »Was könnte daran heilig sein?«

»Schachmatt, Darling.«

Victor richtete sich im Kissen auf. Er blickte zu den Fenstern hinüber. Von den dunklen Glasscheiben rutschte der Märzschnee ab, den der Wind herantrug. Er drehte sich wieder zu seiner Frau herum. »Ich kann nicht nach Italien zurückgehen.«

»Ich weiß. Du hast es mir gesagt. Ich verstehe.«

»Aber ich will nicht hierbleiben, in England. Hier werde ich immer Fontini-Cristi sein, Sohn der massakrierten Familie von Padrones. Zu gleichen Teilen Wirklichkeit, Legende und Mythos.«

»Du bist Fontini-Cristi.«

Victor blickte im schwachen Glutschein auf Jane hinunter. »Nein. Seit fünf Jahren bin ich Fontine. Ich habe mich eigentlich daran gewöhnt. Was meinst du?«

»Bei der Übersetzung geht eigentlich nicht viel verloren«, sagte Jane und lächelte wieder. »Nur daß es nicht so adelig klingt.«

»Daran habe ich auch gedacht«, antwortete er schnell. »Andrew und Adrian sollten nicht mit solchem Unsinn belastet sein. Die Zeiten sind nicht mehr, was sie einmal waren. Jene Tage kommen nie mehr wieder.«

»Wahrscheinlich nicht. Ein wenig traurig ist es schon, daß es so ist, aber wahrscheinlich ist es so zum Besten.« Plötzlich blinzelte seine Frau und blickte dann fragend zu ihm auf. »Wenn nicht Italien oder England, wo dann?«

»Amerika. Würdest du in Amerika leben wollen?«

Jane starrte ihn an, und ihre Augen suchten immer noch. »Natürlich. Ich glaube, das ist sehr aufregend... Ja, das ist richtig. Für uns alle.«

»Der Name? Es macht dir doch in Wirklichkeit nichts aus?«

Sie lachte, berührte sein Gesicht. »Das ist nicht wichtig. Ich habe einen Mann geheiratet, nicht einen Namen.«

»Du bist wichtig«, sagte er und zog sie zu sich.

Harold Latham stieg aus dem alten Lift mit seinem Messinggitter und blickte auf den Pfeil und die Ziffern darunter an der Wand. Man hatte ihn vor drei Jahren auf den Kriegsschauplatz in Burma versetzt. So lang lag es zurück, daß er zuletzt in den Korridoren von MI 6 in London gewesen war.

Er zupfte am Jackett seines neuen Anzugs. Er war jetzt Zivilist, daran mußte er sich immer wieder erinnern. Bald würde es Tausende und Abertausende von Zivilisten geben - neue Zivilisten. Deutschland war zusammengebrochen. Er hatte fünf Pfund darauf gewettet, daß die offizielle Kapitulation vor dem 1. Mai eintreffen würde. Bis dahin waren es noch drei Tage, und die fünf Pfund waren ihm völlig gleichgültig. Es war vorbei, das war alles, worauf es ankam.

Er ging den Korridor hinunter auf Stones Büro zu. Der gute alte, arme alte, zornige Geoffrey Stone. Der Apfel für seine Birne. Ein Scheißpech war das, daß die dem alten Apfel die Hand in Klump geschossen hatten, bloß wegen eines überspannten Itakers, noch dazu so früh.

Andererseits war gut möglich, daß ihm das das Leben gerettet hatte. Eine ganze Menge zweihändiger Agenten waren draußen im Feld geblieben. In gewisser Hinsicht hatte Stone ein verdammtes Glück gehabt. Genauso, wie er Glück gehabt hatte. Er hatte ein paar Stücke Metall im Rücken und im Bauch, aber wenn er aufpaßte, hatten sie ihm gesagt, würde ihn das nie stören. Praktisch normal, hatten sie gesagt. Und ihn vorzeitig entlassen.

Apfel und Birne hatten überlebt. Sie hatten es geschafft. Verdammt, wenn das nicht ein Besäufnis von einer ganzen Woche wert war.

Er hatte versucht, Stone anzurufen, ihn aber nicht erreichen können. Zwei Tage lang hatte er es immer wieder versucht, einmal die Wohnung und dann wieder das Büro. Aber es hatte sich nie jemand gemeldet. Es hatte wenig Sinn, eine Nachricht zu hinterlassen. Seine eigenen Pläne waren so vage, daß er keine Ahnung hatte, wie lang er in London bleiben würde.

So war es besser. Er würde einfach hineinplatzen und wissen wollen, warum der alte Apfel so lang gebraucht hatte, um den Krieg zu gewinnen.

Die Tür war versperrt. Er klopfte; keine Antwort. Am Empfang hatte man ihm gesagt, Stone hätte sich eingetragen, besser gesagt, er war weder gestern abend noch vorgestern abend weggegangen, und das war in diesen Tagen nicht ungewöhnlich. In diesen Tagen wurden eine ganze Menge Bürosfas als Betten benutzt. Alle Abwehrdienste arbeiteten rund um die Uhr, gingen die Akten durch, zerstörten Aufzeichnungen, die jemandem peinlich sein könnten und retteten dabei wahrscheinlich ein paar tausend Leben. Wenn der Staub des Sieges und der Niederlage sich gelegt hatten, pflegten Informanten die am wenigsten populären Überlebenden zu sein. Er klopfte lauter. Nichts.

Und doch schien ein Licht durch die schmale Ritze unten an der Tür. Vielleicht war Stone auf eine Minute hinausgegangen. In die Toilette oder die Kantine vielleicht.

Und dann wanderte Lathams Blick zu dem runden Schloßzylinder. Da war etwas Eigenartiges, da stimmte etwas nicht. Ein stumpfgrauer Flecken schien auf dem Messing zu kleben, ein winziger Kratzer darüber, rechts vom Schlüsselloch. Latham sah genauer hin, er zog ein Streichholz heraus und riß es an, hatte fast Angst davor, das zu tun, was er jetzt tat.

Er hielt die Flamme direkt unter die graue Masse. Sie schmolz sofort und fiel herunter. Lötzinn.

Ein obskurer, aber häufig erprobter Trick, den Apfel sehr schätzte. Er hatte ihn häufig angewandt, als sie noch zusammenarbeiteten. Wenn er jetzt darüber nachdachte, fiel Latham sonst niemand ein, der ihn je anwendete.

Man schmolz das Ende eines kurzen Stückes Lötendraht und drückte die weiche Flüssigkeit mit dem Schlüssel ins Schloß. Auf diese Weise konnten die Zuhaltungen sich nicht mehr bewegen, aber den Schlüssel konnte man durchaus ins Schloß stecken.

Es verhinderte nur, daß irgendein Schlüssel das Schloß aufsperrte. In ruhigen Situationen erforderte das ein wenig Zeit, während man aus einer Falle rannte, und lieferte diese Zeit, ohne einen plötzlichen Alarm auszulösen. Ein völlig normal aussehendes Schloß funktionierte nicht; die meisten Schlösser waren alt. Man trat nicht gleich eine Tür ein, man rief einen Schlosser. Hatte Apfel Zeit gebraucht? Gab es eine Falle? Irgend etwas stimmte nicht.

»Fassen Sie nichts an! Holen Sie einen Arzt!« schrie Teague und rannte hinter der ausgehängten Tür ins Büro. »Und bewahren Sie Stillschweigen über das hier!«

»Er ist tot«, sagte Latham leise neben dem Brigadier.

»Das weiß ich«, antwortete Teague kurz angebunden. »Ich möchte wissen, wie lange er schon tot ist.«

»Wer ist es?« fragte Latham und blickte auf den Toten hinunter. Man hatte die Leiche ausgezogen; nur die Unterhosen und die Schuhe waren zurückgeblieben. Oben, in der nackten Brust, war ein einziger Einschuß zu sehen. Das Blut, das aus der Wunde gelaufen war, war getrocknet.

»Colonel Aubrey Birch. Archivbeamter.« Teague drehte sich um und sprach zu den zwei Wachposten, die die Tür hielten. Ein dritter Soldat war den MI-6-Hausarzt holen gegangen. »Setzen Sie die Tür wieder ein. Lassen Sie niemanden herein. Sagen Sie nichts. Kommen Sie mit, Latham.«

Sie fuhren mit dem Lift in den Keller. Latham sah, daß Teague nicht nur schockiert war, sondern auch Angst hatte.

»Was glauben Sie, daß passiert ist, Sir?«

»Ich habe ihm vor zwei Tagen seine Kündigungspapiere gegeben. Er hat mich natürlich gehaßt.«

Latham schwieg einen Augenblick. Dann sprach er, ohne Teague anzusehen, die Augen gerade nach vorn gerichtet. »Ich bin Zivilist, also werde ich es sagen. Das war verdammt gemein. Stone war einer der besten Männer, die Sie hatten.«

»Ich nehme Ihren Einwand zur Kenntnis«, sagte der Brigadier kalt. »Sie waren der, den man Birne genannt hat, nicht wahr?«

»Ja.«

Teague sah zu dem entlassenen Abwehragenten hinüber. Die Leuchtschrift ließ erkennen, daß sie im Keller angekommen waren. »Nun, der Apfel ist sauer geworden, Mr. Birne. Er ist ranzig geworden. Was mich jetzt interessiert, ist, wie weit die Fäulnis durchgedrungen ist.«

Die Tür öffnete sich. Sie verließen den Lift und bogen nach rechts, auf eine Stahlwand zu, die den Korridor abspernte. In der Mitte der Wand war eine dicke Stahltür, deren Rahmen man kaum sehen konnte. Im oberen Teil war eine Scheibe aus kugelsicherem Glas eingelassen und links davon ein schwarzer Knopf, darunter ein dünner Gummischlitz und darüber eine Tafel aus Metall.

#### SICHERHEITZONE

Unbefugte haben keinen Zutritt

Bitte läuten - Bestätigung in Schlitz legen

Teague ging auf das Glas zu, drückte den Knopf und sagte mit fester Stimme: »Code Hyacinth. Keine Verzögerungen, bitte. Bestätigen Sie visuell. Ich bin Brigadier Teague. In meiner Begleitung befindet sich ein Mr. Harold Latham, von mir freigegeben.«

Ein summendes Geräusch war zu hören. Die Stahltür wich vor ihnen zurück und wurde dann von Hand zur Seite geschoben. Ein Offizier auf der anderen Seite salutierte.

»Guten Tag, General. Hier unten gibt es keinen Hyacinth-Bericht.«

Teague erwiderte den Gruß mit einem Kopfnicken. »Ich liefere ihn persönlich, Major. Bis auf weitere Anweisung darf nichts entfernt werden. Was steht in bezug auf Colonel Birch in der Dienstliste?«

Der Offizier ging zu einem kleinen Stahlschreibtisch, der an der Wand befestigt war. »Colonel Birch hat sich vorgestern abend um neunzehn Uhr abgemeldet und die Liste abgezeichnet. Er ist morgen früh wieder eingetragen. Um sieben Uhr, Sir.«

»Aha. War jemand mit ihm zusammen?«

Wieder blickte der Major in das Buch. »Ja, Sir. Captain Stone, Sir. Er ist gleichzeitig mit ihm gegangen.«

»Danke. Mr. Latham und ich gehen jetzt in Stahlkammer sieben. Kann ich bitte die Schlüssel haben? Und die Kombination.«

»Selbstverständlich.«

Im Inneren der Stahlkammer gab es zweiundzwanzig Aktenschränke. Teague blieb am vierten Schrank an der gegenüberliegenden Wand stehen. Er blickte auf das Blatt mit Ziffern, das er in der Hand hielt, und begann, an dem Kombinationsschloß in der oberen rechten Ecke des Schrankes zu manipulieren. Während er das tat, hielt er das Blatt Latham hin.

»Um Zeit zu sparen«, sagte er brüsk und mit heiserer Stimme. »Suchen Sie den Schrank mit der Brevourt-Akte. B-r-e-v-o-u-r-t. Nehmen Sie sie heraus.«

Latham nahm das Blatt, ging zu der linken Wand zurück und fand den Schrank.

Das Schloß sprang auf. Teague zog die zweite Schublade heraus. Er blätterte schnell in den Papieren.

Dann durchblättert er sie ein zweites Mal, diesmal langsam, um nichts zu übersehen.

Sie war nicht da. Die Akte Victor Fontine war verschwunden.

Teague schob die Schublade hinein und richtete sich auf. Er sah zu Latham hinüber, der vor der untersten Schublade seines Schrankes kniete und einen offenen Aktendeckel in der Hand hielt. Er starrte ihn an, und sein Gesichtsausdruck war verblüfft.

»Ich habe Sie gebeten, die Akte zu finden, nicht sie zu lesen«, sagte der Brigadier eisig.

»Hier ist nichts zu lesen«, erwiderte Latham leise und entnahm dem Aktendeckel ein einzelnes Blatt Papier. »Nur das hier... Was, zum Teufel, habt ihr Schweine denn getan?«

Das Papier war eine Fotokopie. Es hatte einen schwarzen Rand und unten Platz für Bestätigungsstempel. Beide Männer wußten genau, um was für eine Art Papier es sich handelte.

Ein Exekutionsbefehl. Eine offizielle Erlaubnis, zu töten.

»Wer ist die Zielperson?« fragte Teague mit monotoner Stimme, ohne sich von der Stelle zu bewegen.

»Vittorio Fontini-Cristi.«

»Und wer hat den Befehl gebilligt?«

»Stempel des Foreign Office, Unterschrift Brevourt.«

»Wer noch? Es müssen zwei Unterschriften da sein.«

»Der Premierminister.«

»Und Captain Stone hat den Auftrag...«

Latham nickte, obwohl Teague noch keine Frage gestellt hatte. »Ja.«

Teague atmete tief und schloß einen Moment die Augen. Dann öffnete er sie wieder und sagte: »Wie gut haben Sie Stone gekannt? Seine Methoden?«

»Wir haben achtzehn Monate zusammen gearbeitet. Wir waren wie Brüder.«

»Brüder? Dann darf ich Sie erinnern, Mr. Latham, daß trotz Ihres Ausscheidens aus dem Dienst Sie immer noch zur strikten Geheimhaltung verpflichtet sind.«

## 15

Teague telefonierte. Seine Sätze waren präzise, seine Stimme war schneidend. »Er war von Anfang an Ihr Mann. Von dem Tag an, da wir ihn in Loch Torridon einsetzten. Seine Verhöre, die endlosen Fragen, Lüboks Name in unseren Akten, die Fallen. Jede Bewegung Fontines wurde Ihnen berichtet.«

»Ich entschuldige mich nicht«, sagte Anthony Brevourt am anderen Ende der Leitung. »Aus Gründen, die Sie gut kennen. ›Saloniki‹ war und ist immer noch von höchster Priorität für das Foreign Office.«

»Ich möchte eine Erklärung für diese Exekutionsorder. Sie ist nie freigegeben, nie berichtet worden...«

»Das sollte sie auch nicht«, unterbrach Brevourt. »Diese Order war eine Art Notbremse. Sie können ja an Ihre persönliche Unsterblichkeit glauben, Brigadier, aber wir tun das nicht. Von Luftangriffen abgesehen, sind Sie Strategie für Geheimoperationen, somit ein potentiell Ziel für ein Attentat. Wenn Sie getötet würden, dann würde diese Order Stone sofortigen Zugang zu Fontini-Cristis Aufenthaltsort ermöglichen.«

»Davon hat Stone Sie überzeugt?«

Es dauerte ein paar Augenblicke, bis der Botschafter antwortete. »Ja. Vor einigen Jahren.«

»Hat Stone Ihnen auch gesagt, daß er Fontine haßt?«

»Er schätzte ihn nicht. Da war er nicht der einzige.«

»Ich sagte, haßte! An das Pathologische grenzend.«

»Wenn Sie das wußten, warum haben Sie ihn dann nicht versetzt?«

»Weil, verdammt noch mal, er seinen Haß unter Kontrolle hielt. Solange er Grund dazu hatte. Jetzt hat er keinen mehr.«

»Ich verstehe nicht...«

»Sie sind ein gottverdammter Narr! Stone hat uns eine Fotokopie hinterlassen, das Original hat er behalten. Sie sind hilflos, und er will, daß Sie das wissen.«

»Wovon sprechen Sie?«

»Er läuft mit einem offiziellen Dokument herum, das ihm die Berechtigung gibt, Fontine zu töten. Dieses Dokument jetzt zu widerrufen, wäre sinnlos. Es wäre vor zwei Jahren schon sinnlos gewesen. Er hat das Papier und er ist ein Profi. Er beabsichtigt, den Auftrag auszuführen und jenes Dokument dann an einen Ort zu bringen, wo Sie nicht drankommen. Kann die britische Regierung - können Sie oder der Außenminister oder Churchill selbst diese Exekution rechtfertigen? Würde irgendeiner von Ihnen auch nur etwas dazu sagen wollen?«

Brevourt antwortete schnell, eindringlich. »Das war eine Maßnahme für den Eventualfall, sonst nichts.«

»Die beste, die man sich vorstellen konnte«, pflichtete Teague ihm bei. »Erschreckend genug, um selbst Bürokraten aufzurütteln. Und hinreichend dramatisch, um bürokratische Mauern einzureißen. Ich kann Stone förmlich hören, wie er seine Argumente vorträgt.«

»Man muß Stone finden, ihn aufhalten.« Man konnte Brevourts Atem über die Leitung hören.

»Womit wir Übereinstimmung erzielt hätten«, sagte der Brigadier müde.

»Was werden Sie tun?«

»Zunächst einmal Fontine alles sagen.«

»Ist das klug?«

»Es ist fair.«

»Wir erwarten, daß man uns informieren wird. Wenn nötig, stündlich.«

Teague blickte geistesabwesend auf seine Wanduhr. Es war neun Uhr fünfundvierzig. Das Mondlicht strömte durch die Fenster; jetzt hinderten es keine Vorhänge mehr daran. »Ich bin nicht sicher, daß das möglich ist.«

»Was?«

»Sie sind um eine Stahlkassette besorgt, die man vor fünf Jahren aus Griechenland herausgeholt hat. Ich mache mir Sorgen um das Leben von Victor Fontine und seiner Familie.«

»Ist es Ihnen eigentlich in den Sinn gekommen«, sagte Brevourt und dehnte dabei seine Wörter in die Länge, »daß die beiden untrennbar miteinander verbunden sind?«

»Ich nehme Ihre Vermutung zur Kenntnis.« Teague legte auf und lehnte sich in seinem Sessel zurück. Er würde jetzt Fontine anrufen, ihn warnen müssen.

Es klopfte an seiner Tür.

»Herein.«

Harold Latham trat ein, gefolgt von einem der besten Ermittlungsbeamten, den MI 6 aufzuweisen hatte. Ein ehemaliger Scotland-Yard-Mann, Spezialist für Gerichtsmedizin. Er trug einen Aktendeckel in der Hand.

Noch vor ein paar Wochen hätte Birne Teagues Büro nicht mit brennender Zigarette betreten. Jetzt tat er das; das war wichtig für ihn. Und doch, dachte Teague, hatte Lathams Feindseligkeit nachgelassen. Birne war zuallererst Profi. Daran änderte auch sein Zivilistenstatus nichts.

»Haben Sie etwas gefunden?« fragte Teague.

»Kratzer«, sagte Latham. »Vielleicht haben sie etwas zu bedeuten, vielleicht auch nicht. Ihr Mann hier versteht sein Handwerk. Er kann ein Buch auf einer Nadelspitze balancieren.«

»Er wußte, wo er mich einsetzen mußte«, fügte der Analytiker hinzu. »Er war mit den Gewohnheiten des Betreffenden vertraut.«

»Was haben Sie gefunden?«

»Nichts im Gebäude, sein Büro war sauber. Nichts als Arbeitspapiere, Akten, die für die Verbrennungsöfen bestimmt waren, alles einwandfrei. In seiner Wohnung sah es anders aus. Er war ein gründlicher Bursche. Aber die Art und Weise, wie die Kleiderbügel im Schrank hingen, die Wäsche in seiner Kommode, die Toilettenartikel... Alles deutet darauf hin, daß Stone seine Abreise schon eine Zeitlang geplant hatte.«

»Ich verstehe. Und diese Kratzer?«

Darauf antwortete Birne. Der Profi in ihm verlangte nach Anerkennung. »Stone hatte eine unangenehme Angewohnheit. Er pflegte sich im Bett Notizen zu machen. Worte, Figuren, Pfeile, Namen, Klammern - ich nenne es einfach Kritzeleien. Aber ehe er einschlief, riß er die Blätter ab und verbrannte sie. Wir fanden einen Schreibblock auf seinem Nachttisch. Natürlich nichts darin. Aber der Mann vom Yard hier wußte, was zu tun war.«

»Es gab Eindrücke, Sir. Es war nicht schwierig, wir haben sie uns mit dem Spektrografen angesehen.« Der Beamte reichte Teague den Aktendeckel über den Schreibtisch. »Hier sind die Ergebnisse.«

Teague klappte den Aktendeckel auf und starrte das Spektrogramm an. Wie Birne es geschildert hatte, gab es da Zahlen, Klammern, Pfeile, Wörter. Es war ein zusammenhangloses Rätsel, wirres Gekritzel.

Und dann sprang der Name aus der zusammenhanglosen Masse heraus. Donatti.

Der Mann mit der weißen Strähne im Haar. Der Henker von Campo di Fiori. Einer der mächtigsten Kurienkardinäle. »Saloniki« hatte angefangen.

»... Guillamo Donatti.«

Fontine hörte den Namen, und das löste die Erinnerung aus, die in seinem Gedächtnis eingeschlossen war. Der Name war der Schlüssel, das Schloß war aufgesprungen, und die Erinnerung lag frei.

Er war ein Kind, höchstens neun oder zehn Jahre alt. Es war Abend, und seine Brüder waren oben und bereiteten sich darauf vor, zu Bett zu gehen. Er war im Pyjama heruntergekommen, um sich ein Buch zu holen, als er die Schreie aus dem Arbeitszimmer seines Vaters gehört hatte.

Die Tür stand offen, nur einen Spalt, aber das neugierige Kind hatte sich näher herangeschlichen. Was er drinnen sah, schockierte ihn so, daß er wie hypnotisiert stehengeblieben war. Ein Priester stand vor dem Schreibtisch seines Vaters und brüllte Savarone an, schlug mit der Faust auf die Tischplatte, das Gesicht vor Wut verzerrt, die Augen im Zorn geweitet.

Daß jemand sich in Gegenwart seines Vaters so benehmen durfte, selbst - vielleicht ganz besonders - ein Priester, verblüffte das Kind so, daß es unwillkürlich hörbar aufstöhnte.

Als Vittorio das tat, fuhr der Priester herum, und seine brennenden Augen sahen das Kind an, und in diesem

Augenblick hatte Vittorio die weiße Strähne in seinem schwarzen Haar gesehen.

Er war weggerannt, die Treppe hinauf.

Am nächsten Morgen hatte Savarone seinen Sohn beiseite genommen und es ihm erklärt; sein Vater ließ solche Erklärungen nie in der Luft hängen. Worum es in der hitzigen Auseinandersetzung gegangen war, war ihm im Laufe der Zeit entfallen, aber Fontine erinnerte sich sehr wohl, daß sein Vater den Priester als Guillamo Donatti identifiziert hatte, einen Mann, der eine Schande für den Vatikan war - jemand, der Edikte an die Uninformierten herausgab und sie durch Angst erzwang. Das waren Worte, an die ein Kind sich erinnern konnte.

Guillamo Donnati, Unruhestifter der Kurie.

»Stone steht jetzt auf eigenen Beinen«, sagte Teague über die Leitung aus London und zwang damit Victor in die Gegenwart zurück. »Er will Sie haben und den Preis, den Sie einbringen würden. Wir haben ursprünglich an den falschen Orten gesucht; jetzt haben wir ihn ausfindig gemacht. Er hat Birchs Papiere benutzt und sich einen Platz in einer Militärmaschine nach Rom besorgt.«

»Zum Kardinal«, verbesserte ihn Fontine. »Er geht gar nicht erst das Risiko von Verhandlungen aus der Ferne ein.«

»Genau. Er wird zurückkommen, um auf Sie Jagd zu machen. Wir werden auf ihn warten.«

»Nein«, sagte Victor ins Telefon. »Nicht so. Wir werden nicht warten, wir werden unsererseits Jagd auf sie machen.«

»Oh?« Zweifel klang aus Teagues Stimme.

»Wir wissen, daß Stone in Rom ist. Er wird sich versteckt halten, sehr wahrscheinlich Informantenzellen benutzen. Man gebraucht sie, um Menschen zu verbergen.«

»Oder er ist bei Donatti.«

»Das bezweifle ich. Er wird auf neutralem Territorium bestehen. Donatti ist gefährlich, nicht vorhersehbar, das ist Stone bewußt.«

»Mir ist egal, was Sie denken. Aber ich kann nicht...«

»Können Sie ein Gerücht aus verlässlichen Quellen in Umlauf setzen?« unterbrach ihn Fontine.

»Was für ein Gerücht?«

»Daß ich im Begriff bin, das zu tun, was alle von mir erwarten, nämlich nach Campo di Fiori zurückzukehren. Aus unbekannten Gründen, die ganz bei mir liegen.«

»Unter keinen Umständen! Kommt nicht in Frage!«

»Um Himmels willen«, schrie Victor, »ich kann mich nicht den Rest meines Lebens verstecken! Ich kann nicht in Angst leben, daß jedesmal, wenn meine Frau oder meine Kinder das Haus verlassen, ein Stone oder ein Donatti oder ein Exekutionsteam auf sie warten! Sie haben mir eine Konfrontation versprochen.«

Die Telefonleitung aus London schwieg. Schließlich sprach Teague wieder. »Es gibt immer noch den Orden von Xenope.«

»Ein Schritt führt zum nächsten. War das nicht die ganze Zeit Ihre Prämisse? Xenope wird gezwungenermaßen das Ist anerkennen müssen, nicht das, was man dort glaubt, daß sein sollte. Donatti und Stone werden der Beweis sein. Es kann keinen anderen Schluß geben.«

»Wir haben Leute in Rom, nicht viele...«

»Wir wollen nicht viele. Sehr wenige. Daß ich in Italien bin, darf man unter keinen Umständen mit MI 6 in Verbindung bringen. Als Tarnung benutzen wir die Reparationsbehörde. Die Regierung möchte unsere Fabriken und Ländereien kontrollieren. Das Gericht bietet jede Woche mehr; sie wollen die Amerikaner nicht.«

»Reparationsgericht«, sagte Teague, der sich offensichtlich eine Notiz machte.

»Es gibt da einen alten Mann namens Barzini«, fuhr Fontine fort. »Guido Barzini. Er war in Campo di Fiori, er hat sich um die Stallungen gekümmert. Er könnte uns Hintergrundinformationen liefern. Sehen Sie zu, daß man ihn im Gebiet von Mailand aufspürt. Wenn er lebt, wird man ihn durch die Partigiani finden können.«

»Barzini, Guido«, wiederholte Teague. »Ich werde Sicherheitsfaktoren brauchen.«

»Ich auch, aber sehr unauffällige, Alec. Wir wollen sie ins Freie treiben, nicht weiter in den Untergrund.«

»Und angenommen, jemand nimmt den Köder auf, was werden Sie dann tun?«

»Sie dazu bringen, daß sie zuhören. So einfach ist das.«

»Das glaube ich nicht«, sagte Teague.

»Dann werde ich sie töten«, sagte Victor.

Die Nachricht verbreitete sich. Der Padrone lebte, er war zurückgekehrt. Man hatte ihn in einem kleinen Hotel, ein paar Straßen vom Duomo entfernt, gesehen. Fontini-Cristi war in Mailand. Selbst in Rom wußte man es.

Es klopfte an der Hoteltür. Barzini. Es war ein Augenblick, auf den Victor sich gefreut hatte und den er doch fürchtete. Unwillkürlich stiegen wieder die Erinnerungen hoch an das weiße Licht, an den Tod, an die Schreie der Kinder. Langsam ging er durch das Zimmer auf die Tür zu.

Der alte Landarbeiter stand im Korridor, sein einst muskulöser Körper war jetzt gebeugt und abgemagert, gleichsam verloren unter dem groben Tuch seines billigen schwarzen Mantels. Sein Gesicht war runzlig, die Augen wäßrig. Die Hände, die Victors zuckenden, um sich schlagenden Körper an den Boden gepreßt hatten, die Finger, die sein Gesicht zerkrallt und ihm das Leben gerettet hatten, waren welk und knorrig geworden. Und sie zitterten.

Und dann fiel Barzini auf die Knie, die dünnen Arme ausgestreckt, umfing Victors Beine - eine Szene, die Fontine unsagbar peinlich war, ihn schmerzte.

»Es ist wahr. Sie leben!«

Fontine zog ihn in die Höhe und umarmte ihn. Stumm führte er den alten Mann ins Zimmer zur Couch. Es war offensichtlich, dass Barzini über die Jahre hinaus schwach und krank geworden war. Victor bot ihm zu essen an. Barzini bat um Tee und Brandy. Der Zimmerkellner brachte beides schnell, und als

sie beide etwas getrunken hatte, erfuhr Fontine das Wichtigste über Campo di Fiori seit der Nacht des Massakers.

Die faschistischen Truppen hatten noch Monate nach den deutschen Morden das Anwesen bewacht. Den Dienstboten hatte man erlaubt, ihre Habseligkeiten zu nehmen und das Gut zu verlassen. Das Mädchen, das Zeugin des Massakers geworden war, wurde noch in derselben Nacht ermordet. Niemand durfte in Campo di Fiori leben, mit Ausnahme Barzini, der offensichtlich geistesgestört war.

»Es war nicht schwer. Die fascisti dachten immer, alle außer ihnen selbst seien verrückt. Sie konnten nur so denken, um mit sich selbst zu leben.«

In seiner Position als Stallmeister und Verwalter konnte Guido beobachten, was in Campo di Fiori geschah. Am meisten überraschten ihn die Priester. Gruppen von Priestern wurden eingelassen, nie mehr als drei oder vier auf einmal, aber es gab viele solcher Gruppen. Zuerst glaubte Guido, der Heilige Vater hätte sie geschickt, damit sie für die Seelen des Hauses Fontini-Cristi beten sollten. Aber Priester in geheiligter Mission verhielten sich nicht, wie diese Priester sich verhielten. Sie nahmen sich zuerst das Hauptgebäude vor, dann die Hütten und schließlich auch die Stallungen und durchsuchten sie mit großer Präzision. Alles untersuchten sie: Möbel wurden zerlegt, Mauern nach hohlen Stellen abgeklopft, Vertäfelungen abgenommen, Bodendielen aufgerissen - nicht im Zorn, sondern so, wie ein erfahrener Zimmermann vielleicht vorgehen mochte; aufgehoben und wieder befestigt. Und das Land wurde abgekämmt, als wäre es ein Goldfeld.

»Ich habe einige der jungen Patres gefragt, was sie suchten. Ich glaube nicht, daß sie es wußten. Sie antworteten immer ›Dicke Kisten, alter Mann. Kisten aus Stahl und Eisen.‹ Und dann wurde mir klar, daß es einen Priester gab, einen älteren Priester, der jeden Tag kam. Er überprüfte die ganze Zeit die Arbeit der anderen.«

»Ein Mann um die Sechzig«, sagte Victor leise. »Mit einer weißen Strähne im Haar.«

»Ja! Das war er! Woher wußten Sie das?«

»Ich habe ihn erwartet. Wie lange dauerte das Suchen?«

»Beinahezwei Jahre. Es war unglaublich. Und dann hörte es auf.« Jegliche Aktivität hörte auf, sagte Barzini, nur die der Deutschen nicht. Das Offizierskorps der Wehrmacht eignete sich Campo di Fiori an und verwandelte es in einen Ort der Erholung für die oberen Ränge.

»Hast du getan, was der Engländer aus Rom dir gesagt hat, alter Freund?« Fontine schenkte Barzini Brandy nach; sein Zittern hatte nachgelassen.

»Ja, Padrone. In den letzten zwei Tagen war ich auf den Märkten von Laveno, Varese und Legnano. Ich sagte ein paar ausgewählten Großmäulern immer dasselbe: ›Heute abend sehe ich den Padrone. Er kehrt zurück. Ich gehe nach Mailand, um mich mit ihm zu treffen, aber niemand darf es wissen.‹ Sie werden es, wissen, Sohn des Fontini-Cristi.« Barzini lächelte.

»Hat dich jemand gefragt, warum ich darauf bestanden habe, daß du nach Mailand kommst?«

»Das haben die meisten getan. Ich sage nur, daß Sie mit mir unter vier Augen reden wollen. Ich sage nur, daß ich geehrt bin. Und das bin ich.«

»Das sollte genügen.« Victor nahm den Hörer ab und nannte der Hotelvermittlung eine Nummer. Während er wartete, daß die Verbindung hergestellt wurde, wandte er sich wieder Barzini zu. »Wenn das vorüber ist, möchte ich, daß du mit mir zurückkommst. Nach England, dann nach Amerika. Ich bin verheiratet, alter Freund. Die Signora wird dir gefallen. Ich habe Söhne, zwei Söhne. Zwillinge.«

Barzinis Augen glänzten. »Sie haben Söhne? Ich danke Gott...«

Die Nummer meldete sich nicht. Fontine war beunruhigt. Es war sehr wichtig, daß er den MI-6-Mann sprach. Er war zwischen Varese und Campo di Fiori stationiert. Er war der Kontaktmann für die anderen, die auf den Straßen von Stresa,

Lugano und Morcote ausgeschwärmt waren. Er war der Brennpunkt ihrer Kommunikation. Wo, zum Teufel, steckte er?

Victor legte den Hörer auf und holte die Geldbörse heraus. In einem Geheimgfach hatte er eine weitere Telefonnummer verwahrt. Aus Rom.

Er gab sie der Vermittlung.

»Was soll das heißen, es meldet sich niemand?« fragte die präzise englische Stimme, die ihm antwortete.

»Kann ich es noch klarer ausdrücken?« erwiderte Fontine. »Es meldet sich niemand. Wann haben Sie zuletzt von ihm gehört?«

»Vor etwa vier Stunden. Alles lief planmäßig. Er war mit allen Fahrzeugen in Radiokontakt. Sie haben die Nachricht natürlich bekommen.«

»Was für eine Nachricht?«

Einen Augenblick lang herrschte Schweigen am anderen Ende. »Das gefällt mir nicht, Fontine.«

»Was für eine Nachricht?«

»Er sagte, es könnte sein, daß man ihn ausgemacht hätte, aber wir sollten uns keine Sorgen machen. Er würde mit Ihnen im Hotel Verbindung aufnehmen, sobald Sie eintreffen würden. Er hatte den Wagen selbst entdeckt. Auf der Straße, die an den Haupttoren von Campo di Fiori vorbeiführt. Hat er Sie nicht erreicht?«

Victor mußte an sich halten, um den anderen nicht anzusprechen. »Er hat mich nicht erreicht. Man hat mir keine Nachricht übermittelt. Was für ein Wagen?«

»Ein grüner Fiat. Mit einem Zulassungsschild aus Savona, das ist am Golf von Genua. Eine der Beschreibungen stimmte auf einen Korsen in den Polizeiakten. Ein Schmuggler, von dem London glaubt, daß er für uns tätig war. Die anderen sind ebenfalls Corsos, glauben wir, und er.«

»Ich nehme an, Sie meinen...«

»Ja. Stone ist der vierte Mann.«

Stone hatte den Köder aufgenommen. Apfel war nach Cella Ligure zurückgekehrt, zurück zu den Korse, um dort Helfer anzuwerben. Und Apfel, der Profi, hatte den Kontakt in Varese entfernt.

Die Kuriere eliminieren. Die Verbindung stören. Das Gesetz von Loch Torridon!

»Danke«, sagte Victor zu dem Mann in Rom.

»Hören Sie, Fontine!« kam die gehetzte Stimme über die Leitung. »Sie tun nichts! Bleiben Sie, wo Sie sind!«

Victor legte den Hörer auf, ohne zu antworten, und ging zu Barzini zurück. »Ich brauche ein paar Männer. Männer, denen wir vertrauen können, die bereit sind, Risiken auf sich zu nehmen.«

Barzini sah weg; dem alten Mann war das peinlich. »Die Dinge sind nicht so, wie sie einmal waren, Padrone.«

»Partigiani?« sagte Fontine.

»Hauptsächlich Kommunisten. Die denken nur noch an sich. An ihre Druckschriften, ihre Versammlungen. Sie...« Barzini hielt inne. »Warten Sie. Es gibt zwei Männer, die nicht vergessen haben. Sie haben sich in den Bergen versteckt. Ich habe ihnen zu essen gebracht. Ihnen können wir vertrauen.«

»Das muß genügen«, sagte Victor und ging auf die Schlafzimmertür zu. »Ich werde mich jetzt umziehen. Kannst du sie inzwischen erreichen?«

»Ich habe eine Telefonnummer«, antwortete Barzini und erhob sich von der Couch.

»Ruf sie an. Sag ihnen, sie sollen sich mit mir in Campo di Fiori treffen. Ich nehme an, es gibt Wachen.«

»Jetzt nur einen Nachtwächter. Von Laveno. Und mich.«

Fontine blieb stehen und drehte sich zu Barzini um. »Würden diese Männer den Feldweg nördlich der Stallungen kennen?«

»Sie können ihn finden.«

»Gut. Sag ihnen, sie sollen gleich aufbrechen und auf dem Reitweg hinter den Stallungen auf mich warten. Den gibt es doch immer noch, oder?«

»Ja, es gibt ihn noch. Was werden Sie tun, Padrone?«

Während er es sagte, wurde Victor klar, daß er die Worte wiederholte, die er vor fünf Tagen Teague gegenüber gebraucht hatte. »Was jeder von mir erwartet.«

Er drehte sich um und ging ins Schlafzimmer.

## 16

Das in Loch Torridon Gelernte war stets gegenwärtig, dachte Victor, während er vor dem Hotelempfang stand, die Arme auf der Marmorplatte, und zusah, wie der Nachtportier seine Anweisungen ausführte. Er hatte einen Mietwagen verlangt und das mit so lauter Stimme, daß jeder es hören mußte. Es war ein schwieriger Auftrag, wenn man bedachte, wie spät es war. Es war schon schwierig genug, sich untertags einen Wagen zu beschaffen, geschweige denn mitten in der Nacht. Aber wenn genügend Geld zur Verfügung stand, ging alles. Und dann war auch die Auseinandersetzung am Empfang unerfreulich genug, um jeden Beobachter aufzuschrecken. Und dann noch die Kleidung, die er trug: dunkelgraue Hosen, Stiefel und eine dunkle Jagdjacke. Dabei war nicht Jagdzeit.

In der Hotellobby gab es nur ein paar Nachzügler, einige Geschäftsleute, die nach langen, feuchten Konferenzen unsicher ihren Zimmern zustrebten; ein junges Paar, das sich stritt, weil sich einer von beiden allem Anschein nach danebenbenommen hatte; ein nervöser, reicher junger Mann, der sich mit einer Hure eintrug, die diskret in einem Stuhl wartete. Und ein dunkelhäutiger Mann mit einem vom Meer zu Leder gegerbten Gesicht, der in einem Sessel saß und eine Zeitschrift las und offenbar das nächtliche Geschehen der Lobby überhaupt nicht zur Kenntnis nahm. Ein Korse, dachte Victor.

Dieser Mann würde die Nachricht zu den anderen Korsen tragen. Zu dem Engländer namens Stone.

Es kam jetzt nur noch darauf an, die Folge der Ereignisse richtig zu koordinieren. Sicherzustellen, daß ein grüner Fiat auf der Straße stand, wahrscheinlich im Schatten, bereit, eine diskrete Position einzunehmen, wenn der Mietwagen wegfuhr. Wenn es keinen solchen Wagen auf der Straße gab, konnte Victor Gründe finden, um seine Abfahrt bis zu seinem Eintreffen hinauszuzögern.

Eine solche Verzögerung war unnötig. Man konnte den Fiat eine halbe Straße entfernt stehen sehen. Captain Geoffrey Stone war seiner Sache sicher. Der Wagen fuhr vor Fontines Wagen in westlicher Richtung auf die Straße nach Varese zu. Nach Campo di Fiori.

Barzini saß mit Victor vorn. Der Brandy hatte seine Wirkung gezeigt. Dem alten Mann fiel immer wieder der Kopf auf die Brust.

»Schlaf nur«, sagte Victor. »Es ist eine lange Fahrt, und ich möchte, daß du ausgeruht bist, wenn wir hinkommen.«

Sie fuhren durch die offenen Tore auf die lange, sich windende Zufahrt von Campo di Fiori. Obwohl er darauf vorbereitet war, erfüllte der Anblick des Hauses ihn doch mit Schmerz; es hämmerte in seinen Schläfen. Er näherte sich dem Hinrichtungsort. Die Bilder und Geräusche jenes Schrecklichen kehrten zurück, aber er wußte, daß er nicht zulassen durfte, daß sie ihn überwältigten. Die Lektion von Loch Torridon: Geteilte Konzentration ist gefährlich.

Er spannte seine Muskeln und hielt an.

Barzini war plötzlich wach, starrte ihn an. Der Nachtwächter kam hinter der dicken Eichentür hervor, und der Strahl seiner Taschenlampe strich über den Wagen und die Gesichter seiner Insassen. Barzini stieg aus und sprach: »Ich bringe den Sohn von Fontini-Cristi. Er ist der Padrone dieses Hauses.«

Das Lichtbündel wanderte zu Victor hinüber, der ausgestiegen war und neben der Motorhaube stand. Seine Stimme klang respektvoll. Und ein wenig verängstigt.

»Ich bin geehrt, Padrone.«

»Sie dürfen nach Hause gehen, nach Laveno«, sagte Fontine zu ihm. »Nehmen Sie die nördliche Straße, wenn es Ihnen nichts ausmacht. Das werden Sie ja wahrscheinlich ohnehin tun. Das ist der kürzere Weg.«

»Bei weitem der kürzeste, Signore. Danke, Signore.«

»Bei den Stallungen warten vielleicht zwei Freunde auf mich. Haben Sie keine Angst, ich habe sie gebeten, durch das nördliche Tor zu fahren. Wenn Sie sie sehen, dann sagen Sie ihnen bitte, daß ich gleich hinkomme.«

»Natürlich, Padrone.« Der Nachtwächter nickte und stieg schnell die Marmortreppen hinunter bis zum Einfahrtsweg. Im Schatten bei den Büschen stand sein Fahrrad. Er stieg auf und fuhr in die Dunkelheit hinein, auf die Stallungen zu.

»Schnell«, sagte Victor und wandte sich zu Barzini. »Sind die Telefone noch genauso, wie sie waren? Gibt es immer noch eine Leitung, die das Haus mit den Stallungen verbindet?«

»Ja. Eines im Arbeitszimmer Ihres Vaters und eines in der Halle.«

»Gut. Geh hinein und schalte alle Lichter ein. In der Halle und im Speisesaal. Dann gehst du ins Arbeitszimmer zurück, schaltest aber kein Licht ein. Bleib an einem Fenster stehen. Wenn ich bei deinen Freunden bin, werde ich dich vom Stall aus anrufen und dir sagen, was du tun sollst. Bald werden die Korseen erscheinen, zu Fuß, da bin ich sicher. Achte auf kleine Taschenlampen. Sag mir, was du siehst.«

»Jawohl. Padrone?«

»Ja?«

»Ich habe keine Pistole. Waffen sind verboten.«

»Nimm die meine.« Victor griff in seinen Gürtel und zog seine Smith & Wesson heraus. »Ich glaube nicht, daß du sie brauchst. Schieß nur, wenn dein Leben davon abhängt.«

Dreißig Sekunden später leuchteten die Lichter in der großen Halle durch die Mosaikfenster über dem breiten Eingangsportal. Victor rannte am Haus entlang und wartete an der Ecke. Die Kronleuchten im Speisesaal wurden eingeschaltet. Der ganze

nördliche Teil des Hauses war ein Lichtermeer, der Südflügel lag in Dunkelheit.

Auf der Straße waren immer noch keine Lebenszeichen wahrzunehmen; keine Taschenlampen, keine Fackeln oder Streichhölzer. Es war so, wie es sein sollte. Stone war ein Profi. Wenn er sich bewegte, würde er das mit äußerster Vorsicht tun.

Sollte er ruhig. Er würde sich auch mit äußerster Vorsicht bewegen.

Victor rannte auf den nördlichen Weg zu den Stallungen. Er lief geduckt und vorsichtig, lauschte nach ungewöhnlichen Geräuschen. Es war möglich, daß Stone sich dazu entschlossen hatte, durch das Nordtor hereinzukommen, aber das war unwahrscheinlich. Stone war ungeduldig. Er würde schnell kommen, dicht hinter ihm, und würde die Ausgänge abriegeln.

»Partigiani. Ich bin es, Fontini-Cristi.« Victor hatte den Reitweg hinter den Stallungen erreicht. Die paar Pferde, die noch da waren, waren alt und müde.

»Signore.« Das Flüstern kam aus dem Gehölz zur Rechten des Reitwegs. Fontine ging darauf zu. Plötzlich schoß von der gegenüberliegenden Seite ein Lichtstrahl herüber. Von links. Eine zweite Stimme meldete sich.

»Bleiben Sie stehen! Nicht umdrehen!«

Er spürte die Hand des Mannes hinter sich im Kreuz, sie hielt ihn fest. Der Lichtstrahl wanderte über seine Schulter, leuchtete ihm ins Gesicht, blendete ihn.

»Das ist er«, sagte die Stimme in der Finsternis.

Die Taschenlampe wurde weggenommen. Fontine blinzelte und rieb sich die Augen, versuchte, das Nachglimmen des Lichtes auszulöschen. Der Partigiano kam aus der Dunkelheit. Er war ein großer Mann, fast so groß wie Victor, und trug eine abgetragene amerikanische Uniformjacke. Der zweite Mann kam von hinten; er war viel kleiner als sein Kollege und hatte einen mächtigen Brustkasten.

»Warum sind wir hier?« fragte der Große. »Barzini ist alt und denkt nicht mehr klar. Wir haben uns bereit erklärt, auf Sie aufzupassen, Sie zu warnen - sonst nichts. Das tun wir, weil wir Barzini viel schulden. Und um der alten Zeiten willen. Die Fontini-Cristi haben gegen die Faschisten gekämpft.«

»Danke.«

»Was wollen die Korse? Und dieser Engländer?« Der zweite Mann stellte sich neben seinen Freund.

»Etwas, von dem sie glauben, daß ich es habe, aber ich habe es nicht.« Victor hielt inne. Von den Stallungen her war ein weiches, müde klingendes Schnauben zu hören und gleich darauf ein paar Hufschläge. Die Partisanen hörten es auch; sie schalteten sofort die Taschenlampen aus.

Ein Knacken eines Astes. Ein Stein, der wegrollte. Jemand näherte sich. Er nahm denselben Weg, den Fontine benutzt hatte. Die Partisanen trennten sich; der Kleinere schob sich nach vorn und verschwand im Blattwerk. Sein Bruder entfernte sich in entgegengesetzter Richtung. Victor trat nach rechts und kauerte sich neben dem Weg nieder.

Schweigen. Die Schritte auf dem trockenen Boden wurden deutlicher. Plötzlich war die Gestalt da, nur wenige Zentimeter vor Fontine, deutlich in der Nacht zu erkennen.

Und dann geschah es. Ein kräftiger Lichtstrahl schoß aus der Dunkelheit hervor, bohrte sich auf der gegenüberliegenden Seite in den Wald hinein. Im selben Augenblick war das gedämpfte Spucken einer Pistole zu hören, einer Pistole, die mit einem Schalldämpfer versehen war.

Victor sprang auf, schlang dem Mann den linken Arm um die Kehle, und seine Rechte zuckte vor, griff nach der Waffe, drückte sie nach unten. Als der Rücken des Mannes sich bog, schmettete Victor ihm das Knie ins Kreuz. Der Mann stieß röchelnd den Atem aus. Fontine riß ihm den Hals nach hinten. Der Mann sackte leblos zu Boden. Das Licht rollte über den Weg.

Der hochgewachsene Partigiano rannte aus dem Gebüsch und trat das Licht aus, hielt die Pistole in der Hand. Er und

Victor stürzten dann zurück ins Gebüsch, um nach ihrem wohl erschossenen Verbündeten zu sehen.

Doch er war nicht tot. Die Kugel hatte ihn nur am Arm gestreift. Er lag mit erschreckt aufgerissenen Augen da, sein Mund stand offen und sein Atem ging stoßweiße. Fontine kniete neben ihm nieder und riß ihm das Hemd auf, um nach der Wunde zu sehen. Sein Freund blieb stehen, die Pistole auf den Stallweg gerichtet.

»Mutter Gottes! Sie verdammter Narr! Warum haben Sie ihn nicht erschossen?« Der verwundete Partigiano zuckte zusammen. »Noch eine Sekunde, und er hätte mich getötet.«

»Ich hatte keine Waffe«, antwortete Victor leise und wischte dem Mann das Blut weg.

»Nicht einmal ein Messer?«

»Nein.« Fontine verband die Wunde und verknotete das Tuch. Der Partigiano starrte ihn an.

»Sie haben vielleicht Humor«, sagte er. »Sie hätten schließlich im Versteck warten können. Mein Kamerad hat eine Pistole.«

»Kommen Sie schon, stehen Sie auf. Da sind noch irgendwo zwei weitere Corsi. Die will ich. Aber ohne Schießerei.« Victor beugte sich vor und hob die Pistole des Toten auf. Im Magazin steckten noch vier Patronen. Der Schalldämpfer war von ausgezeichneter Qualität. Er winkte den großen Partisanen vom Weg herunter und sprach zu beiden. »Ich werde Sie jetzt um einen Gefallen bitten. Sie können natürlich ablehnen, das würde ich durchaus verstehen.«

»Was denn?« fragte der Größere.

»Die zwei anderen Korse sind dort hinten. Einer beobachtet wahrscheinlich die Hauptstraße, der andere steht wahrscheinlich hinter dem Haus im Garten, ich weiß nicht wo. Der Engländer wird sich in der Nähe des Hauses versteckt halten. Ich bin sicher, daß die Corsi mich nicht töten werden. Sie werden jede Bewegung beobachten, die ich mache, aber sie würden das Feuer nicht eröffnen.«

»Der da«, meinte der verwundete Partisan und wies auf den Toten, »hat aber nicht gezögert, abzudrücken.«

»Diese Corsi kennen mich. Er konnte sehen, daß Sie es waren und nicht ich.«

Die Strategie war eindeutig. Victor war der Köder. Er würde ganz offen auf die Zufahrt zugehen und hinter dem Haus in den Garten einbiegen. Die Partisanen sollten ihm folgen und sich zwischen den Bäumen versteckt halten. Wenn Fontine recht hatte, würde man einen Korse sehen und ihn unschädlich machen. Oder lautlos töten. Das machte keinen Unterschied; diese Corsi ermordeten Italiener.

Dann würden sie die Strategie auf der Hauptzufahrt wiederholen. Die Partisanen sollten schräg hinter der Böschung heranschleichen und sich einen halben Kilometer entfernt an der Wegkreuzung mit ihm treffen. Irgendwo zwischen der kreisförmigen Zufahrt und den Toren würde der dritte und letzte Korse warten.

Die vermuteten Positionen waren logisch, und Stone war ein durch und durch logisch denkender Mann.

Und gründlich. Er würde die Zugänge abriegeln.

»Sie brauchen das nicht für mich zu tun«, sagte Victor. »Ich würde großzügig bezahlen, aber mir ist klar...«

»Behalten Sie Ihr Geld«, unterbrach der Verwundete nach einem kurzen Blick auf seinen Kameraden. »Sie hätten das nicht zu tun brauchen, was Sie für mich getan haben.«

»Im Stall ist ein Telefon. Ich muß mit Barzini sprechen. Dann gehen wir die Straße hinunter.«

Seine Vermutung bestätigte sich. Stone hatte beide Straßen und den Garten gesichert. Und die Korse hatten keine Chance. Die Messer der Partisanen beendeten ihr Leben.

Sie trafen sich am Stall. Fontine war sicher, daß Stone ihn von der Böschung her beobachtet hatte. Das Opfer schritt jetzt über den Hinrichtungsplatz. Die Rückkehr bereitete Schmerzen. Loch Torridon hatte sie beide gelehrt, Reaktionen vorherzusehen. Das war eine Waffe.

»Wo ist Ihr Wagen?« fragte Victor die Partigiani.

»Vor dem nördlichen Tor«, erwiderte der Große.

»Ich danke Ihnen. Bringen Sie ihren Freund zu einem Arzt. Barzini wird wissen, wo ich meine Dankbarkeit in konkreter Form zum Ausdruck bringen kann.«

»Wollen Sie den Engländer selbst haben?«

»Das wird keine Schwierigkeiten bereiten. Er ist ein Mann mit nur einer Hand ohne seine Corsi. Barzini und ich wissen, was zu tun ist. Gehen Sie zum Arzt.«

»Wiedersehen, Signore«, sagte der Große. »Unsere Schuld ist abgetragen. Gegenüber dem alten Barzini. Gegenüber Ihnen vielleicht. Die Fontini-Cristi waren einmal gut zu diesem Land.«

»Vielen Dank.«

Die Partisanen nickten ein letztes Mal und eilten schnell in die Dunkelheit hinein, auf das nördliche Tor zu. Fontine ging den Reitweg hinunter und betrat die Stallungen durch eine Seitentür. Er ging an den Boxen vorbei, vorbei an den Pferden und Barzinis kleinem Schlafraum, in den Sattelraum. Er fand eine Holzkiste und füllte sie mit Riemen und Zaumzeug und ein paar vergilbten Ehrenurkunden von den Wänden. Dann ging er zum Telefon an der Tür und drückte den Knopf.

»Alles in Ordnung, alter Freund.«

»Gott sei Dank.«

»Was ist mit dem Engländer?«

»Er wartet auf der anderen Seite der Zufahrt im hohen Gras. Auf der Böschung. Derselben...« Barzini verstummte.

»Ich verstehe. Ich gehe jetzt los. Du weißt, was zu tun ist. Denk daran, du mußt an der Tür ganz langsam und deutlich sprechen.

Der Engländer hat in den letzten Jahren nicht mehr italienisch gesprochen.«

»Alte Männer sprechen lauter als sie müssen«, sagte Barzini ein wenig belustigt. »Weil wir schlecht hören. Also müssen das alle anderen auch.«

Fontine legte den Hörer auf und überprüfte die Pistole, die die Partisanen ihm zurückgelassen hatten. Sie hatten sie dem einen toten Korsen weggenommen. Er schraubte den Schalldämpfer ab und steckte die Waffe ein. Dann nahm er die Kiste und ging zur Tür hinaus.

Er ging langsam die Straße zur Zufahrt hinunter. Vor der Treppe im Licht, das von den Fenstern herausfiel, blieb er stehen, ruhte seinen Arm etwas aus und ließ damit erkennen, daß die Kiste vielleicht schwerer war, als man ihrer Größe nach annehmen durfte.

Dann stieg er die Stufen hinauf zu der schweren Eichentür und tat das Natürlichste, das ihm in den Sinn kam: er trat nach der rechten Tür.

Sekunden später wurde die Tür von Barzini geöffnet. Was sie redeten, war einfach und ohne Krampf. Der alte Mann sprach deutlich.

»Sind Sie auch ganz sicher, daß ich Ihnen nichts bringen soll, Padrone? Eine Kanne Tee vielleicht oder Kaffee?«

»Nein, danke, alter Freund. Geh schlafen. Wir haben morgen viel zu tun.«

»Gut, dann kriegen die Pferde heute früh zu fressen.« Barzini ging an Victor vorbei zur Treppe und stieg hinunter. Er bog nach links in Richtung auf die Stallungen.

Victor stand in der großen Halle. Alles war so, wie es gewesen war. Die Deutschen hatten sich darauf verstanden, Schönes nicht zu zerstören. Er bog in den dunklen Südflügel, in den riesigen Empfangssaal, auf die Tür zum Arbeitszimmer seines Vaters zu. Als er durch den vertrauten Raum ging, spürte er, wie ihm der Atem stockte.

Er betrat das Arbeitszimmer seines Vaters, Savarones Allerheiligstes. Er hielt sich in der Dunkelheit instinktiv nach rechts. Der riesige Schreibtisch stand, wo er immer gestanden hatte. Er stellte die Kiste ab und knipste die Lampe mit dem grünen Schirm an, an die er sich erinnerte. Es war dieselbe Lampe. Nichts hatte sich verändert.

Er setzte sich in den Sessel seines Vaters und holte die Pistole aus der Tasche. Er legte sie auf den Schreibtisch hinter die Kiste, so daß man sie von vorn nicht sehen konnte. Das Warten hatte begonnen. Zum zweitenmal lag sein Leben in Barzini's Händen. Einen Besseren konnte er sich nicht vorstellen. Barzini würde nicht bis zu den Stallungen gehen. Er würde die Straße zu den Stallungen hinaufgehen und sich seitwärts in die Büsche schlagen, wieder zurückkehren in den Garten, zum hinteren Ende des Hauses. Er würde durch eine der Hoftüren hereinkommen und darauf warten, daß der Engländer kam.

Stone würde in die Falle gehen.

Die Minuten schleppten sich dahin. Geistesabwesend zog Fontine die Schubladen im Schreibtisch seines Vaters auf. Er fand Wehrmachtsformulare und legte sie methodisch Blatt neben Blatt, ein Patiencespiel mit riesigen Spielkarten.

Er wartete.

Zuerst hörte er nichts. Er fühlte nur, daß jemand im Raum war. Es war ein unverkennbares Gefühl, erfüllte die Luft zwischen ihm und dem Eindringling. Dann drang das Ächzen einer Dielenbohle durch die Stille, gefolgt von zwei Schritten, selbstbewußt, ohne den geringsten Versuch, das Geräusch zu verdecken. Fontines Hand griff nach der Waffe.

Plötzlich flog aus der Dunkelheit ein heller Gegenstand durch den Schatten auf ihn zu. Victor zuckte zusammen, als der Gegenstand sichtbar wurde - ein Gegenstand, von dem Blutstropfen herunterfielen. Dann ein Klatschen - Fleisch gegen Holz -, und das scheußliche Ding traf auf die Tischplatte und rollte seine Obszönität in den Lichtkegel der Lampe.

Fontine stieß in einem Augenblick totalen Ekels den Atem aus.

Der Gegenstand war eine Hand. Eine abgeschnittene Hand, brutal über dem Gelenk vom Arm getrennt. Die Finger waren alt und welk und in ihrer krampfartigen Verzerrung wie Klauen, die Sehnen in dem Augenblick zusammengezogen, als man die Hand vom Arm getrennt hatte.

Es war die Hand Guido Barzinis. Von einem Irren geworfen, der die seine an einem Pier von Celle Ligure verloren hatte.

Victor schoß aus dem Sessel hoch, unterdrückte den Ekel, der in ihm aufwallte, griff nach der Waffe.

»Nicht anfassen! Wenn Sie es tun, sind Sie tot!« Stone stieß die Worte in Englisch hervor. Er kauerte auf der anderen Seite des Raumes im Schatten hinter einem hochlehnigen Armsessel.

Victor zog die Hand zurück. Er mußte sich zum Nachdenken zwingen. Zum Überleben. »Sie haben ihn getötet.«

»Man wird ihn im Wald finden. Seltsam, daß ich ihn dort fand, nicht wahr?«

Fontine stand reglos da und nahm die schreckliche Nachricht in sich auf, unterdrückte alle Gefühle. »Noch seltsamer«, sagte Victor leise, »daß Ihre Korse ihn nicht fanden.«

Stones Augen reagierten, nur ein Flackern des Erkennens, aber doch eine Reaktion. »Das war Ihr Spaziergang. Ich habe mich schon gefragt...« Der Engländer nickte langsam. »Ja, das ginge. Sie hätten sie erledigen können.«

»Nicht ich. Das waren andere.«

»Tut mir leid, Fontine. Das paßt nicht.«

»Wie können Sie so sicher sein?«

»Weil Sie, wenn es andere gab, nicht einen alten Mann für diesen letzten Auftrag eingesetzt hätten. Das ist dumm. Sie sind ein arroganter Hundesohn, aber dumm sind Sie nicht. Wir sind allein. Nur Sie und ich und diese Kiste. Die muß in einem verdammten Loch gesteckt haben. Genügend Leute haben Sie gesucht.«

»Dann haben Sie Ihren Handel mit Donatti gemacht?«

»Das glaubt er. Seltsam, nicht wahr? Sie haben mir alles weggenommen. Ich bin aus Liverpool herausgekrochen und hab' mich hinaufgearbeitet, und Sie haben mir das alles weggenommen, an einem Scheißpier bei den verdammten Itakern, vor fünf Jahren. Und jetzt habe ich alles zurück und

noch ein bißchen mehr. Vielleicht halte ich die größte Versteigerung ab, von der je einer gehört hat.«

»Was wollen Sie denn versteigern? Alte Jagdpreise? Ein paar Riemen und Geschirrstücke? Verblaßte Urkunden?«

Stone ließ den Hammer seiner Waffe knacken. Sein schwarzer Handschuh schlug auf die Stuhllehne, seine Augen bohrten sich in die Finsternis. »Machen Sie keine Witze!«

»Keine Witze. Ich bin nicht dumm, das haben Sie doch selbst gesagt. Und Sie haben keine Chance, diesen Abzug durchzudrücken. Sie haben nur eine einzige Chance, den Inhalt jener Kassette zu liefern. Wenn Sie das nicht tun, kann man leicht eine weitere Exekutionsorder ausstellen. Jene mächtigen Männer, die Sie vor fünf Jahren angeheuert haben, mögen keine peinlichen Spekulationen.«

»Halten Sie den Mund!« Stones klauenartige Hand unter dem schwarzen Leder krachte erneut auf die Stuhllehne herunter. »Bei mir funktioniert diese Taktik nicht, du Itakerschwein! Ich habe diese Taktik benutzt, ehe Sie überhaupt von Loch Torridon gehört haben.«

»Loch Torridon basierte auf Irrtum, Fehlkalkulation, Mißmanagement um jeden Preis. Das war doch seine Basis. Erinnern Sie sich?« Fontine trat einen Schritt zurück, stieß den Sessel mit den Beinen weg und streckte die Hände in einer Geste der Hilflosigkeit aus. »Kommen Sie doch. Sehen Sie selbst. Sie würden mich doch nicht töten, solange Sie nicht gesehen haben, was die Kugel Sie kostet.«

»Gehen Sie zurück - weiter!« Stone kam um den Stuhl herum, die unbewegliche Hand wie eine Lanze vor sich ausgestreckt. Seine linke Hand hielt die Waffe mit dem gespannten Hammer. Der leiseste Druck am Abzug, und er würde vorzucken, die Kugel durch den Lauf jagen.

Victor tat, was ihm befohlen wurde, die Augen starr auf die Pistole gerichtet. Sein Augenblick würde kommen, er mußte kommen, sonst würde alles hier enden.

Der Engländer ging auf den Schreibtisch zu, und jeder Schritt war die Bewegung eines Mannes, den Abscheu und größte

Vorsicht erfüllten, bereit, im Sekundenbruchteil zu zerstören. Sein Blick ließ Fontine los und starrte die Schreibtischplatte an, die abgeschnittene, verstümmelte Hand Guido Barzinis, die Kiste, den Haufen Abfall im Inneren der Kiste.

»Nein!« flüsterte er. »Nein!«

Der Augenblick war da. der Schock der Erkenntnis stand in Stones Augen. Er würde nicht wiederkommen.

Victor sprang auf den Schreibtisch zu, seine langen Arme gierten nach der Waffe. Der Augenblick der Unentschlossenheit Stones hatte nur einen Herzschlag lang gedauert, aber das war alles, was er erhoffen konnte.

Die Explosion war betäubend, aber Fontines Zupacken hatte den Schuß abgelenkt. Nur Zentimeter, aber es reichte. Die Kugel zerschmetterte die Schreibtischplatte, fetzte überallhin Holzsplitter. Victor hielt Stones Handgelenk fest, riß mit aller Kraft, die er besaß, daran, spürte die Schläge der harten, behandschuhten Hand in seinem Gesicht und an seinem Hals und spürte sie doch nicht. Stone stieß mit dem rechten Knie nach oben, trieb es Fontine in den Unterleib, aber er ließ die Pistole nicht los. Der Engländer schrie, wurde zum Berserker. Kraft allein würde ihn nicht, durfte ihn nicht besiegen.

Victor tat das einzige, was ihm noch blieb. Einen Augenblick lang stellte er jede Bewegung ein. Dann riß er Stones Handgelenk nach vorn, als wollte er sich die Pistole selbst in den Leib bohren.

Und als die Waffe gerade im Begriff war, sein Jackett zu berühren, drehte er sich und Stones Handgelenk plötzlich herum, drehte auch die Waffe um und stieß sie mit seinem ganzen Gewicht nach oben.

Die Explosion kam. Eine Sekunde lang war Fontine geblendet, sein Fleisch eiskalt vom Mündungsfeuer, und diesen Augenblick lang glaubte er, er wäre getötet worden.

Bis er spürte, wie Geoffrey Stones Körper zusammenbrach, ihn zu Boden zog.

Er schlug die Augen auf. Die Kugel war unter Stones Kinnlade eingedrungen, hatte Stones Schädeldecke zerschmettert.

Er trug Barzinis Leiche aus dem Wald zu den Stallungen, legte die verstümmelte Leiche auf das Bett und deckte sie mit einem Laken zu. Dann stand er lange Zeit, wie lange, würde er nie wissen, vor dem Leichnam und versuchte, Schmerz und Schrecken und Liebe zu verstehen.

Campo di Fiori war still. Für ihn war sein Geheimnis begraben. Er würde es nie erfahren. Das Mysterium von Saloniki war ein Geheimnis, das Savarone nicht geteilt hatte. Und der Sohn Savarones würde nicht länger darüber nachdenken. Sollten andere es tun, wenn sie wollten. Sollte Teague sich um den Rest kümmern. Er war fertig.

Er ging die Nordstraße von den Stallungen zur Zufahrt hinunter und stieg in den gemieteten Wagen. Der Morgen dämmerte. Die orangerote Sommersonne brach über der italienischen Landschaft hervor. Er warf einen letzten Blick auf das Zuhause seiner Kindheit und schaltete die Zündung ein.

Die Bäume huschten an ihm vorbei, das Blattwerk wurde zu einer Wand aus Grün und Orange und Gelb und Weiß. Er blickte auf den Tachometer. Über achtzig. Fünfundachtzig Stundenkilometer auf der sich windenden Zufahrtsstraße, die den Wald durchschnitt. Er sollte bremsen, das wußte er. Es war gefährlich - und doch wollte sein Fuß dem Befehl seines Bewußtseins nicht gehorchen.

O Gott, er mußte hier weg!

Unmittelbar vor dem Tor war eine lange Haarnadelkurve. In der alten Zeit - vor Jahren - war es üblich gewesen, zu hupen, wenn man sich der Kurve näherte. Jetzt gab es dazu keinen Anlaß, und er stellte erleichtert fest, daß sein Fuß sich etwas vom Gaspedal hob. Sein Instinkt funktionierte noch. Und trotzdem nahm er die Kurve mit fünfzig, und seine Reifen quietschten, als er aus der Biegung kam und auf das Tor zujagte. Automatisch beschleunigte er auf der geraden Strecke

wieder. Er würde am Tor vorbeifegen und in die Straße nach Varese einbiegen. Dann Mailand.

Dann London!

Er war nicht sicher, wann er es sah.

Sie.

Seine Gedanken waren abgeschweift. Seine Augen hatten nur die Straße vor der Motorhaube gesehen. Er wußte nur, daß er mit solcher Kraft auf die Bremse trat, daß er gegen das Steuer geschleudert wurde, daß sein Kopf nur wenige Zentimeter vor der Windschutzscheibe zum Stillstand kam. Der Wagen schleuderte, die Reifen quietschten, Staub wallte auf, und der Wagen rutschte schräg durch das Tor, kam nur einen knappen Meter vor den zwei schwarzen Limousinen zum Stillstand, die aus dem Nichts aufgetaucht waren und die Straße hinter den steinernen Torpfosten blockierten.

Er wurde gegen die Sitzlehne zurückgeschleudert. Der ganze Wagen vibrierte von dem plötzlichen Bremsmanöver. Benommen brauchte Fontine ein paar Sekunden, um die Nachwirkung der beinahe erfolgten Kollision abzuschütteln. Er blinzelte, sah jetzt wieder klar. An die Stelle von Wut trat Staunen.

Vor den zwei Limousinen standen fünf Männer in schwarzen Anzügen und weißen Priesterkrägen. Sie starrten ihn ausdruckslos an. Dann öffnete sich die hintere Tür der rechten Limousine, und ein sechster Mann stieg aus. Er war ein Mann von etwa sechzig Jahren im schwarzen Talar der Kirche.

Mit einer weißen Strähne im Haar.

## 17

Der Kardinal hatte die Augen eines Fanatikers und die angespannte, abgehackte Redeweise eines Besessenen. Er bewegte sich mit langsamen, fließenden Bewegungen, ließ nie zu, daß die Aufmerksamkeit seines Publikums nachließ. Er war gleichzeitig theatralisch und unheilverkündend. Sein ganzes Auftreten wirkte einstudiert, in vielen Jahren seines Wirkens im

Vatikan verfeinert. Donatti war ein Adler, der sich von Sperlingen nährte.

Er stand jenseits der Rechtschaffenheit. Er war die Rechtschaffenheit in Person.

Der Anblick des Mannes ließ Victor die Kontrolle über sich verlieren. Daß dieser Killer der Kirche Campo di Fiori betreten konnte, war eine für ihn unerträgliche Obszönität. Er stürzte sich auf die widerwärtige, mit einer Kutte bekleidete Gestalt. Jeder Sinn für Vernunft und Überleben und Angemessenheit war in diesem Augenblick, in dem die Erinnerung in ihm auflebte, wie weggewischt.

Die Priester waren auf ihn vorbereitet. Sie strebten aufeinander zu, so wie die Limousinen aufeinander zugerollt waren, versperrten ihm den Weg und hinderten ihn am Angriff. Sie hielten ihn fest, verdrehten ihm hinter dem Rücken die Arme. Eine Hand mit kräftigen Fingern packte seine Kehle, zwang seinen Kopf nach hinten und würgte seine Stimme weg. »Der Wagen«, sagte Donatti leise.

Die zwei Priester, die Fontine nicht festhielten, rannten auf den gemieteten Wagen zu und begannen zu suchen. Victor konnte hören, wie die Türen, der Kofferraum und die Motorhaube geöffnet wurden. Dann das Reißen von Polstern und das Krachen von Metall, als der Wagen buchstäblich auseinandergerissen wurde. Es dauerte fast eine Viertelstunde. Die ganze Zeit hingen Fontines Augen an denen des Kardinals. Erst am Ende der Suche blickte der Kurienpriester zu dem Wagen hinüber, als die zwei Männer auf ihn zukamen und gleichzeitig sprachen. »Da ist nichts, Euer Gnaden.«

Donatti gab dem Priester, dessen kräftige Hand Victor an der Kehle hielt, einen Wink. Sein Griff lockerte sich. Fontine schluckte ein paarmal hintereinander. Seine Arme waren immer noch hinter seinem Rücken verdreht. Jetzt sprach der Kardinal. »Die Ketzer von Konstantin haben gut gewählt: die Abtrünnigen von Campo di Fiori. Die Feinde Christi.«

»Tier! Schlächter!« Victor brachte nur ein Flüstern heraus. Seine Halsmuskeln hatten ernsthaften Schaden

davongetragen. »Sie haben uns ermordet! Ich habe Sie gesehen!«

»Ja. Ich dachte mir das schon.« Der Kardinal sprach ganz leise, und seine Stimme klang wie das Zischen einer Giftschlange. »Ich hätte selbst geschossen, wenn es nötig gewesen wäre. Und wenn man es so sieht, haben Sie ganz recht. In theologischem Sinn war ich der Henker.« Donattis Augen weiteten sich. »Wo ist die Kiste aus Saloniki?«

»Ich weiß es nicht.«

»Sie werden es mir sagen, Ketzer. Glauben Sie dem Wort eines echten Priesters. Sie haben keine Wahl.«

»Sie halten mich hier gegen meinen Willen fest! Im Namen Gottes, nehme ich an!« sagte Fontine eisig.

»Im Namen der Mutter Kirche und um sie zu bewahren. Es gibt kein Gesetz, das darüber Vorrang hätte. Wo ist die Sendung aus Saloniki?«

Die Augen, die schrille Stimme lösten die Erinnerung von vor Jahren wieder aus - ein kleines Kind vor der Tür eines Arbeitszimmers. »Wenn Ihnen jenes Wissen so wichtig war, weshalb haben Sie dann meinen Vater getötet? Er war der einzige, der es wußte...«

»Eine Lüge! Das ist eine Lüge!« Donatti fing sich, seine Lippen zitterten.

Fontine begriff. Damit hatte er den anderen am Nerv getroffen. Ein Fehler von außergewöhnlicher Größe war begangen worden, und der Kardinal konnte das nicht ertragen. »Sie wissen, daß es die Wahrheit ist«, sagte Victor leise. »Jetzt wissen Sie, daß es die Wahrheit ist. Und Sie können es nicht ertragen. Warum? Warum hat man ihn getötet?«

Der Priester senkte die Stimme. »Die Feinde Christi haben uns getäuscht. Die Ketzer von Xenope haben uns Lügen aufgetischt.« Und dann brüllte Donatti plötzlich: »Savarone Fontini-Cristi hat jene Lügen weitergetragen!«

»Wie hätte er denn Sie belügen können? Sie haben ihm doch nie geglaubt, selbst als er Ihnen die Wahrheit sagte.«

Wieder zitterte der Kardinal. Seine Stimme war kaum zu hören. »Aus Saloniki sind zwei Güterzüge ausgelaufen. Mit drei Tagen Abstand. Vom ersten wußten wir nichts; den zweiten haben wir in Monfalcone aufgehalten und sichergestellt, daß Fontini-Cristi ihn nicht finden würde. Damals wußten wir nicht, daß er bereits mit dem ersten Zug Kontakt hergestellt hatte. Und jetzt werden Sie uns sagen, was wir wissen wollen. Was wir wissen müssen.«

»Ich kann Ihnen nicht geben, was ich nicht habe.«

Donatti sah den Priester an und sagte nur ein Wort. »Jetzt.«

Victor konnte sich später nicht erinnern, wie lange es dauerte, denn da war keine Zeit, nur Schmerz. Quälender, unerträglicher, stechender, konvulsivischer Schmerz. Er wurde wieder hinter die Tore von Campo di Fiori und in den Wald gezerrt. Dort begannen die Priester ihre Folter. Sie begannen mit seinen nackten Füßen, brachen ihm Zehen und verdrehten ihm Knöchel. Dann kamen die Beine und Knie: zerdrückt, verdreht, angespannt. Und dann seine Männlichkeit, sein Leib... Er wünschte sich den Tod! - und stets über ihm, das Bild von den Tränen des Schmerzes verzerrt, war der Priester der Kurie mit der weißen Strähne im Haar.

»Sag es uns! Sag es uns, Feind Christi!«

Die Arme wurden ihm aus den Gelenken gerissen. Seine Handgelenke wurden nach innen verdreht. Dann kamen Augenblicke gesegneter Leere, die plötzlich wieder endeten, wenn Hände ihn klatschend ins Bewußtsein zurückriefen.

»Sag es uns! Sag es uns!« Die Worte wurden zu hunderttausend Hämmern. Echo eines Echos. »Sag es uns, Feind Christi!«

Dann war wieder alles Leere. Und durch die dunklen Gänge seines Gefühls fühlte er den Rhythmus der Wellen und der Luft. Ein Schweben, das ihm tief im Inneren seines Bewußtseins sagte, daß er dem Tode nahe war.

Es gab ein letztes, grausames Krachen, und doch konnte er es nicht fühlen. Er war jenseits jeglichen Gefühls.

Und doch hörte er die Worte aus der Ferne, ganz weit in der Ferne. Wie eine Litanei klangen sie.

»In nomine Patris, et Filii et Spiritus sancti. Amen. Dominus vobiscum...«

Man überließ ihn sich selbst, ließ ihn sterben.

Dann wieder das Gefühl des Schwebens. Die Wellen und die Luft. Und Stimmen, undeutlich, zu weit entfernt, als daß er sie wirklich hätte hören können. Und eine Berührung. Er spürte, wie ihn etwas berührte, und jeder Kontakt jagte Pfeile des Schmerzes durch seinen ganzen Körper. Und doch war dies nicht die Berührung der Folter. Die Stimmen in der Ferne waren nicht die Stimmen derer, die ihn quälten.

Zuletzt nahmen die undeutlich verschwommenen Bilder Gestalt an. Er befand sich in einem weißen Raum. In der Ferne waren Flaschen mit Röhren, aus denen Kaskaden strömten.

Und über ihm war ein Gesicht. Das Gesicht, von dem er wußte, daß er es nie wiedersehen würde. Was von seinem Bewußtsein übriggeblieben war, spielte ihm einen schrecklichen Streich.

Das Gesicht weinte. Tränen rannen ihm über die Wangen.

Seine Frau Jane flüsterte. »Mein Geliebter. Mein Allerliebster. O Gott, was haben sie dir angetan?«

Ihr schönes Gesicht war ganz dicht bei dem seinen, berührte es. Und dann war kein Schmerz mehr.

Die Männer von MI 6 hatten ihn gefunden. Die Priester hatten ihn zu einem Wagen getragen, ihn auf die kreisförmige Zufahrt gefahren und ihn in Campo di Fiori zum Sterben liegen gelassen. Daß er nicht gestorben war, konnten die Ärzte nicht erklären. Er hätte sterben müssen. Seine Genesung würde Monate, vielleicht Jahre in Anspruch nehmen, und in Wahrheit würde er nie ganz genesen. Aber bei guter Pflege würde er vielleicht seine Arme und Beine wieder benutzen können; er würde gehen können, und das für sich war schon ein Wunder.

In der achten Woche konnte er sich aufsetzen. Er schloß seine Geschäfte mit dem Reparationsgericht in Rom ab. Die

Ländereien, die Fabriken, der ganze Besitz wurde für fünfundsiebzig Millionen Pfund Sterling verkauft. Und wie er es sich selbst versprochen hatte, schloß die Transaktion Campo di Fiori nicht ein. Für Campo di Fiori hatte er eigens Vorkehrungen getroffen, und hatte dazu einen Anwalt aus Mailand, dem er vertraute, eingesetzt. Auch Campo di Fiori sollte verkauft werden, aber er wollte den Namen des Käufers nie erfahren. Es gab zwei bindende Einschränkungen: Der Käufer durfte niemals in seiner ganzen Vergangenheit irgendeine Verbindung zu den Faschisten gehabt haben, noch durfte er irgendeine Beziehung, welcher Art auch immer, mit einer religiösen Körperschaft haben, gleich welcher Konfession.

In der neunten Woche wurde ein Engländer auf Weisung seiner Regierung von London herübergefliegen.

Sir Anthony Brevourt stand am Fußende von Fontines Bett, das Kinn etwas vorgestreckt, die Augen mitfühlend und doch nicht ohne Härte. »Donatti ist tot. Er hat sich von der Balustrade von Sankt Peter gestürzt. Niemand trauert um ihn.«

»Ja. Das wußte ich. Am Ende ein Akt des Wahnsinns.«

»Die fünf Priester, die bei ihm waren, sind bestraft worden. Drei wurden exkommuniziert, vor Gericht gestellt und sind auf einige Jahrzehnte hinter Gefängnismauern gewandert. Die zwei anderen müssen lebenslange Buße in Transvaal tun. Was im Namen der Kirche geschehen ist, erschreckt ihre Führer.«

»Mir scheint, daß zu viele Kirchen die Fanatiker gewähren lassen und dann voll Erstaunen auf das zurückblicken, was sie getan haben, erschreckt über das, was »in ihrem Namen« geschah. Das gilt nicht nur für Rom. Äußerlichkeiten verdecken oft die Ziele, nicht wahr? Das gilt auch für Regierungen. Ich möchte Antworten auf meine Fragen!«

Brevourt blinzelte ein paarmal über Fontines Ausbruch und erwiderte dann schnell und mechanisch: »Ich bin bereit, solche Antworten, soweit ich kann, zu geben. Man hat mich angewiesen, nichts zurückzuhalten.«

»Zuerst Stone. Der Exekutionsbefehl ist mir erklärt worden; ich habe nichts dazu zu sagen. Ich möchte den Rest wissen. Alles.«

»Es ist genauso, wie man es Ihnen gesagt hat. Ich habe Ihnen nicht vertraut. Ich war, als Sie in London auftauchten, überzeugt, daß Sie sich entschlossen hätten, uns nichts über den Zug aus Saloniki zu sagen. Ich erwartete, daß Sie Ihre eigenen Arrangements treffen würden, so wie Sie es wollten. Wir durften nicht zulassen, daß das geschah.«

»Dann hat Stone Ihnen über meine Aktivitäten berichtet?«

»Jede Einzelheit. Sie haben elf Reisen über den Kanal und eine nach Lissabon gemacht. Mit Stones Hilfe wurden Sie jedesmal in unserem Auftrag überwacht. Falls man Sie gefangengenommen hätte, waren wir vorbereitet, mit dem Feind über einen Austausch zu verhandeln.«

»Und wenn man mich getötet hätte?«

»Am Anfang war das ein Risiko, das wir einkalkulierten. Und das von der Möglichkeit überschattet wurde, daß Sie hätten fliehen und Kontakt in bezug auf Saloniki hätten herstellen können. Und im Juni zweiundvierzig, nach Oxfordshire, erklärte Teague sich bereit, Sie nicht länger über den Kanal zu schicken.«

»Was geschah in Oxfordshire? Der Priester - falls es ein Priester war -, der diese Flugzeuge hereingelotst hat, war Grieche. Vom Xenope-Orden. Ihr erster Wahlbezirk, nehme ich an.«

Brevourt kniff die Lippen zusammen und atmete tief durch. Er mußte hier Geständnisse ablegen, die ihn schmerzten und ihm zugleich peinlich waren. »Wieder Stone. Die Deutschen haben zwei Jahre lang versucht, den Komplex in Oxfordshire ausfindig zu machen. Er ließ die genaue Position nach Berlin durchsickern und traf gleichzeitig seine Übereinkunft mit den Griechen. Er überzeugte sie, daß es eine Möglichkeit gab, Sie zu brechen. Es war den Versuch wert. Ein Mann, den man zerbrochen hat, pflegt zu reden. Ihm selbst war ›Saloniki‹ völlig gleichgültig, aber der Bombenangriff nützte seinem Hauptziel.

Er brachte einen fanatischen Priester ins Innere der Anlage und koordinierte den Angriff.«

»Warum, in Gottes Namen?«

»Um Ihre Frau zu töten. Wenn sie ums Leben gekommen oder auch nur schwer verwundet worden wäre, nahm er an, hätten Sie sich gegen alles Britische gewandt, MI 6 verlassen. Er hatte recht. Beinahe hätten Sie das ja getan, das wissen Sie. Er haßte Sie, gab Ihnen die Schuld, weil seine brillante Karriere zerstört worden war. So wie ich es verstand, versuchte er, Sie in jener Nacht in London festzuhalten.«

Victor erinnerte sich an die schreckliche Nacht. Stone, der methodisch vorgehende Psychopath, hatte die Minuten gezählt, die Geschwindigkeit eines Wagens ausgerechnet. Fontine griff nach seinen Zigaretten auf dem Nachttisch. »Letzte Frage. Lügen Sie nicht. Was war in diesem Zug aus Saloniki?« Brevourt ging ans Fenster und schwieg einen Augenblick lang. »Pergamentrollen, Schriftstücke aus der Vergangenheit, die, wenn man sie an die Öffentlichkeit bringt, die religiöse Welt in Chaos stürzen können. Ganz besonders würden sie die christliche Welt in Stücke reißen. Anklagen und Dementis würden hin und her geschleudert werden. Regierungen könnten sich gezwungen sehen, sich für die eine oder andere Seite zu entscheiden. Und schlimmer als alles andere - in feindlicher Hand wären diese Dokumente eine ideologische Waffe, die alles Vorstellbare übersteigt.«

»Dokumente können so etwas bewirken?« fragte Fontine. »Diese Dokumente können das«, erwiderte Brevourt und wandte sich vom Fenster ab. »Haben Sie je von der Filioque-Klausel gehört?«

Victor atmete ein. Seine Gedanken wanderten über die Jahre zurück, zu dem, was er als Kind gelernt hatte. »Das ist ein Teil des Nicäischen Bekenntnisses.«

»Genauer gesagt, des Nicäischen Bekenntnisses aus dem Jahre 381. Es hat viele Konzilien gegeben, ganz subtile Abwandlungen des Glaubens. Die Filioque-Klausel war eine spätere Hinzufügung, die ein für allemal aussagte, daß Christus

von derselben Substanz wie Gott ist. Die östliche Kirche hat diesen Zusatz als Irrlehre abgelehnt. Für die östliche Kirche, besonders für die Sekten, die dem Arius folgten, war Jesus Christus als der Sohn Gottes der Lehrer. Seine Göttlichkeit war der Gottes nicht gleich. Für sie konnte es in jenen Zeiten keine solche Gleichheit geben. Als die Filioque-Klausel zum erstenmal vorgeschlagen wurde, erkannte sie das Patriarchat von Konstantin als das, was sie war: eine Doktrin, die Rom begünstigte. Ein theologisches Symbol, das sich als Begründung benutzen ließ, um sich zu trennen und neue Gebiete zu erobern, und damit hatten sie natürlich recht. Das Heilige Römische Reich wurde zu einer globalen Macht - so wie man den Begriff global damals begriff. Sein Einfluß breitete sich von jener einzigen Prämisse ausgehend in der ganzen Welt aus, dieser spezialisierten Göttlichkeit Christi: Erobert in Namen Christi.« Brevourt hielt inne, als suchte er nach Worten. Langsam ging er zum Fußende des Bettes zurück.

»Dann widerlegen die Dokumente in jener Kassette die Filioque-Klausel?« fragte Victor. »Wenn sie das tun, sind sie eine Herausforderung für die Grundfeste der römischen Kirche und aller christlichen Sekten, die sich später entwickelt haben.«

»Ja, das tun sie«, erwiderte Brevourt leise. »Insgesamt und im kollektiven Sinn nennt man sie die Verwerfung - die Filioque-Verwerfungen. Sie schließen Verträge zwischen Kronen und Fürsten bis hinüber nach Spanien ein, im sechsten Jahrhundert, wo die Filioque-Verwerfung ihren Ursprung hatte, und zwar, wie viele glauben, aus rein politischen Gründen. Andere sind Aufzeichnungen dessen, was als ›logische Korruption‹ bezeichnet wird... Wenn das alles gewesen wäre, was sie bewirkten, hätte die Welt damit leben können. Sohn Gottes, Lehrer, eine Substanz. Das sind theologische Differenzen, mit denen sich vielleicht Bibelwissenschaftler befassen können. Leider geht es um viel mehr. Im Eifer des Patriarchats, die Filioque-Klausel abzuwenden, sandte es Priester aus, um die Heiligen Lande zu durchsuchen, sich mit den aramäischen Gelehrten zu treffen und alles ans Licht zu fördern, das je in bezug auf Jesus existierte. Sie haben viel

mehr ans Tageslicht gebracht, als sie suchten. Es gab Gerüchte von Schriftrollen, die in den Jahren um die Wende des ersten Jahrhunderts geschrieben wurden. Man hat sie ausfindig gemacht, einige entdeckt und sie Konstantin gebracht. Es heißt, daß eine dieser aramäischen Schriftrollen, das Jesus-Papier, tiefschürfende und sehr spezielle Zweifel in bezug auf den Mann, den man als Jesus kennt, enthält. Vielleicht hat er nie existiert.«

Der Ozeandampfer strebte den offenen Gewässern des Kanals zu. Fontine stand an der Reling und blickte auf die Hafensilhouette von Southampton zurück. Jane stand neben ihm, die eine Hand um seine Hüfte, die andere vor ihr über seiner Hand am Geländer. Die Krücken mit den großen Metallklammern, die seine Unterarme festhielten, lehnten zu seiner Linken, und die blitzenden Halbkreise aus rostfreiem Stahl funkelten im Licht der Sonne.

Er hatte sie selbst konstruiert. Er würde noch ein gutes Jahr Krücken benutzen müssen, hatten die Ärzte gesagt, also lohnte es sich, die existierenden zu verbessern.

Ihre Söhne Andrew und Adrian waren mit ihrer Kinderschwester aus Dunblane zusammen - einer von jenen, die sich dafür ausgesprochen hatten, mit den Fontines nach Amerika zu fahren.

Italien, Campo di Fiori, der Zug aus Saloniki, sie alle lagen in der Vergangenheit. Das Jesus-Papier, die alles umwälzenden Schriftrollen, die man aus den Archiven von Xenope geholt hatte, befanden sich irgendwo in den italienischen Alpen, auf ein Jahrtausend begraben. Man würde sie vielleicht nie finden.

Es war besser so. Die Welt hatte eine Ära der Verwüstung und des Zweifels durchlaufen. Die Vernunft forderte, daß wieder Ruhe hergestellt wurde. Zumindest für eine Weile und wenn auch nur an der Oberfläche. Jetzt war nicht die Zeit für die Kassette aus Saloniki.

Die Zukunft begann mit den Strahlen der Nachmittagssonne über dem Kanal. Victor lehnte sich zu seiner Frau hinüber und

legte sein Gesicht an das ihre. Keiner von beiden sprach. Jane hielt stumm seine Hand.

Auf dem Deck wurde es plötzlich unruhig. Dreißig Meter achtern hatten die Zwillinge zu streiten begonnen. Andrew war auf seinen Bruder Adrian ärgerlich. Sie schlugen mit kindlichem Ernst aufeinander ein.

Fontine lächelte.

Kinder.

## Zweites Buch

### *Teil eins*

18

JUNI 1973

Männer.

Sie sind Männer, dachte Victor Fontine, als er seinen Söhnen dabei zusah, wie sie sich, jeder für sich, im hellen Sonnenlicht ihren Weg durch die Gäste bahnten. Und Zwillinge in zweiter Linie. Das war eine wichtige Unterscheidung, fand er, obwohl es nicht notwendig war, sich länger damit zu befassen. Seit jemand das letztemal sie so bezeichnet hatte, schienen Jahre verstrichen zu sein. Mit Ausnahme von Jane und ihm selbst natürlich. Brüder, ja, aber nicht Zwillinge. Seltsam eigentlich, wie das Wort außer Gebrauch gekommen war.

Vielleicht würde es durch die Party wieder auf eine Weile aufleben. Das würde Jane gefallen. Für Jane waren sie immer die Zwillinge. Ihre Gemini.

Die Nachmittagsparty in dem Haus in North Shore auf Long Island galt Andrew und Adrian; es war ihr Geburtstag. Die Wiesen und Gärten hinter dem Haus über der Bootshütte und dem Wasser waren in ein riesiges »Fête champêtre« im Freien verwandelt worden, wie Jane es nannte. »Ein altmodisches, erwachsenes Picknick. Niemand macht mehr so etwas. Darum werden wir es tun.«

Ein kleines Orchester spielte am Südrand der Terrasse, und die Musik lieferte den Hintergrund für hundert Gespräche. Auf der weiten, gepflegten Rasenfläche waren lange, mit Speisen überhäufte Tische aufgebaut. Zwei Bars zu beiden Enden des rechtwinklig angelegten Büffets brauchten sich nicht über Mangel an Zuspruch zu beklagen.

»Fete champetre« - Victor hatte den Begriff noch nie gehört, nicht in vierunddreißig Jahren ihrer Ehe.

Wie die Jahre dahingeflogen waren. Es schien so, als hätte man drei Jahrzehnte in eine Zeitkapsel zusammengedrückt und sie mit unglaublicher Geschwindigkeit durch den Himmel geschossen, damit sie landete, von den Teilnehmern geöffnet wurde, um lediglich festzustellen, daß man älter geworden war.

Andrew und Adrian standen nahe beieinander. Andy unterhielt sich an einem Tisch mit den Kempsons. Adrian stand an der Bar und redete mit ein paar jungen Leuten, deren Kleidung den einzigen unbestimmbaren Hinweis auf ihr Geschlecht lieferte. Irgendwie paßte es, daß Andrew mit den Kempsons zusammen war. Paul Kempson war Präsident von Centaur Electronics. Man hielt im Pentagon große Stücke von ihm, ebenso natürlich von Andrew. Adrian war ohne Zweifel von ein paar Universitätsstudenten in die Ecke gezogen worden, die mit dem ausnehmend freimütigen Anwalt diskutieren wollten.

Victor stellte mit gewisser Befriedigung fest, daß beide Zwillinge größer als die Gäste waren. Es war zu erwarten, denn weder er noch Jane waren klein. Die Brüder ähnelten einander, waren aber nicht identisch. Andrews Haar war sehr hell, fast blond, das Adrians dunkel, kastanienfarben. Ihre Gesichtszüge waren scharf geschnitten, eine Kombination der seinen und der Janes, aber jedes Gesicht hatte seine eigene Identität. Das einzig Physische, was sie gemeinsam hatten, waren ihre Augen: die Janes. Von hellem Blau und durchdringend.

Manchmal, wenn es sehr hell war, oder wenn sie sich im Schatten befanden, konnte man sie miteinander verwechseln. Aber nur dann und unter diesen speziellen Umständen. Außerdem mieden sie solche Gelegenheiten. Jeder war ganz und gar eine eigene Persönlichkeit.

Andrew mit dem hellen Haar war in der Army ein loyaler, hochmotivierter Berufssoldat. Victors Einfluß hatte ihm einen vom Kongreß geförderten Studienplatz in West Point eingetragen, wo Andrew Hervorragendes geleistet hatte. Er hatte zwei Dienstperioden in Vietnam verbracht, obwohl er für

die Art und Weise, wie jener Krieg geführt wurde, nur Abscheu empfand. »Gewinnen oder aussteigen« war sein Glaubensbekenntnis, aber niemand hörte auf ihn. Und er war nicht sicher, ob das überhaupt einen Unterschied gemacht hätte. Die Korruption in Saigon war anders als jede andere Korruption auf der ganzen Welt.

Aber Andrew lehnte sich nicht auf. Das begriff Victor. Sein Sohn glaubte aus tiefem Herzen und unverbrüchlich, daß Amerikas Stärke in seiner militärischen Macht begründet lag. Wenn einmal alles gesagt und getan war, blieb nur noch die Macht, die es gab. Und sie galt es, weise zu gebrauchen, aber zu gebrauchen.

Für den dunkelhaarigen Adrian gab es dagegen keine Grenzen für den Einsatz der Worte, keine Entschuldigung für bewaffnete Konfrontation. Adrian, der Anwalt, war auf seine Art ein ebenso ergebener Mann wie sein Bruder, obwohl sein Auftreten diese Behauptung manchmal Lügen zu strafen schien. Adrian pflegte sich mit eher schleppendem Gang und herunterhängenden Schultern zu bewegen und vermittelte den Eindruck einer gewissen Nonchalance, wo es eine solche in Wirklichkeit gar nicht gab. Seine Gegner in juristischen Auseinandersetzungen hatten gelernt, sich nicht von seinem Humor oder seiner scheinbaren Gleichgültigkeit einlullen zu lassen. Adrian war alles andere als gleichgültig. Im Gerichtssaal war er ein Hai. Das war er zumindest im Büro des Staatsanwalts von Boston gewesen. Jetzt war er in Washington.

Adrian war in Princeton gewesen, hatte die juristische Fakultät von Harvard besucht und sich dann ein Jahr freigenommen, um herumzuwandern, sich einen Bart wachsen zu lassen, Gitarre zu spielen und mit gefügigen Mädchen von San Francisco bis zur Bleecker Street zu schlafen. Das war ein Jahr gewesen, in dem Victor und Jane beide den Atem angehalten hatten, was nicht hieß, daß es nicht gelegentlich zu Temperamentsausbrüchen gekommen wäre.

Doch das Leben auf der Straße, die provinziellen Grenzen eines halben Dutzend Kommunen verloren schnell ihren Reiz

für Adrian. Er war ebensowenig imstande, die Ziellosigkeit unprovozierter Erfahrungen zu akzeptieren, wie Victor das vor fast dreißig Jahren am Ende des Krieges in Europa nicht fertiggebracht hatte.

Fontines Gedankengang wurde unterbrochen. Die Kempsons kamen auf seinen Stuhl zu, bahnten sich mit ein paar Entschuldigungen ihren Weg durch die Menge. Sie würden von ihm nicht erwarten, daß er aufstünde - niemand tat das -, aber es ärgerte Victor, daß er es nicht konnte, nicht ohne Hilfe.

»Ein verdammt tüchtiger Junge«, sagte Paul Kempson. »Der trägt seinen Kopf gerade auf den Schultern, dieser Andrew. Ich habe ihm schon gesagt, wenn er je die Uniform an den Nagel hängen möchte, gibt es bei Centaur einen Platz für ihn.«

»Ich hab' ihm gesagt, er sollte seine Uniform tragen«, fügte Kempsons Frau mit strahlendem Lächeln hinzu. »Er ist ein solch gutaussehender Mann.«

»Ich bin sicher, daß er das für unpassend hielte«, sagte Fontine, der sich dessen keineswegs sicher war. »Niemand möchte bei einer Geburtstagsparty an den Krieg erinnert werden.«

»Wie lange bleibt er diesmal zu Hause, Victor?« fragte Kempson.

»Hier? Nur ein paar Tage. Er ist jetzt in Virginia stationiert. Im Pentagon.«

»Ihr zweiter Junge ist auch in Washington, nicht wahr? Mir ist so, als hätte ich neulich in der Zeitung etwas über ihn gelesen.«

»Ja. Ganz bestimmt haben Sie das.« Fontine lächelte.

»Oh, dann sind sie zusammen. Das ist nett«, sagte Alice Kempson.

Das Orchester beendete ein Stück und begann das nächste. Die jüngeren Paare strömten auf die Terrasse. Die Party kam jetzt mehr in Schwung. Die Kempsons verließen Victor mit einem Lächeln und einem Kopfnicken. Victor dachte kurz über Alice Kempsons Bemerkung nach »Sie sind zusammen. Das ist nett.«

Doch Andrew und Adrian waren nicht zusammen. Ihre Arbeitsstätten lagen zwar nur zwanzig Minuten voneinander entfernt, aber jeder lebte ein separates Leben. Manchmal dachte Fontine, zu separat. Sie lachten nicht miteinander, wie sie das als Kinder manchmal getan hatten. Als Männer war irgend etwas zwischen ihnen geschehen. Fontine fragte sich, was es gewesen war.

Jane bestätigte etwa zum hundertstenmal, daß die Party wirklich ein Erfolg war, nicht wahr. Eine Feststellung. Gott sei Dank hatte das Wetter gehalten. Der Partyservice hatte geschworen, daß sie die Zelte in weniger als einer Stunde aufbauen würden, wenn es sich als notwendig erweisen sollte. Aber am frühen Nachmittag schien die Sonne hell vom Himmel, und das Versprechen eines schönen Tages bewahrheitete sich.

Nicht jedoch das eines schönen Abends. In weiter Ferne über dem Meer, in der Nähe von Connecticut, war der Himmel grau. Die Wetterberichte prophezeiten »vereinzelt nächtliche Gewitter mit zunehmenden Niederschlägen«, was auch immer das bedeutete. Warum sagten sie nicht einfach, daß es später regnen würde?

Zwei Uhr bis sechs Uhr. Eine gute Zeit für ein sonntägliches »Fete champetre«. Sie hatte über Victors Unkenntnis des Begriffes gelacht. Die Bezeichnung war so richtig präntentios viktorianisch, und es machte Spaß, ihn zu gebrauchen. Es sah so witzig auf den Einladungen aus. Jane unterdrückte ein Lachen. Vielleicht sollte sie ihre Verspieltheit besser unter Kontrolle halten. Für so etwas war sie viel zu alt.

Adrian lächelte ihr über die Menge hinweg zu. Ob er ihre Gedanken lesen konnte? Adrian, ihr dunkelhaariger Gemini, hatte ihren etwas skurrilen englischen Humor geerbt.

Er war einunddreißig Jahre alt. Sie waren einunddreißig Jahre alt. Wohin waren die Jahre gegangen? Ihr schien es nur Monate zurückzuliegen, seit alle mit dem Schiff in New York eingetroffen waren, gefolgt von Monaten der Aktivität, in denen Victor in den Staaten umhergeflogen und dann immer wieder

nach Europa zurückgekehrt war. Monate, in denen er wie ein Wilder gebaut hatte.

Und Victor hatte es geschafft. Fontine Ltd. wurde zu einer der gefragtesten Beratungsfirmen in Amerika, wobei sich Victors Erfahrung in erster Linie mit dem Wiederaufbau in Europa befaßte. Der Name Fontine auf der Präsentation einer Gesellschaft war so etwas wie ein automatischer Pluspunkt. Kenntnisse über den betroffenen Markt waren damit garantiert.

Victor hatte seine ganze Kraft hineingelegt, nicht nur um des Stolzes willen oder aus instinktiver Produktivität, sondern wegen etwas anderem. Jane wußte es und wußte gleichzeitig, daß sie nichts tun konnte, um ihm zu helfen. Das lenkte seine Gedanken von dem Schmerz ab. Ihr Mann war selten frei von Schmerzen. Die Operationen verlängerten sein Leben, konnten aber den Schmerz kaum lindern.

Sie blickte über den Rasen zu Victor hinüber. Er saß in seinem harten, hölzernen Sessel mit der geraden Lehne, und der glänzende Metallstock lehnte an seiner Seite. Er war so stolz gewesen, als an die Stelle der zwei Krücken der eine Stock getreten war, der ihm das Gehen möglich machte, ohne so offensichtlich ein Krüppel zu sein.

»Hi, Mrs. Fontine«, sagte der junge Mann mit dem sehr langen Haar. »Eine fantastische Party ist das! Vielen Dank, daß ich meine Freunde mitbringen durfte. Sie wollten alle Adrian kennenlernen.«

Der junge Mann hieß Michael Reilly. Die Reillys waren ihre nächsten Nachbarn am Strand, vielleicht eine halbe Meile weiter unten. Michael studierte an der Columbia-Universität Jura.

»Das ist sehr schmeichelhaft!«

»Er ist Spitze! Er hat in Boston tatsächlich diesen Tesco-Kartellprozeß gewonnen, wo selbst das Bundesgericht glaubte, es ginge nicht. Jeder wußte, daß es eine Centaur-Gesellschaft war, aber es brauchte jemanden wie Adrian, um das festzunageln.«

»Darüber würde ich an Ihrer Stelle nicht mit Mr. Kempson sprechen.«

»Keine Sorge. Ich hab' ihn im Club gesehen, und er hat mir gesagt, ich sollte mir die Haare schneiden lassen. Was soll's, hat mein Vater auch gesagt.«

»Wie ich sehe, haben Sie sich durchgesetzt.«

Michael grinste. »Er ist stocksauer, aber er kann's nicht rauslassen. Ich habe ein Diplom für Sonderleistungen bekommen. Wir haben einen Handel geschlossen.«

»Gut für Sie. Sorgen Sie dafür, daß er seinen Teil einhält.«

Der junge Reilly lachte, beugte sich zu ihr hinüber und küßte sie auf die Wange. »Sie sind einmalig!«

Er grinste wieder und ging weiter, weil ein Mädchen am Rand des Patio ihm zugewinkt hatte.

Die jungen Leute mochten Jane. Das tat ihr gut, besonders in einer Zeit wie dieser, in der die Jungen so wenig fanden, das sie mochten oder das ihnen zusagte. Sie mochten sie trotz der Tatsache, daß sie sich weigerte, Konzessionen an die Jugend oder an das Alter zu machen. Ihr Haar hatte graue Strähnen - weiß Gott, mehr als nur Strähnen -, ihr Gesicht Falten, wie es sich gehörte, und es gab keine Diskussion über eine eventuelle kleine Operation - ein Schnittchen hier, ein Straffen dort, wie es so viele ihrer Freundinnen getan hatten. Sie dankte dem Himmel, daß sie ihre gute Figur behalten hatte. Wenn man alles zusammenrechnete - eigentlich nicht schlecht für Sechzig - über Sechzig, verdammt.

»Entschuldigen Sie bitte, Mrs. Fontine?« Das Mädchen war aus dem Chaos gekommen, das Küche hieß.

»Ja, Grace? Probleme?«

»Nein, Ma'am. Da ist ein Herr an der Tür. Er hat nach Ihnen oder Mr. Fontine gefragt.«

»Sagen Sie ihm, er soll herauskommen.«

»Er hat gesagt, das möchte er lieber nicht. Er ist ein ausländischer Herr, ein Priester. Ich dachte, nachdem so viele Leute da sind, würde Mr. Fontine...«

»Ja, Sie haben recht«, unterbrach Jane, die verstand. Victor machte es keine Freude, seinen Gästen zu zeigen, wie schlecht er sich bewegen konnte. »Ich komme schon.«

Der Priester stand in der Halle. Sein schwarzer Anzug saß schlecht und wirkte abgetragen, und sein Gesicht war schmal und müde. Er schien verängstigt.

Jane sprach kühl zu ihm. Sie konnte nicht anders. »Ich bin Mrs. Fontine.«

»Ja, Sie sind die Signora«, erwiderte der Priester verlegen. Er hielt einen großen, etwas fleckigen Umschlag in der Hand. »Ich habe die Bilder gesehen. Ich wollte nicht stören. So viele Wagen.«

»Was ist denn?«

»Ich bin aus Rom gekommen, Signora. Ich bringe einen Brief für den Padrone. Sie sorgen doch dafür, daß er ihn erhält, bitte?« Der Priester hielt ihr den Umschlag hin.

Andrew beobachtete seinen Bruder mit den langhaarigen Studenten an der Bar. Sie trugen ihre Uniformen aus Jeans und Wildleder, jeder hatte ein Medaillon um den Hals. Adrian würde es nie lernen; seine Zuhörerschaft war unnütz. Sie waren unecht. Es war nicht nur das ungekämmte Haar und die ungepflegte Kleidung, die den Soldaten in ihm störten. Dabei handelte es sich nur um Symptome. Nein, es war die Verlogenheit, die mit solch seichten Ausdrucksformen von Nonkonformismus einherging. Im großen und ganzen waren sie unerträglich; widerliche Leute mit ungepflegtem Geist.

Sie sprachen so eindringlich, so wissend von »Bewegungen« und »Gegenbewegungen«, als hätten sie Teil an der Welt des politischen Denkens, bewegten sie mit. Diese Welt - die dritte Welt. Und das war der größte Witz von allen, weil hier nicht einer von Zehntausend wußte, wie er als Revolutionär handeln mußte. Sie besaßen weder die Überzeugung noch den Mumm, geschweige denn das Gewußt-Wie.

Sie waren bloß Aussteiger, die Plastikbeutel voll Scheiße warfen, wenn niemand auf ihr Geschrei hören wollte. Sie waren Spinner, und er konnte Spinner nicht ertragen. Aber Adrian

verstand das nicht. Sein Bruder suchte Werte, wo es keine gab. Adrian war ein Narr; aber das wußte er schließlich schon seit sieben Jahren. Vor sieben Jahren hatte er herausgefunden, welch ein großer Narr sein Bruder war. Adrian war ein Aussteiger im schlimmsten Sinne, denn er hatte allen Grund dazu, keiner zu sein.

Adrian blickte von der Bar zu ihm auf. Andrew wandte sich ab. Sein Bruder langweilte ihn, und mitanzusehen, wie er solche Leute zu bekehren versuchte, widerte ihn an.

Der Soldat hatte das nicht immer so empfunden. Vor zehn Jahren, als er West Point verlassen hatte, hatte er nicht mit der gleichen Heftigkeit gehaßt, wie er sie jetzt empfand. Er hielt nicht viel von Adrian und seiner Sammlung von Aussteigern, aber da war kein Haß. So wie die Johnson-Mafia anfang, Südostasien anzupacken, gab es durchaus Gründe, diese Opposition zu verstehen. Aussteigen.

Übersetzung: Hanoi vernichten. Oder aussteigen.

Er hatte seine Position immer wieder erklärt. Den Spinnern. Adrian. Aber niemand wollte sie von einem Soldaten hören. »Soldatenbubi« hatten sie ihn genannt und »Kanonenschädel« und »Knöpfchendrucker« und »Atomarsch«.

Aber es waren nicht die Namen. Jeder, der West Point und Saigon hinter sich hatte, konnte damit fertig werden. Am Ende war es ihre Dummheit. Nicht etwa, daß sie sich damit begnügt hätten, daß die wichtigen Leute sich über sie ärgerten - nein, sie mußten sie reizen, sie wütend machen und es schließlich so weit bringen, daß es peinlich für sie wurde. Und das war die Dummheit im Quadrat. Selbst diejenigen, die ihrer Meinung waren, trieben sie in die Opposition.

Vor sieben Jahren hatte Andrew in San Francisco versucht, seinem Bruder das klarzumachen, hatte sich Mühe gegeben, ihn dahin zu bringen, daß er begriff, wie falsch und dumm das war, was er tat - und sehr gefährlich für den Bruder, der Soldat war.

Er war nach zweieinhalb Jahren im Mekong-Delta mit einer der besten Personalakten in der ganzen Army zurückgekehrt.

Seine Kompanie hatte die besten Leistungen im ganzen Bataillon aufzuweisen, er war zweimal dekoriert worden, und er hatte nicht einmal einen Monat lang die Leutnantsterne getragen, als man ihm schon die Streifen eines Captain verliehen hatte. Er war für die Verhältnisse der Streitkräfte etwas sehr Seltenes: ein junger, brillanter Militärstrategie aus einer ungeheuer wohlhabenden, einflußreichen Familie. Er war auf dem Weg nach oben - wo er hingehörte. Man flog ihn in die Staaten zurück mit der Absicht, ihn neu einzusetzen, womit das Pentagon auf seine Art zum Ausdruck brachte: Das ist unser Mann. Man sollte ihn im Auge behalten. Reich, solide, zukünftiges Stabsmaterial. Noch ein paar Einsätze - in ausgewählten Bereichen ein paar Jahre -, dann Militäarakademie.

Es war nie ein Schaden für das Pentagon, einen Mann wie ihn zu begünstigen, besonders wenn es gerechtfertigt war. Die Army brauchte Männer aus mächtigen Familien, sie hatten wenig genug von der Sorte.

Aber gleichgültig, was das Pentagon begünstigte oder die Army brauchte, als er vor sieben Jahren in Kalifornien aus dem Flugzeug gestiegen war, waren G2-Agenten aufgetaucht. Sie hatten ihn mit in ein Büro genommen und ihm dort eine zwei Monate alte Zeitung gegeben. Auf der zweiten Seite stand ein Bericht über einen Aufruhr im Präsidium der Army in San Francisco. Dem Artikel waren Fotografien des Krawalls beigelegt, und eine zeigte eine Zivilistengruppe, die zur Unterstützung der meuternden Soldaten einen Protestmarsch veranstaltet hatte. Ein Gesicht war mit rotem Bleistift angekreuzt.

Es war Adrian. Es schien unmöglich, aber da war er. Er hätte nicht dort sein sollen; das war sein letztes Jahr auf der Universität in Boston. Aber er war nicht in Boston, er war in San Francisco und gewährte drei rechtskräftig verurteilten Deserteuren Unterschlupf, die entkommen waren. Das war es, was die G2-Männer sagten. Sein Zwillingbruder arbeitete für den Feind. Verdammt, genau das waren sie, und genau das tat

er! Das Pentagon würde das nicht gerade mit Freuden aufnehmen. Sein Bruder! Sein Zwilling!

So hatte G2 ihn nach Norden geflogen, und er hatte seine Uniform ausgezogen und war in Zivil durch die Straßen von Haight-Ashbury gegangen, bis er Adrian gefunden hatte.

»Das sind keine Männer, das sind verwirrte Kinder«, sagte sein Bruder in einer ruhigen Bar. »Man hat ihnen nie gesagt, was sie für Alternativen haben, was für Rechte. Man hat sie überfahren.«

»Sie haben wie jeder andere ihren Eid abgelegt. Da kann man keine Ausnahmen machen«, hatte Andrew erwidert.

»Ach, komm. Zwei von ihnen wußten gar nicht, was dieser Eid bedeutete, und der andere hatte es sich wirklich anders überlegt. Aber niemand will ihm zuhören. Die Richter wollen ein Exempel, und die Verteidiger wollen keine Wellen machen.«

»Manchmal muß man ein Exempel statuieren«, hatte der Soldat insistiert.

»Das Gesetz sagt, daß sie Anspruch auf einen fähigen Verteidiger haben. Nicht Trinkkumpane aus der Kaserne, die gut aussehen wollen...«

»Jetzt versteh doch, Adrian!« unterbrach er ihn. »Dort draußen wird Krieg geführt! Solche Drecksäcke können einem das Leben kosten.«

»Nicht, wenn sie hier sind.«

»Doch! Weil andere nämlich anfangen zu fragen, warum sie dort drüben sind.«

»Vielleicht sollten sie das.«

»Du sprichst hier von Rechten, nicht wahr?« fragte der Soldat.

»Das möchte ich meinen.«

»Nun, hat dann dieser Schütze Arsch, der in einem Reisfeld Streife geht, keine? Vielleicht hat er auch nicht gewußt, auf was er sich da einläßt. Er ist einfach bloß mitgegangen, weil es im Gesetz steht, daß er muß. Vielleicht hat er es sich auch anders überlegt. Aber er hat keine Zeit, darüber nachzudenken, er ist

viel zu sehr damit beschäftigt, am Leben zu bleiben. Und das macht ihn konfus und unaufmerksam, und das kostet ihn das Leben!«

»Wir können nicht jeden erreichen. Das ist eines der Dinge, die das Gesetz übersehen hat, ein Fehler, der in das System eingebaut ist, ein Mißbrauch. Aber wir tun, was wir können.«

Adrian war damals vor sieben Jahren nicht bereit gewesen, irgendeine Information zu liefern. Er weigerte sich, ihm zu sagen, wo die Deserteure sich versteckt hielten. Also verabschiedete sich der Soldat in der ruhigen Bar von ihm und wartete in einer Nebengasse, bis sein Bruder herauskam. Drei Stunden folgte er Adrian durch die Straßen. Der Soldat war ein Experte für das Verfolgen von Streifen im Dschungel. Für ihn war San Francisco einfach ein anderer Dschungel.

Sein Bruder traf sich mit einem der Deserteure fünf Straßen vor der Hafenzonen. Es war ein Neger mit Bartstoppeln im Gesicht. Er war groß und hager und entsprach dem Foto, das Andrew in der Tasche trug. Sein Zwilling gab dem Deserteur Geld. Es war kein Problem, dem Neger zum Hafen zu folgen, zu einer dreckigen Wohnung, die sich ebensogut wie jede andere im Viertel als Versteck eignete.

Er rief die Militärpolizei an. Zehn Minuten später zerrte man drei rechtskräftig verurteilte Deserteure aus der schmutzigen Wohnung, damit sie acht Jahre hinter Gittern verbrachten.

Das Netz der Aussteiger machte sich an die Arbeit. Menschenmengen sammelten sich und kreischten ihre Schimpfworte hinaus, wiegten sich in ihren jugendlichen, sinnlosen Liedern. Und warfen Plastiktüten mit Kot.

Sein Bruder schob sich in jener Nacht durch die Menge zu ihm und starrte ihn ein paar Augenblicke lang nur an. Schließlich sagte er: »Du hast mich zurückgetrieben. Danke.«

Dann war Adrian schnell weggegangen auf die Barrikaden und zu den Möchtegern-Revolutionären.

Andrew wurde von Al Winston, geboren als Weinstein, aus seinen Gedanken gerissen, einem Ingenieur bei einer Luftfahrtfirma. Winston hatte seinen Namen gerufen und

arbeitete sich auf ihn zu. Al Winston hatte viele Air-Force-Verträge und lebte in den Hamptons. Andrew mochte Winston-Weinstein nicht. Jedesmal, wenn er ihn sah, mußte er an einen anderen Juden denken - und die beiden vergleichen. Der Jude, an den er dachte, war nach vier Jahren unter schwerem Beschuß in den schlimmsten Abschnitten des Deltas ins Pentagon versetzt worden. Captain Martin Greene war ein zäher Brocken, ein erstklassiger Soldat - alles andere als ein schwabbeliger Winston-Weinstein aus den Hamptons. Und Greene quetschte sich keine Profite aus Kostenüberschreitungen heraus, sondern paßte auf, daß es nicht dazu kam, listete sie auf. Martin Greene war einer von ihnen. Ein Angehöriger des Eye Corps.

»Alles Gute und herzlichen Glückwunsch, Major«, sagte Winston und hob sein Glas. »Danke, Al. Wie geht's?«

»Es würd' mir viel besser gehen, wenn ich euch was verkaufen könnt'. Ich werd' von den Bodenstreitkräften nicht unterstützt.« Winston grinste.

»Dafür geht es Ihnen über dem Boden recht gut. Ich hab' schon gelesen, daß Sie an dem Grumman-Vertrag beteiligt sind.«

»Das ist doch bloß Kleingeld. Ich hab' ein Laserortungsgerät, das man an schwere Artillerie anpassen könnt'. Aber ich komm' einfach nicht weiter.«

Andrew spielte mit dem Gedanken, Winston-Weinstein zu Martin Greene zu schicken. Wenn Greene ihn einmal durch die Mangel gedreht hatte, würde sich Al Winston wünschen, er hätte nie vom Pentagon gehört. »Ich will sehen, was ich tun kann.«

»Man hört auf Sie, Andy.«

»Sie arbeiten auch immer, Al.«

»Großes Haus, große Rechnungen, anspruchsvolle Kinder.« Winston grinste wieder und unterbrach sein Lächeln dann lange genug, um das zu sagen, was er sagen wollte. »Legen Sie ein gutes Wort für mich ein. Soll Ihr Schaden nicht sein.«

»Inwiefern?« fragte Andrew, und sein Blick wanderte zu dem Bootshaus und dem Chris-Craft und den Segelbooten, die draußen an ihren Bojen lagen. »Geld?«

Winston grinste wieder, nervös, verlegen. »Ich wollt' Sie nicht beleidigen«, sagte er leise.

Andrew sah den Juden an und dachte wieder an Captain Martin Greene und den Unterschied zwischen den zwei Männern.

»Schon gut«, sagte er und ging weg.

Nach den Spinnern verachtete er solche Leute am meisten, Leute, die andere korrumpierten. Nein, das stimmte nicht. Er haßte auch diejenigen, die sich korrumpieren ließen. Es gab sie überall. Sie saßen in den Firmenvorständen, spielten in Georgia und Palm Springs Golf und tunkten die Soße in den Country Clubs von Evanston und Grosse Pointe aus ihren Tellern. Ihre Umformen hatten sie verraten.

Oberste, Generale, Commodores, Admirale. Das ganze verdammte Militärestablishment war von einer neuen Art von Dieben durchsetzt. Männer, die blinzelten und lächelten und ihre Unterschriften auf Ausschußempfehlungen setzten, auf Beschaffungsbewilligungen, auf Verträge, auf Kostenüberschreitungsvermerke. Weil es Übereinkünfte gegeben hatte. Der Brigadier von heute war der »Berater« oder »Repräsentant in Washington« von morgen.

Wie leicht es doch war, sie zu hassen. Die Aussteiger, die Korruptierer, die Korruptierten...

Deshalb hatte man das Eye Corps ins Leben gerufen. Eine ganz kleine auserwählte Gruppe von Offizieren, die der Apathie der Korruption und der Käuflichkeit müde waren, die jeden Teilbereich der bewaffneten Streitkräfte durchsetzten. Das Eye Corps war die Antwort, die Medizin, die die Krankheit kurieren würde. Denn das Eye Corps trug Akten von Saigon bis Washington zusammen. Männer des Eye Corps setzten alles zusammen: Namen, Daten, Verbindungen, illegale Profite.

Zum Teufel mit den sogenannten vorgeschriebenen Kanälen: die Kommandokette nach oben. Zum Generalinspekteur. Wer

legte denn für die militärische Kommandostruktur die Hand ins Feuer? Wer für den GI? Und wer, soweit er im Vollbesitz seiner geistigen Kräfte war, würde für die Zivilisten die Hand ins Feuer legen? Sie vertrauten niemandem. Also würden sie es selbst anpacken. Jeder General, jeder Brigadier und Admiral - ein jeder, der irgendeine Form der Abweichung tolerierte, würde ausgeräuchert und mit seinen Verfehlungen konfrontiert werden.

Eye Corps. Darum ging es. Eine Handvoll der besten jungen Offiziere im Feld. Und eines Tages würden sie das Pentagon aufsuchen und übernehmen. Niemand würde es wagen, sich ihnen in den Weg zu stellen. Die Anklagen des Eye Corps würden wie Handgranaten über den Köpfen dieser Litzenträger hängen. Die Handgranaten würden explodieren, wenn die Litzenträger nicht verschwanden, ihre Sessel den Männern des Eye Corps räumten. Das Pentagon gehörte ihnen. Sie würden ihm wieder eine Bedeutung geben. Stärke. Ihre Stärke.

Adrian Fontine lehnte an der Bar und hörte den Diskussionen der jungen Studenten zu. Er wußte, daß sein Bruder ihn beobachtete. Er blickte zu Andrew rüber. Die kalten Augen des Soldaten ließen ihre übliche, kaum verborgene Verachtung erkennen und wandten sich dann ab, als Al Winston näher kam und den Major mit erhobenem Glas begrüßte.

Andrew fängt an, seine Verachtung zu offen zur Schau zu tragen, dachte Adrian. Sein Bruder hatte einen Teil seiner weithin bekannten Selbstkontrolle verloren. Zu viele Dinge ärgerten den Soldaten in diesen Tage zu schnell.

Wie weit sie doch auseinander waren! Einmal waren sie einander so nahe gewesen. Die Geminis... Brüder, Zwillinge, Freunde. Die Geminis waren die Besten. Und irgendwann - als sie noch Teenager waren, gemeinsam zur Schule gingen - fing alles an, sich zu ändern. Andrew begann zu glauben, er sei noch besser als der Beste, und Adrian war nicht mehr überzeugt, daß er dem Leben gewachsen war. Andrew stellte seine Fähigkeiten nie in Zweifel. Adrian war nicht sicher, ob er sehr viele besaß.

Jetzt war er sicher. Die schrecklichen Jahre der Unschlüssigkeit waren vorüber. Er war durch die Unsicherheit hindurchgegangen und hatte seinen eigenen Weg gefunden. Und das verdankte er in hohem Maße seinem so positiven Bruder, dem Soldaten.

Und heute, an ihrem Geburtstag, mußte er seinen Bruder stellen und ein paar sehr beunruhigende Fragen stellen. Fragen, die an den Kern von Andrews Kraft gingen.

Sie waren auf die Bezeichnung Eye Corps gestoßen. Sein Bruder stand auf der Liste. Acht selbsternannte, verblendete Angehörige einer Elite, die für ihre eigenen Zwecke Beweismaterial versteckten. Eine kleine Gruppe von Offizieren, die sich selbst davon überzeugt hatten, daß sie im Pentagon die Zügel führen sollten - durch Einsatz von schierer Erpressung, anders konnte man es nicht nennen. Die Situation hätte komisch sein können, nur es gab Beweismaterial, und das Eye Corps hatte es. Das Pentagon war keineswegs darüber erhaben, vermittels der Furcht manipuliert zu werden. Eye Corps war gefährlich, man mußte es herausreißen, es austilgen.

Damit würden sie sich zufriedengeben. Sie würden den Militäranwälten eine Blankovorladung aushändigen und es ihnen überlassen, die ganze Angelegenheit still zu erledigen, solange die Militäranwälte sie erledigten und sie nicht vertuschten. Wahrscheinlich war jetzt nicht die Zeit für demoralisierende Prozesse und lange Gefängnisstrafen. Die Schuld war so weit verbreitet, und die Motive waren so komplex. Aber eine unwiderrufliche Bedingung gab es: Die selbsternannte Elite mußte die Uniform ablegen; das Militär mußte sein Haus in Ordnung bringen.

Welche Ironie doch dahintersteckte. In San Francisco hatte Andrew im Namen der Militärgesetze auf primitivste Art gepfiffen. Jetzt, sieben Jahre später, war er, Adrian, es, der pfiiff. Nicht so primitiv, hoffte er, aber das Gesetz war nicht weniger eindeutig. Die Anklage lautete auf Behinderung der Justiz.

So viel hatte sich verändert. Vor neun Monaten war er Assistent der Staatsanwaltschaft in Boston gewesen, zufrieden, das zu tun, was er tat, sich einen Ruf aufzubauen, auf den er seine Zukunft begründen konnte. Sie selbst begründen konnte, nicht sie sich geben zu lassen, weil er Adrian Fontine war, Sohn von Victor Fontine, Limited; Bruder des gefeierten Majors Andrew Fontine von West Point, Krieger ohne Makel.

Und dann hatte ihn Anfang Oktober ein Mann angerufen und ihn aufgefordert, mit ihm am späten Nachmittag in der Copely Bar einen Drink zu nehmen. Der Name des Mannes war James Nevins, und er war ein Neger; außerdem war er Anwalt und für das Justizministerium in Washington tätig.

Nevins war der Sprecher einer kleinen Gruppe unzufriedener, von allen Seiten bedrängter Regierungsanwälte, die unter den Taktiken des wohl am stärksten politisierten Justizministeriums aller Zeiten litten. Der Satz »Hier spricht das Weiße Haus« bedeutete einfach, daß wieder irgendwo eine Manipulation stattfand. Die Anwälte machten sich Sorgen, echte Sorgen. Diese Manipulationen führten das Land zu nahe an die Schreckensvorstellung eines Polizeistaates heran.

Die Anwälte brauchten Hilfe. Hilfe von außerhalb. Jemanden, an den sie ihre Informationen weiterleiten konnten. Jemanden, der organisieren und auswerten konnte, der imstande war, eine Kommandozentrale aufzubauen und zu finanzieren, wo sie sich insgeheim treffen und darüber diskutieren konnten, ob sie Fortschritte machten.

Jemanden, ganz offen gesagt, den man nicht unter Druck setzen konnte. Aus ganz offensichtlichen Gründen paßte diese Beschreibung auf Adrian Fontine. War er bereit anzunehmen?

Adrian hatte Boston nicht verlassen wollen. Er hatte seine Arbeit, sein Mädchen. Ein leicht verrücktes, brillantes Mädchen, das er anbetete. Barbara Pierson, B.A., M.A., Ph.D., Gastdozentin an den Anthropologischen Laboratorien der Harvard University. Ein Mädchen mit einem schnellen, kehligen Lachen, hellbraunem Haar und dunkelbraunen Augen. Sie hatten eineinhalb Jahre zusammengelebt. Es war nicht leicht,

wegzugehen. Aber Barbara hatte für ihn gepackt und ihn weggeschickt, weil sie wußte, daß er gehen mußte.

Genauso wie er vor sieben, acht Jahren hatte gehen müssen. Damals hatte er auch Boston verlassen müssen. Eine Depression, unter der er litt, war damals der Grund gewesen. Er war der wohlhabende Sohn eines mächtigen Vaters; der Zwilling Bruder eines Mannes, den das militärische Establishment in Presseberichten als einen der fähigsten jungen Männer der Army vorstellte.

Was blieb da übrig? Für ihn? Wer war er?

So floh er der vertrauten Umgebung eines Lebens, um herauszufinden, was er für sich selbst finden konnte. Was ihm und nur ihm gehörte. Es war seine eigene persönliche Krise; er konnte sie niemandem erklären. Am Ende fand er sich in San Francisco, wo es Kampf gab, eine Auseinandersetzung, die er verstehen konnte. Wo er helfen konnte. Bis der makellose Krieger auf den Plan trat und die Szene zerriß.

Adrian lächelte. Er erinnerte sich an den Morgen nach jener schrecklichen Nacht in San Francisco. Er hatte sich bis zur Sinnlosigkeit betrunken und erwachte im Haus eines Laien-anwalts in Cape Mendosino, geschwächt, krank und sich immer wieder übergebend.

»Wenn Sie der sind, der Sie sagen, dann können Sie mehr tun als irgendeiner von uns«, sagte der Anwalt in Cape Mendosino an jenem Morgen. »Verdammt, mein alter Herr war Hausmeister bei May Inc.«

In den sieben Jahren, die dazwischen lagen, hatte Adrian es versucht. Aber er wußte, daß er erst begonnen hatte.

«Das ist eine konstitutionelle Zweideutigkeit. Stimmt das nicht, Adrian?»

»Was? Entschuldigung, ich habe nicht zugehört.« Die Studenten an der Bar hatten miteinander diskutiert; jetzt waren alle Augen auf ihn gerichtet.

»Pressefreiheit gegen das Recht auf einen unbeeinflussten Prozeß«, sagte ein intensiv wirkendes junges Mädchen und stolperte über die Worte.

»Das ist wohl eine Grauzone, denke ich«, erwiderte Adrian.  
»Jeder Fall wird für sich beurteilt.«

Die jungen Leute wollten mehr, als er ihnen gegeben hatte, also fuhren sie fort, einander anzuschreien.

Grauzone. Das Eye Corps von Saigon war vor ein paar Wochen auch eine Grauzone gewesen. Gerüchte hatten sich bis nach Washington verbreitet, daß es eine kleine Gruppe junger Senioroffiziere gab, die regelmäßig Wehrpflichtige auf den Docks und in den Lagerhäusern unter Druck setzten, Kopien von Versandpapieren und Lieferplänen forderten. Kurz darauf behauptete ein Kläger in einem der zahlreichen, nur mit halbem Herzen durchgeführten Kartellprozesse im Justizministerium, daß aus den Büros seiner Firma in Saigon Akten gestohlen worden waren, die somit als illegal erworbenes Beweismaterial zu gelten hätten. Der Fall würde niedergeschlagen werden.

Die Anwälte im Justizministerium fragten sich, ob es eine Verbindung zwischen der seltsamen Offiziersgruppe und den Vertragsfirmen des Pentagon gab. War das Militär so weit gegangen? Die Vermutung reichte aus, um Jim Nevins nach Saigon zu schicken.

Der Negeranwalt fand, was er suchte. Er fand es in einem Lagerhaus in der Frachtzone von Tan Son Nhut. Einen Offizier nämlich, der gerade dabei war, eine illegale Abschrift von Informationen über Waffenlieferungen anzufertigen, Waffenlieferungen, die als Verschlußsache galten. Als er den Offizier mit einer offiziellen Anklageerhebung bedrohte, brach der Widerstand des Mannes zusammen, und er lieferte Informationen über das Eye Corps.

Es handelte sich um acht Offiziere; der Mann kannte die Namen von sieben. Der achte befand sich in Washington, mehr wußte er nicht.

Andrew Fontine stand ganz oben auf der Liste.

Eye Corps. Nette Burschen, dachte Adrian. Genau das, was das Land brauchte: eine Schutzstaffel, die es sich zur Aufgabe gesetzt hatte, die Nation zu retten.

Vor sieben Jahren, in San Francisco, hatte sein Bruder ihm keine Warnung zugehen lassen, ehe die Aktion einsetzte und die Sirenen sich heulend in Haight-Ashbury sammelten. Adrian würde rücksichtsvoller sein. Er würde Andrew fünf Tage Zeit geben. Es würde keine Sirenen geben, keine Krawalle - keine acht Jahre Gefängnis. Aber der gefeierte Major Andrew Fontine würde den Militärdienst quittieren.

Und obwohl die Arbeit in Washington noch bei weitem nicht abgeschlossen war, würde Adrian für eine Weile nach Boston zurückkehren. Zurück zu Barbara.

Er war müde. Und er litt unter dem, was ihm in einer Stunde bevorstand. Es war ein echter Schmerz. Was auch immer er sonst sein mochte, Andrew war sein Bruder.

Die letzten Gäste hatten das Haus verlassen. Die Mitglieder des Orchesters packten ihre Instrumente ein, und die Leute vom Partyservice säuberten den Rasen. Der Himmel wurde dunkler, das lag ebenso an den drohenden Wolken über dem Meer wie dem Einbruch der Nacht.

Adrian ging über den Rasen auf die Natursteintreppe zu und von dort aus zum Bootshäuschen. Andrew erwartete ihn; er hatte ihn gebeten, dort zu sein.

»Alles Gute zum Geburtstag«, sagte Andrew, als Adrian durch die Tür des Bootshauses trat. Andrew lehnte an der Wand.

»Dir auch«, antwortete Adrian und blieb stehen. »Bleibst du über Nacht?«

»Du?« fragte Andrew.

»Das wollte ich eigentlich. Der alte Herr sieht ziemlich schlecht aus.«

»Dann bleibe ich nicht«, sagte der Soldat höflich.

Adrian machte eine Pause. Er wußte, daß der andere von ihm erwartete, daß er jetzt etwas sagte. Er wußte nicht recht,

wie er anfangen sollte, also sah er sich statt dessen im Bootshaus um. »Wir haben hier unten oft Spaß gehabt.«

»Wolltest du über die alten Zeiten reden? Hast du mich deshalb hierhergebeten?«

»Nein... ich wollte, es wäre so einfach.«

Der Soldat schnippte seine Zigarette ins Wasser. »Ich höre, du hast Boston verlassen. Du bist in Washington.«

»Ja. Für eine Weile. Ich dachte die ganze Zeit, wir würden uns mal dort begegnen.«

»Das bezweifle ich von vornherein«, sagte der Major und lächelte. »Wir bewegen uns nicht in denselben Kreisen. Bist du für eine Firma in Washington tätig?«

»Nein. Man könnte sagen, daß ich als Berater tätig bin.«

»Das ist der beste Job, den es in Washington gibt.« Andrews Stimme ließ seine leise Verachtung durchklingen. »Wen berätst du denn?«

»Eine Gruppe von Leuten, die sehr verstimmt sind...«

»Oh, eine Verbrauchergruppe. Nett.« Die Feststellung wirkte beleidigend. »Wie gut für dich!«

Adrian starrte seinen Bruder an; der Soldat erwiderte den Blick. »Du solltest mich nicht einfach wegwischen, Andy. Das kannst du auch gar nicht. Du hast Schwierigkeiten. Ich bin nicht hier, um dir zu helfen. Das kann ich nicht. Ich bin hier, um dich zu warnen.«

»Wovon, zum Teufel, redest du?« fragte der Major leise.

»Einer unserer Leute hat in Saigon die Aussage eines Offiziers entgegengenommen. Wir haben eine vollständige Erklärung über die Aktivitäten einer Gruppe von acht Männern, die sich Eye Corps nennen.«

Andrew zuckte zusammen, plötzlich stand er kerzengerade da, sein Gesicht wirkte verzerrt, seine Finger streckten sich und bogen sich dann wie Klauen. Er schien am ganzen Körper zu erstarren, und seine Stimme war kaum lauter als ein Flüstern. Er sprach langsam, gemessen. »Wer ist ›wir‹?«

»Du wirst es früh genug erfahren. Es steht auf der Vorladung.«

»Vorladung?«

»Ja. Das Justizministerium, eine Sonderabteilung... Ich werde dir die Namen der einzelnen Anwälte nicht nennen, aber ich will dir sagen, daß dein Name ganz oben auf der Liste des Eye Corps steht. Wir wissen, daß ihr acht seid. Sieben hat man identifiziert, der achte ist im Pentagon. Im Beschaffungsamt. Wir werden ihn finden.«

Andrew blieb an die Wand gelehnt stehen. Alles an ihm blieb reglos mit Ausnahme seiner Kinnmuskeln, die sich langsam bewegten. Wieder war seine Stimme leise, gemessen. »Was habt ihr getan? Ihr Schweine, was habt ihr getan?«

»Euch aufgehalten«, antwortete Adrian einfach.

»Was wißt ihr? Was hat man euch gesagt?«

»Die Wahrheit. Wir haben keinen Grund, daran zu zweifeln.«

»Für eine Vorladung braucht ihr Beweise.«

»Die wahrscheinliche Ursache genügt. Und das haben wir.«

»Eine Aussage! Nichts!«

»Andere werden sich anschließen. Was für einen Unterschied macht das schon? Ihr seid erledigt.«

Andrews Stimme beruhigte sich. Jetzt sprach er ganz beiläufig. »Offiziere beklagen sich immer. Wo auch immer man sie einsetzt, es gibt jeden Tag solche Klagen...«

»Nicht auf diese Weise. Es gibt keine feine Grenze zwischen Klagen und Erpressung. Es ist ganz deutlich definiert, sehr eindeutig. Ihr habt diese Grenze überschritten.«

»Wen haben wir erpreßt?« fragte Andrew schnell.  
»Niemanden!«

»Es sind Akten geführt worden, Beweismaterial wurde unterdrückt; die Absicht war klar. Das steht in der Aussage.«

»Es gibt keine Akten!«

»Ach, hör schon auf, irgendwo sind sie«, sagte Adrian müde.  
»Aber ich wiederhole, wen interessiert das schon. Ihr seid erledigt.«

Jetzt bewegte sich der Soldat. Er atmete tief und stand aufrecht vor der Wand. »Hör mir zu«, sagte er leise mit angespannter Stimme. »Ihr wißt nicht, was ihr tut. Du sagst, du seist Anwalt einer Gruppe verärgerter Männer. Wir beide wissen, was das bedeutet. Wir sind die Fontines. Wer braucht schon andere Mittel, wenn er uns hat...«

»Ich sehe das nicht so«, unterbrach in Adrian.

»Es ist aber wahr!« schrie der Soldat. Dann senkte er die Stimme. »Du brauchst mir gar nicht zu erklären, was ihr tut, das haben die Bostoner Zeitungen schon erledigt. Ihr nagelt die Großen fest, die überkommenen, althergebrachten Interessen, wie ihr sie nennt. Ihr seid gut. Nun, was, zum Teufel, meinst du eigentlich, daß ich tue? Wir nageln sie ebenfalls fest. Wenn ihr das Eye Corps zerstört, zerstört ihr zugleich die besten jungen Senioroffiziere, die es gibt, Männer, die mit all diesem Dreck und Unrat Schluß machen wollen. Tu es nicht, Adrian! Komm zu uns! Wirklich, ich meine es ganz ehrlich.«

»Komm...« Adrian wiederholte das Wort ungläubig. Dann fügte er leise hinzu: »Du bist von Sinnen. Wie kannst du glauben, daß das auch nur entfernt möglich wäre?«

Andrew trat einen Schritt vor. Seine Augen ließen seinen Bruder nicht los. »Weil wir dasselbe wollen.«

»Nein, das wollen wir nicht.«

»Denk doch nach, um Gottes willen! ›Überkommene Interessen. ‹ Du verwendest diesen Begriff häufig, überkommene Interessen. Ich habe deine Zusammenfassung in dem Fall Tesco gelesen; du hast es oft wiederholt.«

»Es traf auch zu. Eine Gesellschaft als Besitzerin vieler anderer, eine Gesellschaft, die die Politik vieler fortsetzte, wo in Wirklichkeit Wettbewerb hätte herrschen sollen. Worauf willst du hinaus?«

»Du gebrauchst den Begriff in negativem Sinn, weil du ihn so siehst. Nun gut, dagegen will ich nichts sagen. Aber ich

behaupte, daß es auch eine andere Betrachtungsweise gibt. Es kann auch gute überkommene Interessen geben. Wie uns. Unsere Interessen gelten nicht uns selbst; es gibt nichts, was wir brauchen. Unser Interesse ist das Land, und die Mittel, die uns zur Verfügung stehen, sind beträchtlich. Wir haben die Mittel, etwas zu tun. Ich tue es. Um Gottes willen, hindere mich nicht daran!«

Adrian wandte sich von seinem Bruder ab und ging ohne Ziel an den feuchten Planken des Bootshauses entlang auf die breite Öffnung zu, die zum Wasser hinausführte. Die Wellen klatschten gegen die Poller. »Du gibst dich sehr glatt, Andy. Du warst immer sehr glatt und selbstsicher und überzeugt. Aber es wird nicht funktionieren.« Er drehte sich um und sah den Soldaten an. »Du sagst, wir brauchen nichts. Ich glaube, daß wir etwas brauchen. Wir beide brauchen - wollen - etwas. Und was du willst, macht mir angst. Weil ich eine Vorstellung davon habe, was du für einen Begriff vom ›Besten‹ hast. Offen gestanden, es macht mir panische Angst. Die Vorstellung, daß deine ›besten Senioroffiziere‹ die bewaffnete Macht dieses Landes kontrollieren könnten, reicht aus, mich in die Bibliothek zu jagen, um dort die Verfassung zu lesen.«

»Das ist arrogante Pferdekacke! Du kennst sie nicht!«

»Ich weiß aber, wie sie arbeiten, wie du arbeitest. Falls es dir guttut: Damals in San Francisco hat das, was du gesagt und getan hast, einigen Sinn gegeben. Es hat mir nicht gefallen, aber ich habe es anerkannt.« Adrian ging an der Helling entlang zurück. »Jetzt gibt das, was du sagst, keinen Sinn. Und deshalb warne ich dich. Rette, was du noch kannst, soviel bin ich dir schuldig. Steig so elegant wie möglich aus.«

»Du kannst mich nicht zwingen«, sagte Andrew mit schneidender Stimme. »Meine Personalakte ist eine der besten, die es gibt. Wer, zum Teufel, bist du denn schon? Eine lausige Aussage von einem unzufriedenen Offizier im Kampfbereich. Bockmist!«

»Ich will es dir sagen!« Adrian blieb in der Tür des Bootshauses stehen, hob die Stimme. »In fünf Tagen - am

nächsten Freitag, um es genau zu sagen, wird dem Generaladjutanten des Militärgerichtshofs eine Blankovorladung überreicht werden. Er wird ein Wochenende Zeit haben. Arrangements können ausgehandelt werden. Ein solches Arrangement wird möglich sein, aber nur unter einer unwiderruflichen Bedingung: Ihr wüßt weg. Ihr alle.«

Der Soldat trat einen Schritt nach vorn und blieb dann stehen, den Fuß am Rand der Helling, als wollte er hinüberspringen, seinen Feind anspringen. Aber er hielt sich zurück. Wellen der Übelkeit und der Wut schienen über ihn hinwegzuspülen. »Ich könnte - dich töten«, flüsterte er stockend. »Ich verabscheue dich.«

»Das kann ich mir denken«, sagte Adrian, schloß kurz die Augen und rieb sie mit müder Bewegung. »Du solltest besser zum Flughafen fahren«, fuhr er fort und sah seinen Bruder wieder an. »Du hast eine Menge zu tun. Ich möchte vorschlagen, daß du mit diesem sogenannten Beweismaterial beginnst. Soweit uns bekannt ist, sammelt ihr schon seit drei Jahren daran. Übergibt es den entsprechenden Behörden.«

In zornigem Schweigen hetzte der Soldat in schnellen Schritten um die Helling herum, an Adrian vorbei, hinaus, auf die Treppen des Bootshauses zu. Er eilte hinauf, nahm bei jedem Schritt zwei Stufen.

Adrian trat schnell zur Tür und rief ihm nach, veranlaßte seinen Bruder, stehen zu bleiben.

»Andy!«

Der Soldat stand reglos da, aber er drehte sich nicht um, sagte auch nichts. So fuhr der Anwalt fort.

»Ich bewundere deine Kraft, so wie ich Vaters Kraft bewundere. Du bist ein Stück von ihm, aber du bist nicht er. Etwas fehlt dir, wir sollten einander also verstehen. Du verkörperst alles, was ich für gefährlich halte. Ich glaube, das bedeutet, daß ich dich auch verabscheue.«

»Dann verstehen wir einander«, sagte Andrew und wiederholte den Satz mit monotoner Stimme. Er ging den Rasen hinauf auf das Haus zu.

Das Orchester und die Angestellten des Partyservice waren gegangen. Andrew wurde zum La-Guardia-Flughafen gebracht. Es gab eine Neun-Uhr-Maschine nach Washington.

Adrian blieb noch fast eine halbe Stunde unten am Strand. Schließlich schlenderte er zum Haus hinauf, um mit seinen Eltern zu sprechen. Er sagte ihnen, er hätte ursprünglich vorgehabt, über Nacht zu bleiben, glaubte aber jetzt, daß er gehen sollte. Er mußte nach Washington zurück.

»Du hättest mit deinem Bruder fahren sollen«, sagte Jane an der Tür.

»Ja«, sagte Adrian leise. »Das habe ich nicht überlegt.« Er verabschiedete sich.

Als er gegangen war, trat Jane auf die Terrasse hinaus, mit dem Brief, den der Priester gebracht hatte. Sie hielt ihn Victor hin, konnte ihre Angst aber nicht verbergen. »Das hat ein Mann gebracht. Vor etwa drei Stunden. Er war ein Priester. Er sagte, er käme aus Rom.«

Victor blickte zu seiner Frau auf. Sein ausdrucksloser Blick sagte mehr als tausend Worte. »Warum hast du gewartet?«

»Weil es der Geburtstag deiner Söhne war.«

»Sie sind sich fremd«, sagte Fontine und nahm den Umschlag entgegen. »Es sind beide unsere Kinder, aber sie sind weit voneinander entfernt.«

»Das bleibt nicht so. Das ist der Krieg.«

»Hoffentlich hast du recht«, sagte Victor, öffnete den Umschlag und nahm den Brief heraus, mehrere Seiten. Die Schrift war klein, aber präzise. »Kennen wir einen Mann namens Aldobrini?«

»Wen?«

»Guido Aldobrini. So ist der Brief unterschrieben.« Fontine hielt ihr die letzte Seite hin.

»Ich glaube nicht«, antwortete Jane und setzte sich in den Stuhl, der neben ihm stand, blickte zum drohenden Himmel auf.  
»Kannst du in dem Licht sehen? Es wird dunkel.«

»Es reicht.« Victor begann zu lesen. Signore Fontini-Cristi:

Sie kennen mich nicht, obwohl wir uns vor vielen Jahren begegnet sind. Diese Begegnung hat mich den besseren Teil meines Lebens gekostet. Ich habe mehr als ein Vierteljahrhundert im Transvaal verbracht und Buße getan für einen Akt der Schande. Ich habe Sie selbst nicht berührt, aber ich habe zugesehen und meine Stimme nicht erhoben und Gnade für Sie erfleht, und das war zugleich unanständig und unheilig.

Ja, Signore, ich war einer der Priester, die mit Kardinal Donatti an jenem Abend nach Campo di Fiori kamen. Um unsere Mutter, die Kirche Christi auf Erden zu bewahren, hat der Kardinal uns davon überzeugt, daß es keine Gesetze Gottes oder der Menschen oder der Barmherzigkeit gab, die zwischen dem standen, was wir taten, und der Bewahrung der Kirche Gottes. Donattis Einfluß hat unsere ganze scholastische Ausbildung und unsere Gehorsamsgelübde - nicht nur gegenüber unseren Vorgesetzten, sondern auch vor der höchsten Autorität des Gewissens - verdreht. Ich habe fünfundzwanzig Jahre versucht, es zu verstehen, aber das ist eine andere Geschichte, und die ist hier nicht wichtig. Man müßte den Kardinal gekannt haben, um es zu begreifen.

Ich habe meinen Talar abgelegt. Die Krankheiten der afrikanischen Wälder haben ihren Tribut gefordert, und, Christus sei Dank, ich fürchte den Tod nicht. Denn ich habe, so gut ich konnte, gegeben. Ich bin geläutert und erwarte das Urteil Gottes.

Aber bevor ich vor das Antlitz unseres barmherzigen Herrn trete, gibt es eine Information, die ich Ihnen übermitteln muß. Denn sie jetzt zurückzuhalten, würde keine geringere Sünde sein als jene, für die ich heilige Buße getan habe. Das Werk Donattis dauert an. Ein Mann, einer der drei aus der Kirche ausgestoßenen Priester, die von den Zivilgerichten ins

Gefängnis gesteckt wurden, ist freigelassen worden. Wie Sie vielleicht wissen, hat sich einer das Leben genommen, und der andere ist an natürlichen Ursachen im Gefängnis gestorben. Dieser dritte Mann überlebte und hat sich aus Gründen, die mein Begriffsvermögen übersteigen, erneut der Verfolgung der Dokumente von Saloniki hingegeben. Ich sage, daß seine Gründe mein Begriffsvermögen übersteigen, denn Kardinal Donatti ist in den höchsten Kreisen des Vatikans diskreditiert worden. Die griechischen Dokumente können der Heiligen Mutter Kirche kein Leid zufügen. Die göttliche Offenbarung kann nicht von bloßen sterblichen Menschen umgangen werden.

Dieser ausgestoßene Priester trägt den Namen Enrici Gaetamo, und er hat sich angewöhnt, den geistlichen Kragen zu tragen, den ihm ein apostolisches Dekret verwehrt. Soweit mir bekannt ist, haben die Jahre, die er in Haft verbracht hat, seine Seele nicht erleuchtet und ihm nicht die Wege eines barmherzigen Christus gezeigt. Im Gegenteil, man hat mir gesagt, er sei wie eine Reinkarnation Donattis. Ein Mann, den man fürchten muß.

Im Augenblick ist er dabei, mühevoll jede Einzelheit ausfindig zu machen, die er in bezug auf jenen Güterzug aus Saloniki vor dreiunddreißig Jahren ausfindig machen kann. Seine Reisen haben ihn von dem Güterbahnhof in Edhessa durch den Balkan über Monfalcone hinaus in die nördlichen Alpenregionen geführt. Er ist auf der Suche nach allen, die den Sohn von Fontini-Cristi kannten. Wie ein Besessener. Auch er hängt dem Kodex des Donatti an. Es gibt kein Gesetz Gottes oder der Menschen, das seine ›Reise für Christus‹ behindert, wie er sie nennt. Er ist auch nicht bereit, irgend jemandem das Ziel seiner Reise zu offenbaren. Aber ich weiß es, und jetzt wissen Sie es auch. Ich werde bald von diesem Leben Abschied nehmen.

Gaetamo wohnt in einer kleinen Jagdhütte in den Bergen von Varese. Ich bin sicher, daß Ihnen die Nähe zu Campo di Fiori nicht entgeht.

Das ist alles, was ich Ihnen sagen kann; alles, was ich weiß. Ich bin sicher, daß er versuchen wird, Sie zu erreichen. Daß Sie gewarnt seien und sicher in Gottes Hand ruhen mögen, ist mein innigstes Gebet.

In Sorge und persönlicher Pein wegen meiner Vergangenheit verbleibe ich

Guido Aldobrini

Über dem Meer war das Hallen des Donners zu hören. Fontine wünschte, die Symbolik wäre nicht so offenkundig und einfach. Die Wolken waren jetzt über ihnen; die Sonne war untergegangen, und der Regen setzte ein. Er war trotzdem dankbar für die Ablenkung, die das Gewitter bot. Er blickte zu Jane hinüber. Sie starrte ihn an; irgendwie hatte er ihr seine tiefe Besorgnis vermittelt.

»Geh hinein«, sagte er leise. »Ich komme in ein paar Minuten nach.«

»Der Brief?«

»Natürlich«, beantwortete er ihre Frage. Er schob die Blätter in den Umschlag zurück und reichte ihn ihr. »Lies ihn.«

»Du wirst naß werden. Der Regen wird kräftiger werden.«

»Das ist erfrischend. Du weißt, daß ich Regen mag.« Er blickte lächelnd zu ihr auf. »Dann kannst du mir helfen, mein Korsett zu wechseln, während wir darüber sprechen.«

Sie stand einen Augenblick über ihm, und er spürte, wie ihre Augen auf ihm ruhten. Aber wie immer, wenn er das wünschte, würde sie ihn allein lassen.

Seine Gedanken kühlten ihn ab, nicht der Regen. Der Brief von Aldobrini war nicht das erste Zeichen, daß Saloniki sich wieder gezeigt hatte. Er hatte Jane nichts gesagt, weil es nichts Konkretes gab, nur eine Folge beunruhigender, scheinbar minimaler Ereignisse.

Vor drei Monaten war er in Harkness gewesen, um sich dort eine Woche lang chirurgisch behandeln zu lassen. Einige Tage nach der Operation hatte er einen Besucher gehabt, dessen Auftauchen ihn erschreckte. Ein Monsignore aus der

Erzdiözese New York. Er hieß Land, hatte er gesagt. Er war nach vielen in Rom verbrachten Jahren in die Vereinigten Staaten zurückgekehrt und wollte Victor wegen Informationen aufsuchen, auf die er in den vatikanischen Archiven gestoßen sei.

Der Priester gab sich sehr besorgt. Was Fontine auffiel, war, daß der Mann sehr gut über seinen Zustand informiert war, viel besser, als das ein beiläufiger Besucher hätte sein können.

Es war eine sehr seltsame halbe Stunde. Der Priester interessierte sich für Geschichte, hatte er gesagt. Er war auch auf Archivdokumente gestoßen, die höchst beunruhigende Fragen zwischen dem Haus Fontini-Cristi und dem Vatikan heraufbeschworen. Historische Fragen, die zu dem Bruch zwischen den Padroni des Nordens und dem Heiligen Stuhl führten. Ob Victor, sobald er wieder gesund war, vielleicht mit ihm ein Gespräch über die Vergangenheit führen wollte? Die historische Vergangenheit. Beim Abschied hatte er direkte Hinweise auf das Geschehen in Campo di Fiori gegeben. Man dürfe den Schmerz und das Leid, das ein verirrter Priester ihm zugefügt hatte, nicht der Kirche zur Last legen, hatte er gesagt.

Etwa fünf Wochen später hatte es einen zweiten Zwischenfall gegeben. Victor war in seinem Büro in Washington gewesen und hatte sich darauf vorbereitet, vor einem Kongreßausschuß aufzutreten, der sich mit den Vergünstigungen amerikanischer Reeder befaßte, die unter der Flagge Paraguays fuhren. Seine Sprechanlage hatte gesummt.

»Mr. Fontine, Mr. Theodore Dakakos ist hier. Er sagt, er möchte Ihnen gern seine Aufwartung machen.«

Dakakos war einer der jungen griechischen Reedereigiganten, ein respektloser Rivale von Onassis und Niarchos, und viel beliebter. Fontine bat seine Sekretärin, ihn hereinzuführen.

Dakakos war ein wuchtig wirkender Mann mit einem breitflächigen, offen wirkenden Gesicht, wie es vielleicht besser zu einem amerikanischen Football-Spieler als zu einem

Reedereimagnaten gepaßt hätte. Er war etwa vierzig; sein Englisch war präzise, die Sprache eines Studenten.

Er war nach Washington geflogen, um dem Hearing beizuwohnen, vielleicht um etwas zu lernen, sagte er und lächelte dabei. Victor lachte; der gute Ruf des Griechen wurde höchstens noch von seinem legendären Geschäftssinn übertroffen. Das sagte Fontine auch.

»Ich hatte großes Glück. Ich hatte den Vorteil, daß mir in sehr jungen Jahren durch eine sympathische ferne religiöse Bruderschaft der Vorzug einer ausgezeichneten Ausbildung zuteil wurde.«

»Sie hatten in der Tat Glück.«

»Meine Familie war nicht wohlhabend, aber sie diente ihrer Kirche, sagte man mir. In einer Art und Weise, die ich auch heute noch nicht verstehe.«

Der junge griechische Reeder spielte damit auf etwas an, was Victor nicht erkennen konnte. »Dann geht die Dankbarkeit ebenso wie Gott seltsame Wege«, sagte Victor und lächelte. »Sie genießen einen ausgezeichneten Ruf. Das ist ein hohes Lob für jene, die Ihnen halfen.«

»Mein Vorname ist Theodore, Mr. Fontine. Mein kompletter Name ist Theodore Dakakos. Während meiner ganzen Schulzeit kannte man mich als Anaxas den Jüngeren. Sagt Ihnen das etwas?«

»In welcher Hinsicht?«

»Der Name Anaxas.«

»Ich hatte im Laufe der Jahre buchstäblich mit Hunderten Ihrer Landsleute zu tun. Ich glaube nicht, daß ich bis jetzt schon einmal auf den Namen Anaxas gestoßen bin.«

Der Grieche war ein paar Augenblicke lang stumm geblieben. Dann sagte er leise: »Ich glaube Ihnen.«

Kurz darauf verließ ihn Dakakos.

Das dritte Ereignis war das seltsamste von allen. Es rief ihm die Erinnerung an die Gewalttätigkeit, die er erlebt hatte, so deutlich ins Gedächtnis, daß Fontine der Atem stockte. Es war

erst vor zehn Tagen geschehen, in Los Angeles. Es war im Beverly Hills Hotel in einer Konferenz zwischen zwei Firmen mit weitgespannten Interessen, die versuchten, diese Interessen aufeinander abzustimmen. Man hatte ihn dazu gerufen, um zu retten, was möglich war. Die Aufgabe war nicht zu lösen.

Deshalb verbrachte er den frühen Nachmittag damit, in der Sonne zu sitzen, statt drinnen im Hotel Anwälten zuzuhören, die versuchten, ihre Gebühren zu rechtfertigen. Er trank an seinem Tisch neben dem Pool einen Campari und staunte über die Zahl gutaussehender Leute, die offenbar nicht arbeiten mußten, um sich ihren Lebensunterhalt zu verdienen.

»Guten Tag, mein Herr.«

Eine Frau, Ende der Vierzig oder Anfang der Fünfzig, war es, die ihn in deutscher Sprache angesprochen hatte. Sie war mittelgroß, recht gut proportioniert, mit blondem Haar, in das ein paar Strähnen eingefärbt waren. Sie trug weiße Slacks und eine blaue Bluse. Ihre Augen wurden von einer silbergeränderten Sonnenbrille bedeckt. Ihr Deutsch klang, als wäre es ihre Muttersprache, nicht eine erlernte Fremdsprache. Er erwiderte in derselben Sprache, die bei ihm akademischer, weniger natürlich klang, und erhob sich etwas verlegen.

»Guten Tag. Kennen wir uns? Es tut mir leid, aber ich kann mich nicht erinnern.«

»Bitte setzen Sie sich. Es ist anstrengend für Sie. Das weiß ich.«

»So? Dann kennen wir uns doch.«

Die Frau nahm ihm gegenüber Platz. Sie fuhr in englischer Sprache fort: »Ja. Aber damals hatten Sie keine solchen Beschwerden. Damals waren Sie Soldat.«

»Während des Krieges?«

»Es war ein Flug von München nach Mühlheim. Eine Hure aus den Lagern war dabei, die von drei Schweinen in Wehrmachtsuniform begleitet wurde. In größerem Maß Schweine, als Schweine das jemals sein können.«

»Mein Gott!« Fontine stockte der Atem. »Sie waren ja noch ein Kind. Was ist aus Ihnen geworden?«

Sie schilderte es ihm kurz. Die französischen Resistance-Kämpfer hatten sie in ein Übergangslager im Südwesten von Montbeliard gebracht. Dort hatte sie einige Monate lang Schreckliches erlebt, die Entzugerscheinungen ihrer Sucht. Sie hatte einige Male versucht, Selbstmord zu begehen, aber die Resistance hatte andere Vorstellungen. Sie rechneten damit, daß sie, sobald sie von dem Rauschgift losgekommen war, allein aus ihren Erinnerungen heraus genügend motiviert sein würde, um selbst Untergrundagentin zu werden. Daß sie zäh war, konnten sie erkennen.

»Sie hatten natürlich recht«, hatte die Frau gesagt, damals vor zehn Tagen am Pool des Beverly Hills Hotels. »Sie bewachten mich Tag und Nacht, Männer und Frauen. Die Männer hatten mehr Spaß. Die Franzosen vergeuden nie etwas, nicht wahr?«

»Sie haben den Krieg überlebt«, erwiderte Fontine, der darauf nicht eingehen wollte.

»Mit einem Eimer voll Orden. Croix de guerre, Légion d'honneur, Legion de résistance.«

»Und dann sind Sie ein großer Filmstar geworden, und ich war zu dumm, um Sie zu erkennen.« Victor lächelte.

»Kaum. Obwohl ich Gelegenheit hatte, sozusagen mit vielen prominenten Leuten der Filmindustrie bekannt zu werden.«

»Ich fürchte, ich verstehe nicht.«

»Ich wurde - und auf die Gefahr hin, unbescheiden zu erscheinen, bin immer noch - die erfolgreichste Puffmutter im Süden Frankreichs. Die Filmfestspiele von Cannes allein bringen mir genügend ein, um ein durchaus angemessenes Leben zu führen.« Jetzt war die Frau mit Lächeln an der Reihe.

»Dann freut mich das sehr für Sie. Der Italiener in mir findet an Ihren Beruf genügend Ehrenwertes.«

»Das wußte ich. Ich bin hier auf Talentsuche. Es wäre mir eine große Freude, Ihnen jeden Wunsch zu erfüllen, den Sie

vielleicht haben. Hier im Pool sind eine ganze Anzahl meiner Mädchen.«

»Nein. Vielen Dank, Sie sind sehr liebenswürdig. Aber, wie Sie selbst sagten, bin ich nicht der Mann, der ich einmal war.«

»Ich finde Sie großartig«, sagte sie einfach. »Aber so habe ich immer von Ihnen gedacht.« Sie lächelte ihm zu. »Ich muß gehen. Ich habe Sie erkannt und wollte Sie ansprechen, sonst nichts.« Sie stand auf und streckte ihm die Hand hin. »Bitte, bleiben Sie sitzen.«

Ihr Händedruck war fest. »Es war mir ein Vergnügen - und eine große Erleichterung -, Sie wiederzusehen«, sagte er.

Sie hielt seinen Blick fest und sprach mit leiser Stimme: »Ich war vor ein paar Monaten in Zürich. Man hat mich über einen Mann namens Lübok aufgespürt. Eine Verbindung zu Ihnen hergestellt. Er war Tscheche. Ein Homo, wie man mir sagte. Er war der Mann, der mit uns im Flugzeug war, nicht wahr?«

»Ja. Ein sehr tapferer Mann, muß ich hinzufügen. Ein König nach meinem Urteil.« Victor war so verblüfft, daß er instinktiv antwortete, ohne zu begreifen. Er hatte seit Jahren nicht mehr an Lübok gedacht.

»Ja, ich erinnere mich. Er hat uns alle gerettet. Die haben ihn zerbrochen.« Die Frau ließ seine Hand los.

»Ihn zerbrochen? In welcher Hinsicht? Mein Gott, der Mann ist, wenn er noch lebt, so alt wie ich oder älter. Siebzig vielleicht. Wer würde sich für so alte Männer interessieren? Wovon sprechen Sie?«

»Von einem Mann namens Vittorio Fontini-Cristi, Sohn von Savarone.«

»Sie reden Unsinn. Unsinn, den ich verstehe, aber ich kann nicht erkennen, weshalb das Sie betreffen sollte. Oder Lübok.«

»Ich weiß nicht mehr. Das will ich auch gar nicht. Ein Mann in Zürich kam in mein Hotelzimmer und stellte Fragen über Sie. Ich konnte sie natürlich nicht beantworten. Sie waren nur ein Abwehroffizier der Alliierten, der einer Hure das Leben gerettet hat. Aber er war über Anton Lübok informiert.«

»Wer war dieser Mann?«

»Ein Priester. Das ist alles, was ich weiß. Auf Wiedersehen, Hauptmann.« Sie drehte sich um und ging weg, winkte einigen Mädchen zu, die zu auffällig im Pool herumplanschten und lachten.

Ein Priester. In Zürich.

Er ist auf der Suche nach allen, die den Sohn von Fontini-Cristi kannten...

Jetzt verstand er das rätselhafte Zusammentreffen an dem Pool in Los Angeles. Ein ausgestoßener Priester war nach fast dreißig Jahren im Gefängnis freigelassen worden und hatte die Jagd nach den Dokumenten Konstantins Wiederaufleben lassen.

Das Werk Donattis dauert an, stand in dem Brief. Im Augenblick ist er dabei, mühevoll jede Einzelheit ausfindig zu machen, die er ausfindig machen kann... Seine Reisen haben ihn von dem Güterbahnhof in Edhessa durch den Balkan über Monfalcone hinaus in die nördlichen Alpenregionen geführt...

Er ist auf der Suche nach allen, die den Sohn von Fontini-Cristi kannten.

Und Tausende von Meilen entfernt, in New York City, kommt ein anderer Priester - einer, der das Tuch des Herrn in Ehren trägt - in ein Krankenhauszimmer und spricht von einem Akt der Barbarei, den man nicht von jenen Dokumenten trennen durfte. Jenen Dokumenten, die vor drei Jahrzehnten verloren gingen und nach denen immer noch gejagt wird.

Und in Washington betritt ein junger Reedereimagnat ein Büro und sagt aus unerfindlichem Grund, daß seine Familie der Kirche auf eine Art und Weise gedient hätte, die er nicht begriff.

Ich hatte den Vorteil, daß mir... durch eine sympathische, ferne religiöse Bruderschaft der Vorzug einer ausgezeichneten Ausbildung zuteil wurde.

Der Xenope-Orden. Plötzlich war es ganz klar.

Nichts war Zufall.

Er war zurückgekommen. Der Zug aus Saloniki war durch dreißig Jahre des Schlafes dahingerast und war wiedererwacht. Man mußte ihn unter Kontrolle bringen, ehe der Haß kollidierte, ehe die Fanatiker aus der Suche einen heiligen Krieg machten, so wie sie es vor drei Jahrzehnten getan hatten. Victor wußte, daß er das seinem Vater schuldete, seiner Mutter, all den Lieben, die im weißen Licht von Campo di Fiori hingemetzelt worden waren - jenen, die in Oxfordshire gestorben waren. Einem fehlgeleiteten jungen Mönch namens Petride, der an einem Felshang in Loch Torridon sich selbst das Leben nahm. Einem Mann namens Teague, einem Angehörigen des Untergrundes namens Lübok, einem alten Mann namens Guido Barzini, der ihn vor sich selbst gerettet hatte.

Er durfte nicht zulassen, daß die Gewalt wieder aufbrach.

Der Regen fiel jetzt heftiger, härter, wurde schräg vom Wind hereingefegt. Fontine hielt sich an dem schmiedeeisernen Sessel neben sich fest, richtete sich auf und stützte sich auf den stählernen Stock.

Er stand auf der Terrasse, blickte über die Wellen hinaus. Der Wind und der Regen brachten Klarheit in seine Gedanken. Er wußte, was er tun mußte, wohin er gehen mußte.

In die Berge von Varese.

Nach Campo di Fiori.

## 20

Der schwere Wagen näherte sich den Toren von Campo di Fiori. Victor starrte zum Fenster hinaus, spürte die Verkrampfung in seinem Rücken; sein Auge registrierte, sein Bewußtsein erinnerte sich.

Dort hinter den Toren, auf diesem Streifen Land war sein Leben verändert worden, in Schmerzen. Er versuchte, die Erinnerung unter Kontrolle zu bringen, unterdrücken konnte er sie nicht. Die Bilder, die er sah, wurden vor seinem inneren Auge verdrängt, von schwarzen Anzügen und weißen Kragen weggeschoben.

Der Wagen rollte durch das Tor. Victor hielt den Atem an. Er war von Paris nach Mailand geflogen, so unauffällig wie möglich. In Mailand hatte er sich ein Einzelzimmer im Hotel Milano genommen und sich einfach als Victor Fontine, New York City, eingetragen.

Die Jahre hatten ihr Werk getan. Es gab keine hochgezogenen Augenbrauen, keine neugierigen Blicke. Der Name löste nirgends Überraschung aus. Vor dreißig Jahren wären ein Fontine oder ein Fontini in Mailand Grund genug zu einer Bemerkung gewesen. Nicht jetzt.

Ehe er New York verlassen hatte, hatte er eine Erkundigung eingezogen - mehr hätte vielleicht Alarm auslösen können. Er hatte die Namen der Besitzer von Campo di Fiori erfahren. Der Kauf lag siebenundzwanzig Jahre zurück; seit damals hatten die Besitzer nicht gewechselt. Und doch bedeutete der Name in Mailand nichts. Niemand hatte von ihm gehört.

Baricours, Père et Fils. Eine französisch-schweizerische Firma aus Grenoble, so stand es in den Kaufverträgen. Und doch gab es keinen Baricours, Père et Fils, in Grenoble. Von dem Anwalt, der den Verkauf damals abgewickelt hatte, waren keine Einzelheiten mehr zu erfahren. Er war 1951 gestorben.

Der Wagen rollte an der Böschung vorbei auf die kreisförmige Zufahrt, die zum Hauptgebäude führte. Zu dem Krampf in Victors Rücken gesellte sich ein scharfes, stechendes Gefühl hinter seinen Augen; seine Schläfen pochten, als er den Hinrichtungsplatz erreichte.

Er umfaßte mit der rechten Hand sein linkes Handgelenk und bohrte sich die Finger ins Fleisch. Der Schmerz half. Er konnte zum Fenster hinaussehen und das wahrnehmen, was sich jetzt seinem Auge darbot, nicht was vor dreiunddreißig Jahren gewesen war.

Was er sah, war ein Mausoleum. Tot, aber gepflegt. Alles war so, wie es gewesen war, aber nicht für die Lebenden. Selbst die orangefarbenen Strahlen der untergehenden Sonne hatten etwas Totes an sich: majestätisch und ornamental, aber nicht lebend.

»Gibt es keine Leute, die hier Ordnung halten oder Männer an den Toren?« fragte er.

Der Fahrer drehte sich im Sitz herum. »Nicht heute nachmittag, Padrone«, erwiderte er. »Es gibt keine Wachen und keine Kurienpriester.«

Fontine fuhr im Sitz nach vorn. Der Stock entglitt seiner Hand. Er starrte den Fahrer an.

»Man hat mich betrogen.«

»Beobachtet. Erwartet. Aber nicht betrogen, wirklich nicht. Drinnen erwartet Sie ein Mann.«

»Ein Mann?«

»Ja.«

»Könnte es sein, daß er Enrici Gaetamo heißt?«

»Ich habe es Ihnen doch gesagt. Es sind keine Priester der Kurie hier. Bitte gehen Sie hinein. Brauchen Sie Hilfe?«

»Nein, ich komme schon zurecht.« Victor stieg langsam aus dem Wagen, jede Bewegung kostete ihn Mühe, aber der Schmerz hinter seinen Augen ließ nach, und auch der Krampf in seinem Rücken lockerte sich. Er verstand. Sein Bewußtsein war dabei, sich neu zu orientieren. Er war nach Campo di Fiori gekommen, um Antworten zu holen. Zu einer Konfrontation. Aber er hatte nicht erwartet, daß es so sein würde.

Er ging die breiten Marmorstufen hinauf, auf die Eichentür seiner Kindheit zu. Er hielt inne und wartete auf das, was er für unausweichlich hielt: ein Gefühl überwältigender Sorge. Aber es stellte sich nicht ein, weil es hier kein Leben gab.

Er hörte, wie der Motor hinter ihm aufheulte und drehte sich um. Der Fahrer hatte den Wagen um die Einfahrt herum gesteuert, war an der Böschung vorbei wieder auf die Straße gefahren, die zum Haupttor führte.

Während er ihm noch nachblickte, hörte Victor das metallische Geräusch eines Riegels. Er drehte sich wieder der mächtigen Eichentür zu; sie hatte sich geöffnet.

Er konnte den Schock, den er empfand, nicht verbergen. Er bemühte sich auch gar nicht darum. In ihm wallte Zorn auf; er zitterte am ganzen Körper.

Der Mann an der Tür war ein Priester! Er trug das schwarze Kleid der Kirche. Er war ein alter Mann, alt und gebrechlich. Wenn es anders gewesen wäre, hätte Fontine vielleicht rach ihm geschlagen.

Statt dessen starrte er den alten Mann an und sagte leise: »Daß ein Priester in diesem Haus ist, bereitet mir großen Schmerz.«

»Es tut mir leid, daß Sie so empfinden«, erwiderte der Priester im Italienisch eines Ausländers, mit dünner, aber fester Stimme. »Wir haben den Padrone der Fontini-Cristis verehrt. Wir haben unseren wertvollsten Schatz in seine Hände gelegt.«

Sie starrten sich gegenseitig an, keiner senkte den Blick, aber langsam trat in Victor Ungläubigkeit an die Stelle von Zorn.

»Sie sind Griechen«, sagte er mit kaum hörbarer Stimme.

»Ja, das bin ich. Aber das hat nichts zu bedeuten. Ich bin ein Mönch von Konstantin. Bitte, treten Sie ein.« Der alte Priester trat einen Schritt zurück, um Victor vorbeizulassen. Dann fügte er leise hinzu: »Nehmen Sie sich Zeit. Lassen Sie Ihre Augen schweifen. Nur wenig hat sich verändert. Man hat von jedem Raum Fotografien angefertigt und Bestandslisten gemacht. Wir haben alles so erhalten, wie es war.«

Ein Mausoleum.

»Das haben die Deutschen auch.« Fontine trat in die mächtige Halle. »Es ist seltsam, daß diejenigen, die sich so angestrengt haben, Campo di Fiori zu besitzen, es nicht verändern wollen.«

»Man schleift ein großes Juwel nicht und entstellt kein wertvolles Gemälde. Daran ist nichts seltsam.«

Victor gab keine Antwort. Seine Hand umkrampfte seinen Stock, und er ging mit einiger Mühe auf die Treppe zu. Vor dem Bogen, der zu dem großen Saal zur Linken führte, blieb er stehen. Alles war so, wie es gewesen war. Die Gemälde, die

Tische an den wuchtigen Mauern, die halb verblaßten alten Spiegel über den Tischen, die Perserteppiche auf den polierten Böden, die breite Treppe mit der glänzenden Balustrade.

Er blickte durch den nördlichen Bogen in den Speisesaal. Die Schatten des Zwiellichts fielen über den mächtigen Tisch, der jetzt entblößt dastand, poliert, leer, wo einmal die Familie gesessen war.

Er beschwor ihr Bild herauf, konnte ihre Stimmen, ihr Lachen hören. Auseinandersetzungen, Anekdoten, Gespräche. Wenn die Familie sich zum Abendbrot versammelte, war das eine der wichtigsten Angelegenheiten des Tages in Campo di Fiori gewesen.

Die Gestalten erstarrten, die Stimmen verstummten. Es war Zeit, den Blick abzuwenden.

Victor drehte sich um. Der Mönch wies auf den südlichen Bogen. »Wollen wir in das Arbeitszimmer Ihres Vaters gehen?«

Er ging vor dem alten Mann durch den Saal. Unwillkürlich - er wollte keine alten Erinnerungen wachrufen - fiel sein Blick auf die Möbel, die ihm plötzlich so vertraut waren. Jeder Stuhl, jede Lampe, jeder Wandteppich und jeder Leuchter exakt so, wie er ihn in Erinnerung hatte.

Fontine atmete tief und schloß kurz die Augen. Es war makaber. Er schritt durch ein Museum, das einmal ein lebender Teil seiner Existenz gewesen war. In gewisser Weise war es grausam.

Er ging weiter, durchschritt die Tür zu Savarones Arbeitszimmer. Es war nie das seine gewesen, obwohl sein Leben in jenem Raum fast geendet hätte. Er trat durch den Türbogen, durch den eine abgeschnittene, blutige Hand hereingeflogen war.

Wenn es etwas gab, das ihn verblüffte, dann war es die Schreibtischlampe; sie und das Licht, das sich unter dem grünen Schirm über den Boden ergoß. Es war exakt so, wie es vor fast drei Jahrzehnten gewesen war. Er konnte sich ganz deutlich erinnern, denn das Licht jener Lampe war es gewesen,

das den zerschmetterten Schädel Geoffrey Stones beleuchtet hatte.

»Möchten Sie sich setzen?« fragte der Priester.

»Gleich.«

»Darf ich?«

»Wie bitte?«

»Darf ich am Schreibtisch Ihres Vaters sitzen?« fragte der Mönch. »Ich habe Ihre Augen beobachtet.«

»Es ist Ihr Haus, Ihr Schreibtisch. Ich bin Besucher hier.«

»Aber kein Fremder.«

»Offensichtlich. Spreche ich mit einem Vertreter von Baricours, Père et Fils?«

Der alte Priester nickte stumm. Er ging langsam um den Schreibtisch herum, zog den Stuhl heraus und ließ seinen zerbrechlichen Körper hineinsinken. »Machen Sie dem Anwalt in Mailand keinen Vorwurf; er konnte es nicht wissen. Baricours hat Ihre Bedingungen erfüllt, dafür haben wir gesorgt. Baricours ist der Xenope-Orden.«

»Und mein Feind«, sagte Victor leise. »1942 gab es eine Anlage von MI 6 in Oxfordshire. Sie haben versucht, meine Frau zu töten. Viele unschuldige Menschen haben ihr Leben verloren.«

»Man hatte damals Entscheidungen getroffen, über die die Ältesten keine Kontrolle hatten. Die Extremisten hatten sich durchgesetzt, wir konnten sie nicht aufhalten. Ich erwarte nicht, daß Sie das akzeptieren.«

»Das tue ich auch nicht. Woher wußten Sie, daß ich in Italien bin?«

»Wir sind nicht, was wir einmal waren, aber es gibt immer noch Mittel und Wege für uns. Ganz besonders einer hält ein Auge auf Sie. Fragen Sie mich nicht, wer es ist, ich werde es Ihnen nicht sagen. Warum sind Sie zurückgekommen - nach dreißig Jahren, warum sind Sie nach Campo di Fiori zurückgekehrt?«

»Um einen Mann namens Gaetamo zu finden«, antwortete Fontine. »Enrici Gaetamo.«

»Gaetamo lebt in den Bergen von Varese«, sagte der Mönch.

»Er sucht immer noch nach dem Zug aus Saloniki. Er ist von Edhessa durch den Balkan, quer durch Italien, in die Berge im Norden gefahren. Warum sind Sie all die Jahre hiergeblieben?«

»Weil der Schlüssel hier liegt«, erwiderte der Mönch. »Es gibt da einen Pakt. Im Oktober 1939 reiste ich nach Campo di Fiori. Ich war es, der mit Savarone Fontini-Cristi über seine Beteiligung verhandelte, ich, der einen ergebenen Priester mit seinem Bruder, einem Ingenieur, auf jenem Zug sandte. Und im Namen Gottes ihren Tod forderte.«

Victor starrte den Mönch an. Das weiche Licht der Lampe beleuchtete seine blasse, straffe Haut und die traurigen, toten Augen. Fontine erinnerte sich an den Besucher in seinem Washingtoner Büro. »Ein Grieche kam zu mir und sagte, seine Familie hätte einmal in einer Art, die er nicht begriff, ihrer Kirche gedient. War der Bruder dieses Priesters der Ingenieur, hieß er Anaxas?«

Der Kopf des alten Geistlichen fuhr in die Höhe. Einen kurzen Moment lang lebten seine Augen. »Wo haben Sie diesen Namen gehört?«

Fontine wandte den Kopf, sein Blick fiel auf ein Gemälde unter einer Madonna an der Wand. Eine Jagdszene, Männer mit Gewehren, die Vögel aus einem Dickicht trieben. »Wir tauschen unsere Informationen«, sagte er leise. »Warum hat mein Vater sich bereit erklärt, mit Xenope zusammenzuarbeiten?«

»Sie kennen die Antwort. Er hatte nur eine Sorge: Er wollte nicht, daß die christliche Welt geteilt wurde. Die Niederlage der Faschisten war das einzige, was ihn interessierte.«

»Warum ist die Kassettenbandrolle überhaupt aus Griechenland entfernt worden?«

»Die Deutschen raubten alles zusammen, und unser Orden war eines ihrer Ziele. Das war die Information, die wir aus Polen

und der Tschechoslowakei erhielten. Die Nazi-Offiziere stahlen aus Museen, machten auch vor Klöstern nicht halt. Wir durften das Risiko nicht eingehen, es dort zu lassen. Ihr Vater hat den Abtransport organisiert. Auf brillante Weise. Donatti hat das nie durchschaut.«

»Indem er einen zweiten Zug einsetzte«, fügte Victor hinzu. »Einen Zug, der dieselbe Route fuhr. Aber drei Tage später.«

»Ja. Man hatte dafür gesorgt, daß die Nachricht über diesen Zug auf dem Weg über die Deutschen, die keine Ahnung von der Bedeutung jener Kiste hatten, zu Donatti gelangte. Sie suchten nur Schätze - Gemälde, Skulpturen, Kunstgegenstände -, nicht obskure Schriften, von denen man ihnen sagte, daß sie nur für Gelehrte wichtig wären. Aber Donatti, der Fanatiker, konnte nicht widerstehen. Gerüchte über die Filioque-Papiere waren seit Jahrzehnten im Umlauf gewesen. Er mußte sie besitzen.« Der Xenope-Priester machte eine Pause, die Erinnerung schien ihm Schmerz zu bereiten. »Die Interessen des Kardinals und die der Deutschen trafen sich. Berlin wollte, daß Savarone Fontini-Cristis Einfluß gebrochen wurde. Donatti wollte ihn von jenem Zug fernhalten. Um jeden Preis.«

»Warum war Donatti überhaupt involviert?«

»Das war wieder Ihr Vater. Er wußte, daß die Nazis einen mächtigen Freund im Vatikan hatten. Er wollte, daß Donatti als das, was er war, angeprangert wurde. Der Kardinal konnte nur dann von jenem zweiten Zug wissen, wenn die Deutschen es ihm gesagt hatten. Ihr Vater wollte diese Tatsache ausnutzen. Das war der einzige Preis, den Fontini-Cristi von uns forderte. Es sollte sich freilich erweisen, daß jener Preis das Massaker von Campo di Fiori zur Folge hatte.«

Victor konnte die Stimme seines Vaters über die Jahrzehnte hinweg hören.... Er erteilt den Uninformierten Befehle und erzwingt sie durch Furcht... Eine Schande für den Vatikan. Savarone kannte den Feind, aber nicht das ganze extreme Maß seiner Ungeheuerlichkeit.

Das Band, das Fontines Rücken umschloß, schnitt ihm ins Fleisch. Er hatte zu lange gestanden. Auf den Stock gestützt,

ging er auf den Stuhl zu, der vor dem Schreibtisch stand. Er setzte sich schwer.

»Wissen Sie, was in jenem Zug war?« fragte der alte Mönch milde.

»Ja. Brevourt hat es mir gesagt.«

»Brevourt hat es nie gewußt. Man hat ihm nur einen Teil der Wahrheit gesagt, nicht die ganze. Was hat er Ihnen gesagt?«

Plötzlich war Victor beunruhigt. Wieder suchten seine Augen die des Priesters, hielten sie fest.

»Er sprach von den Filioque-Verwerfungen, Studien, die die Göttlichkeit Christi in Abrede stellten. Am schädlichsten davon sei eine Schriftenrolle, in der die Frage ausgesprochen würde, ob Jesus überhaupt je gelebt hätte. Anscheinend kam jene Rolle zu dem Schluß, daß dies nie der Fall war.«

»Es waren niemals die Verwerfungen. Nie die Schriftrolle. Es war - ist - ein Geständnis im vollem Umfang, das vor all den anderen Dokumenten datiert ist.« Der Xenope-Priester wandte den Blick ab. Er hob die Hände, seine knöchigen Finger berührten die blasse Haut seiner Wangen. »Die Filioque-Schriften sind Artefakte, über denen Gelehrte brüten mögen. Die aramäische Schriftrolle ist eine von ihnen, und sie war mehrdeutig, ebenso wie die Schriftrollen aus dem Toten Meer mehrdeutig waren, als man sie fünfzehnhundert Jahre später studierte. Aber vor dreißig Jahren, auf dem Höhepunkt eines moralischen Krieges - ist das nicht ein Widerspruch in sich? -, hätte das Auftauchen dieser Rolle katastrophal sein können. Das genügte Brevourt.«

Fontine war wie hypnotisiert. »Was ist das für ein Geständnis? Ich habe nie davon gehört.«

Die Augen des Mönchs kehrten zu Victor zurück. In dem kurzen Schweigen, ehe er zu sprechen begann, vermittelte der alte Priester den Schmerz, den ihm seine unmittelbare Entscheidung bereitete: »Es ist alles. Es ist auf ein Pergament geschrieben, das man im Jahre siebenundsechzig aus einem römischen Gefängnis brachte. Wir kennen das Datum, weil in dem Dokument der Tod Jesu nach dem hebräischen Kalender

erwähnt ist, im Jahre vierunddreißig nach dieser Zählung. Das entspricht den neuesten anthropologischen Erkenntnissen. Das Pergament ist von einem Mann geschrieben, der blind umherwanderte. Er spricht von Gethsemane und Kapernaum, Genezareth und Korinth, Pontus, Galatia und Kappadokia. Der Schreiber kann kein anderer als Simon von Bethsaida sein, dem von dem Mann, den er Christus nannte, der Name Petrus verliehen wurde. Was in jenem Pergament steht, übersteigt alles, was Sie sich vorstellen können. Es muß gefunden werden.«

Der Priester hielt inne und starrte Victor über den Schreibtisch hinweg an.

»Und zerstört?« fragte Fontine mit leiser Stimme.

»Zerstört«, erwiderte der Mönch. »Aber aus keinem der Gründe, an die Sie vielleicht denken. Denn nichts ist verändert, und doch ist alles verändert. Meine Gelübde verbieten mir, Ihnen mehr zu sagen. Wir sind alte Männer, wir haben nicht mehr viel Zeit. Wenn Sie helfen können, dann müssen Sie das. Jenes Pergament kann den Lauf der Geschichte ändern. Es hätte vor Jahrhunderten zerstört werden sollen, aber damals herrschte Arroganz. Es könnte einen großen Teil der Welt in schreckliches Leid stürzen. Niemand kann den Schmerz rechtfertigen.«

»Aber Sie sagen, nichts ist verändert«, erwiderte Victor und wiederholte die Worte des Mönchs. »Und doch ist alles verändert. Das eine widerspricht dem anderen, das gibt keinen Sinn.«

»Das Geständnis auf jenem Pergament gibt einen Sinn. In all seiner Qual. Ich kann Ihnen nicht mehr sagen.«

Fontine ließ die Augen des Priesters nicht los. »Wußte mein Vater von dem Pergament? Oder hat man ihm nur gesagt, was man Brevourt gesagt hat?«

»Er wußte es«, sagte der Mönch von Xenope. »Die Filioque-Verwerfungen waren wie Ihre amerikanischen Artikel der Amtsenthebung Rechtsbelehrungen für eine kanonische Debatte. Selbst das, was den meisten Schaden anrichten

könnte, wie Sie es nannten - die aramäische Schriftrolle - unterlag den linguistischen Interpretationen des Altertums. Fontini-Cristi hatte begriffen, worauf es ankam, Brevourt begriff es nicht. Aber über das Geständnis auf jenem Pergament gibt es keine Debatte. Es war das eine Schreckliche, das Fontini-Cristis vollen Einsatz erforderte. Das verstand und akzeptierte er.«

»Ein Geständnis auf einem Pergament, das man aus einem römischen Gefängnis geholt hat.« Fontine sprach ganz leise. Er begriff, worum es ging. »Das ist es also, was in der Kasette von Konstantin liegt.«

»Ja.«

Victor ließ den Augenblick vorübergehen. Er beugte sich in dem Stuhl nach vorn, die Hand auf den Stock gestützt. »Sie sagten, der Schlüssel sei hier. Aber warum? Donatti hat hier gesucht - jede Mauer, jedes Fußbodenbrett, jeden Zentimeter Boden. Sie sind siebenundzwanzig Jahre hiergeblieben, und doch ist immer noch nichts gefunden. Was bleibt Ihnen da noch?«

»Die Worte Ihres Vaters, die in diesem Raum gesprochen wurden.«

»Und was waren das für Worte?«

»Daß die Zeichen hier in Campo di Fiori sein würden. Für ein Jahrtausend eingegraben. Das war der Satz, den er gebrauchte. ›Für ein Jahrtausend eingegraben.‹ Und sein Sohn würde verstehen. Es war Teil seiner Kindheit. Aber man hat seinem Sohn nichts gesagt. Das haben wir erkennen müssen.«

Fontine lehnte ein Bett in dem großen Haus ab. Er würde im Stall schlafen. In dem Bett, auf das er vor einem Menschenalter den toten Barzini gelegt hatte.

Er wollte allein sein, isoliert und vor allem außerhalb des Hauses, fern der toten Reliquien. Er mußte denken, mußte das Schreckliche immer wieder durchlaufen, bis er das noch fehlende Bindeglied fand. Denn jetzt war es da, es gab ein Muster. Was noch fehlte, war der Strich, der den Plan vervollständigte.

Teil seiner Kindheit. Nein, nicht dort, noch nicht. Fang nicht dort an, es kommt später. Es galt, mit dem anzufangen, was man wußte, man sah, was man selbst hörte.

Er erreichte die Stallungen und ging durch die leeren Räume, vorbei an den leeren Boxen. Es gab dort keine Elektrizität mehr. Der alte Mönch hatte ihm eine Taschenlampe gegeben. Barzinis Zimmer war so, wie er es in Erinnerung hatte. Kahl, ohne Schmuck. Das schmale Bett, der abgewetzte Armsessel, die einfache Truhe für seine wenigen Habseligkeiten.

Auch der Raum mit dem Zaumzeug war so, wie er ihn das letztemal gesehen hatte. Riemenzeug und Geschirre an den Wänden. Er setzte sich auf eine kleine hölzerne Steigbügelbank und atmete dabei schmerzerfüllt aus. Er schaltete die Taschenlampe ab. Das Mondlicht schien durch die Fenster. Er zwang seine Gedanken, in jene schreckliche Nacht zurückzukehren.

Das Knattern von Maschinengewehrfeuer erfüllte seine Ohren, weckte die Erinnerung, die er so verabscheute. Da waren wieder die wirbelnden Rauchwolken, die gekrümmten Leiber von Menschen, die er liebte, im Augenblick des Todes, so wie er sie im blendenden Licht der Scheinwerfer gesehen hatte.

*Champoluc ist der Fluß! Zürich ist der Fluß!*

Die hinausgeschrienen Worte, dann noch einmal, zweimal, dreimal. Ihm entgegengeschrien, aber nach weiter oben gezielt, als er war, über ihm, während die Kugeln die Brust und den Leib seines Vaters durchbohrten.

*Champoluc ist der Fluß!*

Der Kopf erhoben? War es das? Der Kopf, die Augen. Es ist immer in den Augen. Den Bruchteil einer Sekunde, bevor die Worte kamen, waren die Augen seines Vaters nicht auf die Böschung gerichtet gewesen, nicht auf ihn.

Sie waren auf eine Stelle rechts von ihm gerichtet gewesen, schräg. Savarone hatte die Automobile angestarrt, das dritte Automobil.

Savarone hatte Guillamo Donatti gesehen. Er hatte ihn im Schatten des Wagenfonds gesehen. Im Augenblick des Todes kannte er die Identität seines Henkers.

Und er hatte seine Wut hinausgebrüllt, hinauf zu seinem Sohn, aber über seinen Sohn hinaus. Über ihn hinaus und dahinter und... Was war es gewesen? Was war es, was sein Vater in jenem letzten Augenblick des Lebens getan hatte? Das war das fehlende Bindeglied, der Strich, der das Muster vervollständigte. Ein Teil seines Körpers. Sein Kopf, seine Schultern, seine Hände. Was war es?

Der ganze Körper! Es war die Geste im Tode des ganzen Körpers! Kopf, Arme, Hände. Savarones Körper war in einer letzten Geste ausgestreckt gewesen. Zu seiner Linken! Aber nicht das Haus, nicht die beleuchteten Räume, in die man so gemein eingedrungen war, sondern jenseits des Hauses. Jenseits des Hauses!

Champoluc ist der Fluß... Jenseits des Hauses! Die Wälder von Campo di Fiori!

Der Fluß! Der breite Bergstrom im Wald! Ihr eigener, persönlicher »Fluß«!

Es war Teil seiner Kindheit. Der Fluß seiner Kindheit lag einen halben Kilometer hinter den Gärten von Campo di Fiori.

Der Schweiß tropfte Victor vom Gesicht. Sein Atem ging unregelmäßig, seine Hände zitterten. Er krallte sich in der Finsternis an der Steigbühelbank fest. Er war völlig ausgepumpt, aber ganz sicher: Alles war plötzlich völlig klar.

Der Fluß war nicht in Champoluc, auch nicht in Zürich. Er war Minuten von hier entfernt. Nur eine kurze Strecke über einen Waldweg, den Generationen von Kindern betreten hatten. Für tausend Jahre eingegraben. Teil seiner Kindheit.

Er stellte sich das Bild der Wälder, des fließenden Stroms und der Felsen vor... Die Felsblöcke, die an der tiefsten Stelle den Strom begrenzten. Es gab einen großen Felsblock, von dem sie ins Wasser zu springen pflegten und auf dem sie in der Sonne lagen, in den sie ihre Initialen kratzten und kindische

Nachrichten und geheime Codes zwischen sehr jungen Brüdern.

Auf tausend Jahre eingegraben. Seine Kindheit! Hatte Savarone sich diesen Felsen ausgewählt, um auf ihm seine Nachricht einzugraben?

Plötzlich war es so klar, so logisch. Natürlich hatte er das getan.

## 21

Der Nachthimmel färbte sich langsam grau, aber die Strahlen der italienischen Sonne durchbrachen die Wolken nicht. Es würde bald regnen, und dann würde ein kalter Sommerwind von den nördlichen Bergen herunterwehen.

Victor ging die Straße von den Stallungen zu den Gärten herunter. Es war zu finster, um die Farben ausmachen zu können. Es gab auch nicht mehr die Reihen von Blumen, die die Wege säumten, so wie es früher einmal gewesen war; soviel konnte er sehen.

Er fand den Weg mit Mühe, erst nachdem er das ungeschnittene Gras untersucht und den Lichtkegel seiner Taschenlampe schräg nach unten gerichtet hatte, auf der Suche nach Spuren der Vergangenheit.

Als er hinter dem Garten in den Wald eindrang, sah er lang Vergessenes, das ihm plötzlich wieder vertraut war: ein knorriger Olivenbaum mit dicken Ästen, eine Ansammlung weißer Birken, die jetzt vom niedrigen Buchengestrüpp und ein paar halbverdorrten Tannen verdeckt wurden.

Der Bach war allerhöchstens hundert Meter entfernt, schräg zu seiner Rechten, wenn er sich richtig erinnerte. Davor standen Birken und hohe Fichten. Wucherndes Unkraut bildete eine dichte Mauer aus Tentakeln, weich, aber unangenehm anzufassen.

Er blieb stehen. Das Rascheln auffliegender Vögel war zu hören, ein Ast knackte. Er drehte sich um und spähte in die schwarzen Umrisse der Blätterwand.

Stille.

Dann drängte sich das Geräusch eines kleinen Tieres in die Stille hinein. Wahrscheinlich hatte er einen Hasen aufgescheucht. Seltsam, daß er so natürlich annahm, daß es sich um einen Hasen handelte. Die Umgebung, in der er sich befand, rührte an lang vergessene Erinnerungen: Als Junge hatte er in diesem Gehölz Hasen gefangen.

Er konnte jetzt das Wasser riechen. Er hatte immer die Feuchtigkeit riechen können, wenn er sich dem Bach genähert hatte, ihn riechen können, ehe er das Plätschern der Wellen gehört hatte. Das Blattwerk am Wasser war dicht, fast undurchdringlich. Das Wasser des Baches hatte hunderttausend Wurzeln genährt und üppiges, unkontrolliertes Wachstum gefördert. Er mußte die Zweige zurückdrängen und das Dickicht auseinanderschieben, um den Bach zu erreichen.

Sein linker Fuß fing sich in einer Schlingpflanze. Er machte einen Schritt nach rechts und stocherte mit seinem Stock neben seinem linken Fuß herum, verlor dabei das Gleichgewicht. Der Stock wurde ihm dabei aus der Hand gerissen, polterte in die Dunkelheit davon. Er tastete nach einem Ast, um seinen Sturz abzubremser; der Ast brach ab, löste sich von seinem Stamm. Auf einem Knie benutzte er den Ast, um sich vom Boden abzustößen. Sein Stock war verschwunden, er konnte ihn nicht sehen. Er hielt sich an dem Aststück fest und bahnte sich seinen Weg durch das Blattwerk bis an den Rand des Wassers.

Der Bach kam ihm schmaler vor, als er ihn in Erinnerung hatte. Dann wurde ihm klar, daß die graue Dunkelheit und der zugewachsene Wald ihn so erscheinen ließen. Drei Jahrzehnte, in denen sich niemand darum gekümmert hatte, hatten es dem Wald erlaubt, dem Wasser sein Daseinsrecht streitig zu machen.

Der große Felsblock war zu seiner Rechten, stromaufwärts, höchstens sechs Meter entfernt, aber das Buschwerk dazwischen war so dicht, daß es ebensogut eine halbe Meile hätte sein können. Er begann sich vorsichtig darauf zuzutasten, duckte sich, richtete sich wieder auf und schob das Unterholz

vor sich auseinander. Jede Bewegung kostete ihn Mühe. Zweimal stieß er gegen harte Hindernisse in der Erde, zu hoch, zu dünn und zu eng, als daß es Felsbrocken hätten sein können. Er richtete den Lichtkegel der Taschenlampe nach unten; die Hindernisse waren Eisenstangen, verrostet wie Überreste einer versunkenen Galeone.

Jetzt erreichte er den Sockel des großen Felsens; er ragte über das Wasser. Er blickte nach unten. Und seine Lampe erleuchtete die Grenze zwischen der Erde und dem fließenden Strom, und er erkannte, daß die Jahre ihn vorsichtig gemacht hatten. Die Entfernung bis zum Wasser betrug nur wenige Fuß, aber jetzt kamen sie ihm wie ein Abgrund vor. Er schob sich seitlich an den Bach heran und stocherte mit dem Aststück, das er in der linken Hand hielt, im Bachbett herum.

Das Wasser war kalt - soweit er sich erinnerte, war es immer kalt - und reichte ihm jetzt bis zu den Schenkeln, schlug ihm unter dem Korsett bis zur Hüfte, jagte eisige Schauer durch seinen Körper. Er schauderte und verfluchte die Jahre.

Aber er war hier. Das war alles, worauf es ankam.

Er richtete die Taschenlampe auf den Felsen. Er war einige Fuß vom Ufer entfernt: Victor mußte Ordnung in seine Suchaktion bringen. Er konnte zu viele Minuten damit vergeuden, die eine oder andere Stelle zwei- oder dreimal zu untersuchen, weil er sich nicht daran erinnern konnte, sie untersucht zu haben. Er war ehrlich zu sich selbst: Er war nicht sicher, wie lange er die Kälte würde ertragen können.

Er griff nach oben, preßte das Ende des Aststücks in die Oberfläche des Felsens. Das Moos, das ihn bedeckte, löste sich leicht. Im grellen weißen Strahl der Taschenlampe sah die Oberfläche des Felsblocks wie Tausende von winzigen Kratern und Schluchten aus.

Sein Puls beschleunigte sich, als er die ersten menschlichen Spuren wahrnahm. Sie waren schwach, kaum sichtbar, aber sie waren da. Und es waren seine Spuren, mehr als ein halbes Jahrhundert alt. Nach unten führende Striche, die tief in den

Felsen eingekratzt waren als Teil eines lang vergessenen Spiels aus seiner Knabenzeit.

Das V war der deutlichste Buchstabe; er hatte dafür gesorgt, daß sein Zeichen unverkennbar war. Dann kam ein b, gefolgt von etwas, das vielleicht Ziffern hätten sein können, und ein t, wieder gefolgt von etwas, das wahrscheinlich Ziffern waren. Er hatte keine Ahnung, was sie bedeuteten.

Er schälte das Moos über und unter den Kratzern ab. Es gab andere schwache Markierungen; einige schienen eine Bedeutung zu haben. Hauptsächlich Initialen, hier und dort, primitive Zeichnungen von Bäumen und Pfeile und Viertelkreise, die Kinder gezeichnet hatten.

Seine Augen mühten sich im grellen Licht der Taschenlampe; seine Finger schälten und rieben und überstrichen eine immer größer werdende Fläche. Er machte zwei senkrechte Striche mit dem Ast, um zu zeigen, wo er gesucht hatte, und trat weiter in das kalte Wasser hinaus. Aber bald wurde ihm die Kälte zuviel, und er kletterte ans Ufer, suchte Wärme. Seine Hände und Arme und Beine zitterten vor Kälte und dem Alter. Er kniete sich im feuchten Blattwerk nieder und sah zu, wie der Dampf seines Atems sich in der Luft auflöste.

Dann ging er ins Wasser zurück zu der Stelle, wo er aufgehört hatte. Das Moos war dicker; er fand darunter einige weitere Markierungen, ähnlich jenen ersten näher am Ufer. V und b und t und ganz schwache Zahlen.

Und dann kam es zu ihm zurück, über die Jahre hinweg - schwach, ebenso schwach wie die Buchstaben und die Ziffern. Und er wußte, daß er recht hatte, in jenem Bach zu stehen, bei jenem Felsbrocken.

Burrone! Traccia! Er hatte es vergessen, erinnerte sich aber jetzt. »Schlucht«, »Pfad«. Er hatte immer ihre Reise in die Berge aufgezeichnet, sie eingekratzt.

Teil seiner Kindheit.

Mein Gott, was für einen Teil! Jeden Sommer sammelte Savarone seine Söhne und ging mit ihnen in den Norden, um ein paar Tage mit ihnen zu klettern. Keine gefährlichen

Klettertouren, eher Bergwanderungen, bei denen sie zelteten. Für sie alle ein Höhepunkt der Sommer, die sie miteinander verlebt hatten. Und er gab ihnen Landkarten, damit sie wußten, wo sie gewesen waren; und Vittorio, der Älteste, trug dann immer unauslöschbar und präzise ihre Reisen am Felsblock unten am Bach, ihrem »Fluß«, ein.

Sie hatten dem Felsen einen Namen gegeben. Für sie war er der Argonaut. Die Kratzer auf dem Argonauten dienten ihnen als dauernde Aufzeichnung ihrer Bergodyssees. In die Berge ihrer Kindheit.

In die Berge.

Der Zug aus Saloniki war in die Berge gefahren! Die Kassette von Konstantin befand sich irgendwo in den Bergen!

Er stützte sich auf den Ast und machte weiter. Er war jetzt nahe der Vorderseite des Felsens. Das Wasser reichte ihm bis zur Brust, kühlte das stählerne Korsett unter seinen Kleidern. Je weiter hinaus er ging, desto mehr wuchs seine Überzeugung; er hatte recht, hier zu sein. Die schwachen Kratzer - die verblaßten Narben von halben Linien und Markierungen - wurden immer zahlreicher. Der Rumpf des Argonauten war mit Graffiti bedeckt, die sich auf lang vergessene Reisen bezogen.

Das kalte Wasser verkrampfte ihm den Rücken; der Ast entfiel seinen Händen. Er schlug ins Wasser, packte den Ast, veränderte dabei seinen Stand. Er fiel - besser gesagt, er glitt - gegen den Felsen und gewann sein Gleichgewicht zurück, indem er den Ast in den Schlamm bohrte.

Er starrte an, was sich nur wenige Zentimeter vor seinen Augen im Wasser abbildete. Da war eine kurze, gerade, waagerechte Linie, die sich ganz deutlich im Felsen abzeichnete. Sie war eingemeißelt.

Er stützte sich so gut er konnte, wechselte den Stock in die rechte Hand, schob ihn zwischen den Daumen und die Taschenlampe und drückte die Finger gegen die Felsoberfläche.

Er fuhr der Linie nach. Sie bog scharf nach unten ins Wasser ab, zuerst zur Seite und dann nach unten. Und dort hörte sie plötzlich auf.

7. Es war eine 7.

Ganz anders als die anderen verblaßten Hieroglyphen am Felsen; nicht Kratzer, die ungeschickte Kinderhände gemacht hatten, sondern ein Werk der Präzision. Die Zahl war höchstens zwei Zentimeter hoch - aber dafür war sie einen guten halben Zentimeter tief eingegraben.

Er hatte es gefunden, eingegraben für tausend Jahre. Eine Botschaft, eingegraben in Stein, in Stein eingemeißelt!

Er führte seine Taschenlampe näher heran und strich mit zitternden Fingern vorsichtig über die Stelle. War es das? War dies der Augenblick? Trotz der Kälte und der Nässe schoß ihm das Blut in den Kopf, und sein Herz schlug schneller. Am liebsten hätte er es laut hinausgeschrien, aber er mußte sicher sein.

Etwa in der Mitte der senkrechten Linie der 7, etwa einen Zentimeter weiter rechts, war ein Strich. Und dann eine weitere einzelne senkrechte Linie - eine i, gefolgt von einer weiteren Senkrechten, die kürzer war und nach rechts bog und eine gerade Linie schnitt, die nach oben und unten führte. Eine 4. Es war eine 4.

Sieben - Strich - eins - vier. Eher unter der Wasserfläche als darüber.

Hinter der 4 war eine weitere kurze horizontale Linie. Ein Strich. Danach kam - ein Z? Aber es war kein Z. Die Winkel waren nicht scharf, sondern gerundet.

Eine 2!

Sieben - Strich - eins - vier - Strich - zwei...

Dann kam eine weitere Markierung, aber diesmal handelte es sich nicht um eine Ziffer. Es war eine Folge von vier kurzen geraden Strichen, die miteinander verbunden waren. Ein Kasten, ein Quadrat. Ein perfektes geometrisches Quadrat.

Natürlich war es eine Ziffer! Eine Null!

0.

Sieben - Strich - eins - vier - Strich - zwei - null.

Was bedeutete das? Hatte Savarones Alter ihn dazu veranlaßt, eine Nachricht zu hinterlassen, die niemandem außer ihm etwas sagte? War alles mit Ausnahme der Nachricht selbst so brillant logisch gewesen? Sie bedeutete nichts:

7-14-20... Ein Datum? War es ein Datum?

Mein Gott, dachte Victor, 7 - 14. 14. Juli! Sein Geburtstag!

Der Tag der Bastille. Sein ganzes Leben lang war das immer etwas erheiternd gewesen. Ein Fontini-Cristi geboren am Feiertag der Französischen Revolution.

14. Juli... zwei - null... 20. 1920.

Das war Savarones Schlüssel. Etwas war am 14. Juli 1920 geschehen. Was war es? Was hatte sich an jenem Tag ereignet, von dem sein Vater glaubte, daß es für seinen ersten Sohn so bedeutsam wäre? Etwas, dessen Bedeutung über andere Zeiten, andere Geburtstage hinausging.

Ein scharfer Schmerz - das zweitemal jetzt schon, bald würde es zuviel sein - durchzuckte seinen Körper und ging wieder unten von seiner Wirbelsäule aus. Das Korsett war wie Eis. Die Kälte des Wassers hatte seine Haut abgekühlt und war zu den Sehnen und ins Muskelgewebe durchgedrungen.

Mit der Sensitivität eines Chirurgen betastete er die Fläche rings um die eingemeißelten Ziffern. Da war nur das Datum, alles andere war glatt und unversehrt. Er nahm den Ast in die linke Hand und stieß ihn in das Bachbett. Von Schmerzen gepeinigt, arbeitete er sich seitwärts auf das Ufer zu, bis das Wasser unter seine Schenkelhöhe gesunken war. Dann blieb er stehen, um Atem zu schöpfen. Die Schmerzimpulse folgten einander jetzt immer schneller. Er hatte sich mehr Schaden zugefügt, als ihm vorher klargeworden war. Jetzt entwickelte sich ein regelrechter Krampf. Er spannte seine Kinn- und Halsmuskeln. Er mußte aus dem Wasser heraus und sich hinlegen. Als er nach den überhängenden Schlingpflanzen am Ufer tastete, fiel er auf die Knie ins Wasser. Die Taschenlampe

entfiel seiner Hand, rollte über eine Matte aus ineinander verwachsenen Farnen, und ihr Lichtkegel schoß in das dichte Gehölz. Er packte ein paar freiliegende Wurzeln und zog sich nach oben, stieß den Stock hinter sich in den Schlamm.

Und dann erstarrte jede Bewegung in einem lähmenden Augenblick des Schocks.

Über ihm in der Dunkelheit des Ufers stand die Gestalt eines Mannes. Ein hünenhafter, schwarzgekleideter Mann, der reglos dastand und auf ihn herunterstarrte. Um seinen Hals - gleichsam ein Kontrapunkt zu seiner pechschwarzen Kleidung - war ein weißer Rand zu erkennen. Ein Priesterkragen. Das Gesicht - das, was er davon im schwachen Licht des Waldes erkennen konnte - war ausdruckslos. Aber die Augen, die auf ihn herunterstarrten, hatten Feuer in sich, lodernden Haß.

Jetzt sprach der Mann, langsam und deutlich, voll Abscheu.

»Der Feind Christi kehrt zurück.«

»Sie sind Gaetamo«, sagte Fontine.

»Ein Mann kam in einem Automobil, um meine Hütte in den Bergen zu beobachten. Ich kannte jenes Automobil, jenen Mann. Er dient dem Ketzer von Xenope. Der Mönch, der sein Leben in Campo di Fiori verlebt. Er war dort, um mich fernzuhalten.«

»Aber das konnte er nicht.«

»Nein.« Der ausgestoßene Priester ging darauf nicht weiter ein. »Hier also war es. All die Jahre - und dabei lag die Antwort hier.« Seine tiefe Stimme schien zu schweben, begann irgendwo und endete mitten im Satz. »Was hat er hinterlassen? Einen Namen? Wovon? Eine Bank? Ein Gebäude in den Mailänder Fabriken? Daran hatten wir gedacht; wir haben sie zerlegt.«

»Was auch immer es war, für Sie hat es keine Bedeutung. Und für mich auch nicht.«

»Lügner«, erwiderte Gaetamo leise mit seiner eisig monotonen Stimme. Er drehte den Kopf nach rechts, dann nach links; er erinnerte sich. »Jeden Zentimeter dieses Waldes

haben wir abgesucht. Wir haben gelbe Schnüre von einer Stange zur nächsten gespannt und jede Stelle markiert, während wir sie untersuchten. Wir dachten daran, alles niederzubrennen, abzuschneiden, hatten aber Angst vor dem, was wir dabei zerstören könnten. Wir verdammt den Bach und suchten den Schlamm ab. Die Deutschen gaben uns Instrumente... Aber da war nichts. Die großen Felsen waren mit sinnlosen Markierungen übersät, darunter auch der Geburtstag eines arroganten Siebzehnjährigen, der seine Überheblichkeit im Stein hinterließ. Und immer wieder nichts.«

Victors Muskeln spannten sich. Gaetamo hatte es ausgesprochen. In einem kurzen Satz hatte der verstoßene Priester die Tür aufgesperrt: Ein arroganter Siebzehnjähriger, der sein Zeichen im Stein hinterließ. Aber er hatte es nicht hinterlassen. Donatti hatte den Schlüssel gefunden, ihn aber nicht erkannt. Die Überlegung war so einfach, so unkompliziert: ein Siebzehnjähriger, der ein ihm wichtiges Datum in einen vertrauten Felsen eingrub. Das war so logisch, so völlig belanglos und so klar.

So wie die Erinnerung jetzt klar war. Zum größten Teil.

7-14-20. Sein siebzehnter Geburtstag. Jetzt erinnerte er sich, weil es in seinem ganzen Leben keinen solchen Tag gegeben hatte. Mein Gott, dachte Victor, Savarone war unglaublich! Teil seiner Kindheit. An seinem siebzehnten Geburtstag hatte sein Vater ihm das Geschenk gegeben, das er sich so sehr gewünscht hatte, daß er davon geträumt und darum gebettelt hatte: die Chance, ohne seine jüngeren Brüder in die Berge hinaufzusteigen. Wirklich zu klettern über den üblichen und - für ihn - langweiligen Lagerplätzen in den Vorbergen.

An seinem siebzehnten Geburtstag hatte Savarone ihm echtes Kletterzeug geschenkt, so wie es erfahrene Bergsteiger benutzen. Nicht daß sein Vater mit ihm die Jungfrau hätte besteigen wollen; sie hatten nie eine außergewöhnliche Tour gemacht. Aber jene erste Tour - allein mit seinem Vater - war eine Landmarke in seiner frühen Mannheit. Jene Kletterausrüstung und jene Reise waren für ihn Symbole von

etwas sehr Wichtigem: ein Beweis, daß er in den Augen seines Vaters anfang, erwachsen zu werden.

Er hatte es vergessen. Er war selbst jetzt nicht sicher, denn es hatte andere Touren gegeben, andere Jahre. War es - jene erste Tour - im Champoluc gewesen? So mußte es gewesen sein, aber wo? Das entzog sich seiner Erinnerung.

»... Ihr Leben in diesem Wasser beenden.«

Gaetamo hatte gesprochen, aber Fontine hatte ihn nicht gehört: Nur die Drohung war zu ihm durchgedrungen. Von allen Menschen - allen Priestern - durfte dieser Wahnsinnige nichts erfahren. »Ich habe nur sinnloses Gekritzel gefunden. Kindische Markierungen, so wie Sie sagten.«

»Sie fanden, was rechtmäßig Christus gehört!« Gaetamos Worte schnitten durch den Wald. Er ließ sich auf ein Knie nieder. Sein mächtiger Brustkasten und sein Kopf waren nur wenige Zentimeter von Victor entfernt, seine Augen weit und brennend. »Sie fanden das Schwert des Erzengels der Hölle! Keine Lügen mehr. Sagen Sie mir, was Sie gefunden haben!«

»Nichts.«

»Lügner! Weshalb sind Sie hier? Ein alter Mann in Wasser und Schlamm! Was war in diesem Strom? An diesem Felsen!«

Victor starrte die grotesken Augen an. »Warum ich hier bin?« wiederholte er, streckte den Nacken, bog seinen gequälten Rücken, und seine Gesichtszüge verzerrten sich. »Ich bin alt. Mit vielen Erinnerungen. Ich habe mir eingeredet, daß die Antwort hier liegen könnte. Als wir Kinder waren, haben wir einander hier Nachrichten hinterlassen. Sie haben es selbst gesehen. Kindisches Gekritzel, in den Stein gekratzt. Ich dachte, vielleicht - aber ich fand nichts. Wenn hier etwas war, dann ist es inzwischen verschwunden.«

»Sie haben den Felsen untersucht und dann aufgehört. Sie wollten gehen.«

»Schauen Sie mich an! Wie lange glauben Sie, daß ich in diesem Wasser bleiben kann?«

Gaetamo schüttelte langsam den Kopf. »Ich habe Sie beobachtet. Sie waren ein Mann, der das gefunden hatte, was er hatte finden wollen.«

Victors Fuß glitt aus. Der Ast, auf den er sich gestützt hatte, glitt in den Schlamm, sank tiefer. Die Hand des Priesters zuckte vor und packte Fontine am Haar. Er riß wild daran, zog Victor gegen das Ufer, drückte ihm Kopf und Hals zur Seite. Das plötzliche Zerren war unerträglich. Heißer Schmerz breitete sich durch Fontines Körper aus. Die geweiteten Augen des Wahnsinnigen über ihm waren nicht die eines alternden Mannes im Kleid eines Priesters, sondern vielmehr die Augen eines jungen Fanatikers vor dreißig Jahren.

Gaetamo sah das. Und begriff. »Wir dachten damals, Sie wären tot. Sie hätten unmöglich überleben können. Die Tatsache, daß Sie doch überlebten, überzeugte unseren heiligen Mann, daß Sie aus der Hölle kamen!... Sie erinnern sich. Denn ich werde jetzt das fortsetzen, was vor dreißig Jahren begann. Jedesmal, wenn einer Ihrer Knochen knackt, werden Sie die Chance haben - so wie Sie sie damals hatten -, mir zu sagen, was Sie gefunden haben. Aber lügen Sie nicht. Der Schmerz wird erst aufhören, wenn Sie mir die Wahrheit sagen.«

Gaetamo beugte sich nach vorn. Er begann Victors Kopf herumzudrehen, preßte sein Gesicht nach unten, gegen das Felsufer, riß ihm dabei das Fleisch auf, quetschte die Luft aus Fontines Kehle.

Victor versuchte, sich ihm zu entwinden. Der Priester schmetterte seine Stirn gegen eine knorrige Wurzel. Das Blut schoß aus der Platzwunde, floß in Victors Augen, blendete ihn, machte ihn wütend. Er hob die rechte Hand, griff nach Gaetamos Handgelenk. Der Priester packte die Hand und drückte sie nach innen, brach ihm die Finger. Er zog Fontine nach oben, drehte dabei immer noch seinen Kopf und den Hals zur Seite, so daß ihm das Korsett tief in den Rücken schnitt.

»Ich höre nicht auf, solange Sie mir nicht die Wahrheit sagen!«

»Du Schwein! Du Schwein von Donatti!« Victor taumelte zur Seite. Gaetamo konterte, indem er die Faust gegen Fontines Brustkasten schmetterte. Der Schlag lähmte ihn, der Schmerz war unerträglich.

Der Stock. Der Stock! Fontine rollte sich nach links, die linke Hand unten, sie hielt immer noch den abgebrochenen Ast, hielt ihn fest, so wie man in einem Augenblick unerträglichen Schmerzes etwas festhält. Gaetamo hatte jetzt die Stahlklammer in seinem Korsett gefunden. Er zog daran, schob sie hin und her, bis der Stahl sein Fleisch aufriß.

Victor zog den langen Stock Zoll für Zoll herauf, indem er ihn gegen das Ufer preßte. Jetzt berührte er seine Brust; er spürte ihn. Das Ende war zackig. Wenn er nur die kleinste Öffnung zwischen sich und dem Monstrum über sich finden konnte, genügend Platz, um den Stock nach oben zu stoßen, auf das Gesicht zu, den Hals...

Der Augenblick kam. Gaetamo hob ein Knie. Das reichte.

Fontine stieß den Stock nach oben, mit der letzten Kraft, die er aufbringen konnte. Er hörte einen wütenden Aufschrei, ein Brüllen, das den Wald durchdrang.

Und dann füllte eine Explosion die graue Dunkelheit. Jemand hatte eine Waffe abgefeuert. Das Kreischen der Vögel und Tiere schwoll an - und der Körper Gaetamos fiel nach vorn, über ihn. Er rollte zur Seite.

Der Stock hatte sich ihm in die Kehle gebohrt. Unter seinem Hals war nur noch blutdurchtränktes Fleisch. Der Schuß, der aus der Dunkelheit abgefeuert worden war, hatte ihn in Stücke gerissen.

»Möge Gott mir verzeihen«, sagte der Mönch von Xenope aus den Schatten.

Eine schwarze Leere überkam Victor. Er spürte, wie er ins Wasser glitt, als zitternde Hände ihn erfaßten. Seine letzten Gedanken - seltsam friedlich - galten seinen Söhnen. Den Geminis. Die Hände hätten die Hände seiner Söhne sein können, die versuchten, ihn zu retten. Aber die Hände seiner Söhne zitterten nicht.

## **Teil zwei**

### **22**

Major Andrew Fontine saß steif an seinem Schreibtisch und lauschte den Geräuschen des Morgens. Es war fünf Minuten vor acht; die Büros begannen sich zu füllen. In den Gängen näherten und entfernten sich Stimmen. Das Pentagon begann seinen Tag. Er hatte fünf Tage, um nachzudenken. Nein, nicht um nachzudenken, um zu handeln. Es gab nicht so viel zu bedenken. Es war notwendig, zu handeln und zuzuschlagen. Das zu zerschlagen, was Adrian und seine »besorgten Bürger« angefangen hatten.

Das Eye Corps war die Geheimeinheit mit der größten Daseinsberechtigung in der ganzen Armee. Es tat genau das, was die Dissidenten zu tun glaubten, aber ohne dabei das System in Stücke zu reißen, ohne Schwächen zu offenbaren. Es galt, Stärke und die Illusion der Stärke zu bewahren. Das war von großer Wichtigkeit. Sie hatten es mit der anderen Art versucht. Das Eye Corps war nicht in Georgetown ins Licht der Welt gekommen, bei Brandy und Zigarren und unter Bildern des Pentagons an den Wänden. Nein, es war in einer Hütte im Mekong-Delta zur Welt gekommen, nachdem er aus Saigon zurückgekehrt war und den drei ihm nachgeordneten Offizieren gesagt hatte, was im Hauptquartier geschehen war.

Er war mit berechtigten Klagen von der Front nach Saigon gegangen, Beweisen für Korruption in den Nachschublinien. Material im Wert von Hunderttausenden von Dollars wurde jede Woche im ganzen Mekong-Bereich umgeleitet, wurde von ARVN-Truppen beim ersten Anzeichen von Feindseligkeiten aufgegeben und in den Schwarzmarkt zurückgeschleust. Ganze Löhnungslisten wurden von ARVN-Kommandanten zu den Banken getragen, und vietnamesische Netze, die von Hue und Da-Nang aus operierten, kauften dafür und verteilten sie. Millionen wurden in Südostasien veruntreut, und niemand schien zu wissen, was man dagegen tun konnte.

Also brachte er seine Beweise nach Saigon, zu den zuständigen Kommandostellen. Und was taten die? Sie dankten ihm und sagten, sie würden Ermittlungen anstellen. Was gab es da zu ermitteln? Er hatte genügend Beweise für ein Dutzend Anklagen mitgebracht.

Ein Brigadier hatte ihn zu einem Drink in eine Bar eingeladen.

»Hören Sie, Fontine, besser ein wenig Korruption, als das ganze Munitionslager hochgehen zu lassen. Diese Leute sind von Natur aus Diebe, daran werden wir nichts ändern.«

»Wir könnten ein paar Exempel statuieren, Sir. In der Öffentlichkeit.«

»Um Himmels willen! Wir haben schon genügend Probleme in den Staaten! Publicity von dieser Art käme den Militärgegnern gerade recht. Hören Sie, Sie haben eine erstklassige Dienstakte, die sollten Sie nicht in Gefahr bringen.«

Damals hatte es angefangen, damals war das Eye Corps ins Leben gerufen worden. Der Name selbst sagte es: eine Gruppe von Männern beobachtete und registrierte. Und dann weiteten sie sich im Laufe der Monate von vier auf fünf und dann sieben aus. Vor kurzem hatten sie den achten Mann aufgenommen. Captain Martin Greene im Pentagon.

Ihr treibendes Motiv war der Ekel. Die Army wurde von Huren mit weichen Knien geführt - Weibern, die Angst hatten, irgend jemandem zu nahe zu treten. Was für eine Einstellung war das für die militärischen Anführer der mächtigsten Nation der ganzen Erde?

Und noch etwas geschah. Je umfangreicher die Aufzeichnungen wurden und je klarer die Schuld vieler an den Tag kam, desto deutlicher wurde es für die Männer des Eye Corps: sie waren die Erben! Sie waren die Unbestechlichen; sie waren die Elite.

Da die üblichen Kanäle nicht funktionierten, würden sie es auf ihre Art anpacken. Würden Akten anlegen und darin alles aufzeichnen, jeden, der vom Weg abwich, jeden, der irgendwie mit Korruption zu tun hatte, groß oder klein. Die Kraft lag bei denen, die jene Verbrecher mit ihren Taten konfrontieren und

auf die Knie zwingen konnten. Sie dazu zwingen konnten, genau das zu tun, was starke, unbestechliche Männer von ihnen verlangten.

Das Eye Corps hatte sein Ziel beinahe erreicht. Fast drei Jahre der Schande in ihren Akten. Südostasien war genau die richtige Stelle, um das zu finden. Bald würde ihre Stunde gekommen sein, sie würden das Pentagon übernehmen. Männer wie sie waren es, die über die Fähigkeiten, die Ausbildung und auch die nötige Loyalität verfügten, um all das Komplizierte zu überblicken, das die bewaffnete Macht des Landes darstellte. Das war keine Selbsttäuschung; sie waren die Elite.

Auch für ihn war es so logisch. Sein Vater würde das verstehen, wenn er je dazu Gelegenheit fand, mit ihm darüber zu sprechen. Und eines Tages würde er das vielleicht. Solange er sich erinnern konnte, spürte er die Präsenz von Einfluß, Stolz, Wichtigkeit. Und Macht... ja, Macht. Das war kein Schimpfwort! Sie gehörte denjenigen, die damit umzugehen wußten; das war ein Teil seines persönlichen Erbes, seines Geburtsrechts.

Und das wollte Adrian in den Schmutz treten! Nun, er würde es nicht schaffen. Er würde das Eye Corps nicht in Stücke reißen.

...Arrangements können ausgehandelt werden - aber nicht die Art von Arrangements wie Adrian und seine besorgten Bürger sie im Sinn hatten. Vorher würde eine ganze Menge geschehen.

Fünf Tage. Adrian hatte nicht die Ausbildung, um all die Optionen zu überdenken, die sich jetzt boten. Praktische, physische Alternativen, nicht Worte und Abstraktionen und »Positionen«. Es würde richtig Spaß machen, der Army dabei zuzusehen, wie sie ihn in fünf Tagen zu erreichen versuchten, wenn er 10.000 Meilen von hier in einer Kampfzone war, in irgendeine Operation verwickelt, die unter Geheimhaltung stand. Dafür reichte sein Einfluß aus; dafür würde er sorgen können.

In Saigon gab es einen Weichling, der sie verraten hatte. Der den Rest des Eye Corps verraten hatte. Er mußte in Erfahrung bringen, wer er war - und er war einer von sechs -, das war schon Grund genug, nach Saigon zu gehen. Ihn finden, war das Gebot der Stunde - und dann eine Entscheidung treffen.

Sobald man ihn gefunden und die Entscheidung getroffen hatte, war der Rest einfach. Er würde die verbleibenden Männer des Eye Corps informieren. Man würde die Darstellung der einzelnen integrieren, synchronisieren.

Selbst die Army brauchte Beweise. Und es gab wirklich keine Möglichkeit, diese Beweise zu beschaffen.

Hier in Washington konnte das achte Mitglied des Eye Corps sich um sich selbst kümmern. Captain Martin Greene war ganz Stahl und Leder, und er war clever. Er konnte auf eigenen Füßen stehen, gleich welche Kaliber man auf ihn richtete. Seine Eltern waren Mitglieder der Irgun gewesen, den härtesten Kämpfern in der Geschichte der Juden. Wenn Washington ihm Schwierigkeiten machte, würde er nach Israel zurückgehen, und die Streitkräfte der Juden würden einen guten Mann hinzugewonnen haben.

Andrew sah auf die Uhr. Es war kurz nach acht. Zeit, mit Greene in Verbindung zu treten. Am vergangenen Abend hatte er das nicht riskieren dürfen. Adrian und seine Zivilisten bemühten sich darum, einen unbekannten Offizier ausfindig zu machen, der im Pentagon tätig war. Man durfte keiner Telefonleitung vertrauen. Er und Marty würden persönlich miteinander sprechen müssen. Sie konnten nicht auf ihre nächste planmäßige Sitzung warten. Und er würde, noch ehe der Tag geendet hatte, in einer Maschine nach Saigon sitzen.

Sie waren übereingekommen, sich nie zusammen sehen zu lassen. Wenn sie sich zufällig bei einer Konferenz oder auf einer Cocktailparty begegneten, taten beide so, als begegneten sie sich zum erstenmal. Es war sehr wichtig, daß die Verbindung zwischen ihnen nicht bekannt wurde. Wenn sie zusammentrafen, dann immer an abgelegenen Orten und immer nach einem vorher vereinbarten Zeitplan. Während der

Gespräche pflegten sie alle Informationen, die sie im Laufe der Woche den Akten des Pentagons entnommen hatten, aufeinander abzustimmen, dann die einzelnen Blätter in einen Umschlag zu stecken, ihn zu verkleben und an ein Schließfach in Baltimore zu schicken. Die Feinde des Eye Corps wurden überall katalogisiert.

In Notzeiten oder wenn einer sofort den Rat des anderen benötigte, verständigten sie einander, indem sie »Falschverbunden«-Gespräche über die Zentrale des Pentagons führten. Das war das Signal, unter irgendeinem Vorwand das Büro zu verlassen und sich zu einer Bar in der Innenstadt von Washington zu begeben. Andrew hatte das »Falschverbunden«-Gespräch vor zwei Stunden geführt.

Die Bar war finster, primitiv und doch irgendwie grell, mit Nischen ganz hinten, von denen aus man den Eingang deutlich überblicken konnte. Andrew saß in einer Nische an der Wand und spielte mit seinem Glas Bourbon, interessierte sich sichtlich nicht dafür. Er blickte immer wieder zu dem vielleicht fünfzehn Meter entfernten Eingang hinüber. Jedesmal, wenn die Tür sich öffnete, fiel kurz das Licht der Morgensonne herein, wie ein Eindringling, der die herrschende Finsternis vertreiben wollte. Greene hatte sich verspätet; das paßte gar nicht zu ihm.

Die Tür öffnete sich wieder, und die Silhouette eines kräftig gebauten, muskulösen Mannes mit breiten, dicken Schultern stand plötzlich wie geblendet mitten im Licht. Es war Marty. Er trug anstelle der Uniform ein offenes weißes Hemd und, wie es schien, Karohosen. Er nickte dem Barkeeper zu und ging auf das hintere Ende der Bar zu. Alles an Greene wirkte kraftvoll, fand Andrew. Von seinen dicken Beinen bis zu der hellroten Mähne, die kurz gestutzt war, wie die Marines ihr Haar zu tragen pflegten.

»Tut mir leid, daß es so lange gedauert hat«, sagte Greene und schob sich Andrew gegenüber in die Nische. »Ich war kurz zu Hause, um mich umzuziehen. Dann bin ich zum Hintereingang wieder hinausgegangen.«

»Aus einem besonderen Grund?«

»Vielleicht, vielleicht auch nicht. Gestern abend habe ich den Wagen aus der Garage geholt und dachte mir schon, hinter mir wäre ein Überwachungsfahrzeug - ein dunkelgrüner Electra. Ich wechselte die Richtung, aber er war immer noch da. Dann bin ich nach Hause gefahren.«

»Um welche Zeit war das?«

»Gegen halb neun, Viertel vor neun, vielleicht.«

»Ja, das würde passen. Deshalb habe ich Sie angerufen. Die erwarten von mir jetzt, daß ich mit jemandem in Ihrer Abteilung Verbindung aufnehme, eine Besprechung einberufe. Wahrscheinlich haben die ein halbes Dutzend andere auch beschatten lassen.«

»Wer?«

»Einer von ihnen ist mein Bruder.«

»Ihr Bruder?«

»Er ist Anwalt. Er arbeitet mit...«

»Ich weiß genau, wer er ist«, unterbrach ihn Greene. »Und mit wem er arbeitet. Daß die zurückhaltend sind, kann man nicht gerade sagen.«

»Mir gegenüber haben Sie ihn nie erwähnt. Wie kommt das?«

»Dazu gab es keinen Anlaß. Das sind ein paar Hitzköpfe, drüben im Justizministerium. Ein Neger namens Nevins hat sie organisiert. Wir behalten sie im Auge. Sie stochern zuviel in den Geräteverträgen herum. Aber mit uns haben sie nichts zu tun.«

»Jetzt schon. Deshalb habe ich Sie angerufen. Einer von den sechs in Vietnam hat geplaudert. Die haben jetzt eine eidesstattliche Erklärung. Eine Liste. Acht Offiziere, sieben davon identifiziert.«

Greenes kalte Augen wurden schmal. Er sprach langsam und ganz leise. »Was, zum Teufel, wollen Sie damit sagen?«

Andrew sagte es ihm. Als er geendet hatte, meinte Greene, ohne sich dabei auch nur einen Zollbreit zu bewegen: »Dieser schwarze Schweinehund, dieser Nevins, ist vor zwei Wochen

nach Saigon geflogen. Aber die Reise stand in keiner Beziehung mit uns.«

»Aber jetzt tut sie das?« sagte der Major.

»Wer hat die eidesstattliche Erklärung? Gibt es Kopien?«

»Ich weiß nicht.«

»Warum wird die Vorladung verzögert?«

»Auch das weiß ich nicht«, sagte Andrew.

»Es muß doch einen Grund geben! Warum haben Sie denn nicht gefragt?«

»Mal ganz ruhig, Marty. Das war ein echter Schock...«

»Für Schocks sind wir ausgebildet«, unterbrach ihn Greene eisig. »Können Sie es herausfinden?«

Andrew nahm einen Schluck von seinem Bourbon. So hatte er den Captain noch nie gesehen. »Ich kann meinen Bruder nicht anrufen. Er würde es mir bestimmt nicht sagen.«

»Nette Familie. Brüderliche Eintracht nennt sich so etwas. Vielleicht schaffe ich es irgendwie. Wir haben Leute im Justizministerium. Ich will sehen, was sich machen läßt. Wo sind unsere Akten in Saigon? Die müssen auf alle Fälle geschützt werden.«

»Sie sind nicht in Saigon. Sie sind in Phan Thiet an der Küste. In einem eingezäunten Gebiet eines Lagerhauses. Ich bin der einzige, der die Stelle kennt. Zwei Aktenschränke unter guten tausend G-zwo-Kisten.«

»Sehr schlau.« Greene nickte zustimmend.

»Ich werde sie als allererstes überprüfen. Ich fliege heute nachmittag hin. Eine plötzliche Inspektionsreise.«

»Sehr nett.« Wieder nickte Greene. »Werden Sie den Mann finden?«

»Ja.«

»Schauen Sie sich Barstow an. Der ist ein richtiger Schlaumeier. Zu viele Orden.«

»Ich kenne ihn nicht.«

»Ich weiß, wie er arbeitet«, sagte Greene.

Die Ähnlichkeit der Formulierung verblüffte Andrew. Sein Bruder hatte sich in bezug auf das Eye Corps ähnlich ausgedrückt. »Er ist ein guter Mann im Feld...«

»Tapferkeit«, unterbrach ihn der Captain, »hat überhaupt nichts damit zu tun. Ich würde mir Barstow als ersten ansehen.«

»Das werde ich.« Greenes Verhalten hatte ihn verletzt. Er mußte sich irgendwie revanchieren. »Was ist mit Baltimore? Ich mache mir Sorgen.«

Die Umschläge in Baltimore wurden von Greenes zwanzigjährigem Neffen abgeholt.

»Der ist perfekt. Eher würde er sich selbst töten. Ich war letztes Wochenende dort. Ich hätte das ganz bestimmt bemerkt.«

»Sind Sie sicher?«

»Es lohnt sich nicht, darüber zu reden. Ich möchte noch mehr über diese verdammte Erklärung wissen. Wenn Sie Barstow knacken, dann sorgen Sie dafür, daß Sie jedes Wort erfahren, das er ausgesagt hat. Wahrscheinlich haben die ihm eine Kopie gegeben. Erkundigen Sie sich, ob er einen Militäranwalt hat.«

Der Major trank wieder und wich Greenes zusammengekniffenen Augen aus. Andrew gefiel der Tonfall des Captain nicht. Der Mann erteilte hier tatsächlich Befehle; das ging nicht an. Aber Greene war, wenn es wirklich darauf ankam, ein guter Mann, auf den man sich in einer Krise verlassen konnte. »Was können Sie im Justizministerium in Erfahrung bringen?«

»Mehr als dieser schwarze Bastard je ahnen würde. Wir haben dort Mittel bereitgestellt für die Typen, die unsere Rüstungskontrakte beeinträchtigen. Uns ist egal, wenn jemand ein paar Extradollars verdient, wir wollen das Material. Sie würden staunen, welche Freude man einem schlecht bezahlten Regierungsanwalt mit einem Urlaub in der Karibik machen kann.« Greene lächelte und lehnte sich in der Nische zurück.

»Ich glaube, damit kommen wir klar. Ohne unsere Akten bedeutet diese Vorladung überhaupt nichts. Linienoffiziere meckern dauernd, das ist wirklich nichts Neues.«

»Das habe ich meinem Bruder auch gesagt«, meinte Andrew.

»Mit dem komme ich nicht klar«, sagte Greene. Dann beugte sich der Captain vor. »Was auch immer Sie in Vietnam tun, überlegen Sie es sich gut. Wenn Sie mit Präjudizen arbeiten, dann müssen Sie sehen, daß Sie Ihre Fakten klarbekommen und alles aus der Ferne machen.«

»Ich glaube, in diesen Dingen habe ich mehr Erfahrung als Sie.« Andrew zündete sich eine Zigarette an. Trotz seiner wachsenden Verstimmung war seine Hand ganz ruhig. Kein Zeichen von innerer Nervosität. Das befriedigte ihn.

»Ja, wahrscheinlich«, meinte Greene beiläufig. »Jetzt hab' ich noch etwas für Sie. Zuerst hatte ich gedacht, das hätte bis zu unserem nächsten Zusammentreffen Zeit, aber es hat keinen Sinn, damit hinter dem Berg zu halten.«

»Was ist es denn?«

»Letzten Freitag ist eine Erkundigung aus dem Kongreß hier eingegangen. Von einem Politiker namens Sandor. Er ist im Militärausschuß tätig. Die Anfrage betraf Sie, also habe ich sie herausgezogen.«

»Was wollten die denn?«

»Nicht sehr viel. Ihren Einsatzplan. Wie lange Sie in Washington bleiben würden. Ich habe eine Routineantwort veranlaßt. Daß Sie Kandidat für das War College seien. Langfristige Stationierung.«

»Ich frage mich...«

»Ich bin noch nicht fertig«, unterbrach Greene. »Ich habe den Assistenten dieses Sandor angerufen und ihn gefragt, weshalb sich der Kongreßmann für Sie interessierte. Er hat in seinen Papieren nachgesehen und gesagt, das Ersuchen stamme von einem Freund Sandors, einem Mann namens Dakakos. Theodore Dakakos.«

»Wer ist das?«

»Ein griechischer Reeder. In derselben Klasse wie Ihre Leute. Er hat Millionen.«

»Dakakos? Nie gehört.«

»Diese Griechen sind Spitze. Vielleicht will er Ihnen ein Geschenk machen, eine kleine Jacht vielleicht oder ein eigenes Bataillon.«

Fontine zuckte die Schultern. »Dakakos? Eine Jacht kann ich mir selber kaufen. Das Bataillon würde ich nehmen.«

»Das können Sie auch kaufen«, sagte Greene und rutschte auf der Bank aus der Nische heraus. »Ich wünsche eine erfolgreiche Reise. Rufen Sie mich an, wenn Sie zurück sind.«

»Was werden Sie tun?«

»Alles herausfinden, was es über einen schwarzen Hundesohn namens Nevins zu wissen gibt.«

Greene ging schnell zum Ausgang. Andrew würde fünf Minuten warten, bis er ging. Er mußte jetzt in seine Wohnung und dann wieder zurück. Sein Flugzeug würde um ein Uhr dreißig abfliegen.

Dakakos. Theodore Dakakos.

Wer war das?

Adrian stieg langsam aus dem Bett, so leise wie möglich, um sie nicht zu wecken. Barbara schlief, aber es war ein unruhiger Schlaf.

Es war gerade halb zehn Uhr abends. Er hatte sie kurz nach fünf am Flughafen abgeholt. Sie hatte ihre Seminare für Donnerstag und Freitag abgesagt, weil sie viel zu aufgeregt war, gelangweilten Sommerstudenten einen Vortrag zu halten.

Man hatte ihr ein Stipendium erteilt und sie als Assistentin des Anthropologen Sorkis Khertepian an der Universität von Chicago eingesetzt. Khertepian war damit beschäftigt, Artefakte zu analysieren, die man in der Gegend des Assuanstaudamms eingesammelt hatte. Barbara war richtig aufgekratzt, sie mußte unbedingt zu Adrian fliegen und ihm alles erzählen. Sie war Feuer und Flamme, wenn die Dinge in ihrer Welt richtig liefen,

eine Wissenschaftlerin, die nie die Fähigkeit verlieren würde, sich über Neues, Unbekanntes zu freuen.

Es war seltsam. Er und Barbara hatten sich ihre Berufe im Zustand höchster Empörung ausgewählt. Die seine ließ sich auf die Straßen von San Francisco zurückführen, die ihre zu einer brillanten Mutter, der man den ihr zustehenden Platz an einem College im Mittleren Westen versagt hatte, weil sie eine Mutter war. Eine Frau, die in den höheren Büros einer Universität keinen Platz hatte. Und beide hatten sie Werte gefunden, die den Zorn weit überwogen.

Das war Teil der Bindung, die zwischen ihnen bestand.

Er ging leise durch das Zimmer und setzte sich in einen Armsessel. Sein Blick fiel auf seine Aktentasche auf dem Schlafzimmerschreibtisch. Er ließ sie nie nachts im Wohnzimmer. Jim Nevins hatte ihn vor Unvorsichtigkeiten gewarnt.

Auch Nevins hatte sich seinen Beruf im Zustand der Empörung gewählt. Diese Empörung war es, die ihn oft stützte. Nicht nur die Enttäuschungen eines Negers, der über die Schranken kletterte, die ein skeptisches weißes Establishment errichtet hatte, sondern auch der Zorn eines Anwalts, der in der Stadt, wo die Gesetze gemacht wurden, so viel Illegales sah.

Aber nichts empörte Nevins mehr als die Entdeckung des Eye Corps. Die Vorstellung, daß eine Militärelite zum eigenen Nutzen Beweise über ausgedehnte Korruption unterdrückte, war gefährlicher als alles andere, was sich der schwarze Anwalt vorstellen konnte.

Als Major Andrew Fontines Name auf der Liste auftauchte, hatte Nevins Adrian gebeten, sich herauszuhalten. Adrian war einer seiner engsten Freunde geworden, aber nichts durfte der Verfolgung des Eye Corps im Weg stehen.

Brüder waren eben Brüder. Selbst weiße Brüder.

»Du siehst so ernst aus. Und so nackt.« Barbara schob sich das hellbraune Haar aus dem Gesicht, rollte sich zur Seite und drückte das Kissen an sich.

»Tut mir leid. Habe ich dich geweckt?«

»Du liebe Güte, nein. Ich hab' nur gedöst.«

»Da muß ich dich verbessern. Du hast so laut geschnarcht, daß man es auf dem Capitol Hill hätte hören können.«

»Du lügst wie alle Anwälte... Wie spät ist es denn?«

»Zwanzig vor zehn«, antwortete er nach einem Blick auf die Uhr.

Sie setzte sich auf und streckte sich. Das Laken fiel ihr auf die Hüften. Ihre vollen Brüste teilten sich, zogen seinen Blick auf sich, erregten ihn. Sie sah, daß er sie beobachtete, und lächelte, zog das Laken über sich und lehnte sich gegen das Kopfteil des Bettes.

»Jetzt reden wir«, sagte sie fest. »Wir haben drei Tage, um uns bis zur völligen Erschöpfung auszupumpen. Und während du untertags draußen bist und Bären erschlägst, werde ich mich herausputzen wie eine Konkubine. Befriedigung garantiert.«

»Du solltest all die Dinge tun, die nichtakademische Damen zu tun pflegen. Stunden bei Elizabeth Arden verbringen, in Milch baden, Bonbons zum Gin essen. Du bist ein müdes Mädchen.«

»Lassen wir einmal mich beiseite«, sagte Barbara und lächelte. »Ich habe die ganze Nacht über mich gesprochen - fast die ganze Nacht. Wie ist's denn hier unten? Oder solltest du das nicht sagen? Jim Nevins glaubt sicher, daß wir elektronische Wanzen in unserer Suite haben.«

Adrian lachte, schlug die Beine übereinander. Er griff nach dem Päckchen Zigaretten, das neben dem Feuerzeug auf dem Nachttisch lag. »Jims Verschwörungskomplex hat sich nicht geändert. Er weigert sich inzwischen, Akten über seine Fälle im Büro zu lassen. Er trägt sämtliche wichtigen Papiere in seiner Aktentasche herum, und die ist so groß, wie du noch nie eine gesehen hast.«

»Warum tut er das?«

»Er will nicht, daß Kopien gemacht werden. Er weiß, daß man ihn von der Hälfte der Fälle abziehen würde, wenn die oben nur wüßten, wie groß seine Fortschritte sind.«

»Das ist erstaunlich.«

»Beängstigend ist es«, sagte er.

Das Telefon klingelte. Adrian erhob sich aus seinem Sessel und nahm den Hörer ab.

Es war seine Mutter. Sie konnte die Angst nicht ganz aus ihrer Stimme verdrängen. »Ich habe von deinem Vater gehört.«

»Was soll das heißen, du hast von ihm gehört?«

»Er ist letzten Montag nach Paris geflogen. Dann fuhr er weiter nach Mailand.«

»Mailand? Wozu denn?«

»Das wird er dir selbst sagen. Er möchte, daß du und Andrew am Sonntag hierher kommt.«

»Augenblick.« Adrians Gedanken rasten. »Ich glaube nicht, daß das geht.«

»Du mußt!«

»Du verstehst mich nicht, und ich kann es dir auch jetzt nicht gleich erklären. Aber Andy wird mich nicht sehen wollen. Und ich bin nicht sicher, ob ich ihn sehen will. Ich bin nicht einmal sicher, ob es unter den gegebenen Umständen ratsam ist.«

»Wovon sprichst du?« Die Stimme seiner Mutter war plötzlich kalt. »Was habt ihr getan?«

Adrian wartete einen Augenblick, ehe er antwortete. »Wir stehen auf gegenüberliegenden Seiten eines - Disputs.«

»Was auch immer dieser Disput ist, das ist jetzt nicht wichtig! Euer Vater braucht euch.« Sie begann, die Kontrolle über sich zu verlieren. »Es ist ihm etwas passiert. Irgend etwas ist passiert! Er konnte kaum sprechen!«

Es klickte ein paarmal in der Leitung, und dann meldete sich die eindringliche Stimme der Hotelvermittlung. »Mr. Fontine, tut mir leid, Sie zu unterbrechen, aber ich habe hier ein dringendes Gespräch für Sie.«

»O Gott«, flüsterte seine Mutter an der Leitung aus New York. »Victor...«

»Ich rufe dich sofort zurück, wenn es etwas mit ihm zu tun hat. Das verspreche ich dir«, sagte Adrian schnell. »Ja, Zentrale, ich nehme...«

Weiter kam er nicht. Die Stimme am anderen Ende der Leitung war hysterisch. Es war eine Frau, sie kreischte und schrie und war kaum zu verstehen.

»Adrian! Mein Gott, Adrian! Er ist tot! Man hat ihn getötet! Die haben ihn getötet. Adrian!«

Die Schreie füllten den Raum. Und der Schrecken, der von den Schreien ausging, erfüllte Adrian mit einem Schock, wie er ihn noch nie zuvor empfunden hatte. Tot... Tod, der ihn berührte.

Die Frau am Telefon war Carol Nevins, Jims Frau.

»Ich komme gleich!«

»Ruf meine Mutter an«, sagte er Barbara, während er sich, so schnell er konnte, anzog. »Die Nummer in North Shore. Sag, daß es nicht Dad betraf.«

»Wer ist es denn?«

»Nevins.«

»Oh, mein Gott!«

Er rannte in den Korridor und hetzte zum Aufzug. Er drückte den Knopf nieder. Die Aufzüge waren langsam - zu langsam. Er rannte zur Feuertreppe, drückte die Tür auf und hetzte die Wendeltreppe hinunter in die Lobby. Dort rannte er auf die Glastüren des Eingangs zu. »Entschuldigung! Verzeihung! Lassen Sie mich durch. Bitte!«

Draußen auf dem Bürgersteig rannte er nach rechts, zum beleuchteten Zeichen eines leeren Taxis. Er gab dem Fahrer die Adresse von Nevins' Wohnung an.

Was war passiert? Was, in Gottes Namen, war passiert? Was meinte Carol? Sie haben ihn getötet! Wer hatte ihn getötet? Herrgott!

Jim Nevins tot? Korruption, ja. Habgier, natürlich. Diebstahl, normal. Aber nicht Mord!

Die Ampel am New Hampshire Boulevard hatte auf Rot geschaltet, und er glaubte, er müsse den Verstand verlieren. Noch zwei Straßen!

Das Taxi machte einen Satz, als die Ampel wechselte. Der Fahrer beschleunigte und hielt dann mitten im Block plötzlich an. Die Straße war völlig verstopft. Vor ihnen waren kreisende Lichter zu sehen; der Verkehr war lahmgelegt.

Adrian sprang aus dem Wagen und bahnte sich, so schnell er konnte, den Weg nach vorn. Auf der anderen Seite der Florida Avenue blockierten Polizeiwagen den Eingang. Streifenbeamte pfften, gaben mit phosphoreszierenden orangeroten Handschuhen Zeichen, lenkten den Verkehr nach Westen.

Er stieß gegen die Blockade. Zwei Polizeibeamte ein paar Meter rechts und links von ihm schrien ihn an.

»Hier kommt keiner durch, Mister!«

»Umkehren, Freundchen! Da wollen Sie gar nicht rein!«

Aber das wollte er schon; er mußte durch. Er duckte sich zwischen zwei Streifenwagen und rannte auf die kreisenden Lichter in der Nähe einer völlig verkeilten Masse aus zerdrücktem Metall und zersplittertem Glas, die Adrian sofort erkannte. Es war Jim Nevins' Wagen. Das, was davon übriggeblieben war.

Die hinteren Türen einer Ambulanz standen offen. Eine Tragbahre, auf der ein Körper festgeschnallt und mit einer weißen Decke zugedeckt war, wurde von zwei Wärtern von dem Wrack herübergetragen. Ein dritter Mann mit einer schwarzen Arzttasche in der Hand ging daneben.

Adrian lief auf ihn zu, schob einen Polizisten weg, der ihn aufhalten wollte.

»Machen Sie mir Platz«, sagte er fest, aber mit zitternder Stimme.

»Tut mir leid, Mister. Ich darf nicht...«

»Ich bin Anwalt! Und ich glaube, daß dieser Mann mein Freund ist.«

Der Arzt hörte die Verzweiflung in seinen Worten und winkte den Beamten weg. Adrian griff nach der Decke. Die Hand des Arztes schoß nach vorn und hielt ihn am Handgelenk fest.

»Ist Ihr Freund Neger?«

»Ja.«

»Hat er Papiere, in denen steht, daß er Nevins heißt?«

»Ja.«

»Er ist tot, das können Sie mir glauben. Sie sollten ihn nicht sehen.«

»Sie verstehen nicht. Ich muß ihn sehen!«

Adrian zog die Decke zurück. Übelkeit überkam ihn. Das, was er sah, hypnotisierte ihn und erschreckte ihn gleichzeitig. Nevins' Gesicht war halb weggerissen, man sah mehr Blut und Knochen als Fleisch. Die Gegend um die Kehle war halb weggerissen.

»Jesus!«

Der Arzt deckte den Toten wieder zu und befahl den Wärtern weiterzugehen. Er war ein junger Mann mit langem, blondem Haar und dem Gesicht eines Knaben. »Setzen Sie sich besser«, sagte er zu Adrian. »Ich hab' ja versucht, es Ihnen zu sagen. Kommen Sie, ich bring Sie zu einem Wagen.«

»Nein. Nein, danke.« Adrian unterdrückte seine Übelkeit und versuchte durchzuatmen. Aber da war nicht genug Luft. »Was ist geschehen?«

»Wir kennen noch nicht alle Einzelheiten. Sind Sie wirklich Anwalt?«

»Ja. Und er war auch mein Freund. Was ist passiert?«

»Anscheinend ist er nach links abgebogen, um in die Einfahrt dieses Hauses zu fahren. Und dann hat ihn auf halbem Weg ein riesiger Laster mit voller Geschwindigkeit.«

»Laster?«

»Ein Sattelschlepper, so ein schwerer Brummer. Der muß hier durchgerast sein, als wäre das ein Freeway.«

»Wo ist er?«

»Das wissen wir nicht. Er hielt ein paar Augenblicke an und hupte wie der Teufel, dann ist er weitergefahren. Ein Zeuge sagte, es sei ein Mietwagen; das stand auf der Seitenfläche. Sie können darauf wetten, daß die Bullen inzwischen überall danach suchen.«

Plötzlich erinnerte Adrian sich und staunte, daß er dazu imstande war. Er packte den Arzt am Ärmel. »Können Sie mich zu seinem Wagen bringen, vorbei an den Polizisten? Es ist wichtig.«

»Ich bin Arzt, kein Bulle.«

»Bitte. Wollen Sie es versuchen?«

Der junge Arzt atmete tief und nickte dann. »Okay, ich bring Sie hinüber. Aber daß Sie mir keinen Scheiß bauen.«

»Ich will bloß etwas sehen. Sie sagten, ein Zeuge hätte gesehen, wie der Laster angehalten hat.«

»Ich weiß, daß er angehalten hat«, erwiderte der blonde Arzt rätselhaft. »Kommen Sie!«

Sie gingen zu dem Wrack hinüber. Nevins' Wagen war von links getroffen worden, überall hingen Metallfetzen, und die Fenster waren zersprungen. Man hatte den Benzintank mit Schaum bespritzt. Weiße Schaumfetzen waren durch die zersprungenen Fenster ins Wageninnere geflogen.

»He, Doc, was machen Sie da?« Die Stimme des Polizisten kam müde und verärgert.

»Kommen Sie schon, junger Mann, zurücktreten. Sie auch!« schrie ein zweiter Streifenbeamter.

Der junge Arzt hob seine schwarze Tasche. »Gerichtsmedizinische Überprüfung, Leute. Machen Sie mir keinen Ärger, rufen Sie die Station an!«

»Was?«

»Die Pathologie sollen Sie anrufen, verdammt!« Er stieß Adrian nach vorn. »Kommen Sie schon, nehmen Sie die Proben, und dann verschwinden wir hier. Ich bin fertig.« Adrian blickte ins Wageninnere. »Sehen Sie was?« fragte der Arzt interessiert. Das tat Adrian. Nevins' Aktentasche fehlte.

Sie gingen quer durch den Polizeikordon zu dem Ambulanzwagen.

»Haben Sie wirklich etwas gefunden?« fragte der junge Arzt.

»Ja«, antwortete Adrian benommen. Er war nicht sicher, ob er noch klar zu denken vermochte. »Etwas, das hätte dort sein müssen, das aber nicht da war.«

»Okay. Gut. Jetzt will ich Ihnen sagen, weshalb ich Sie hingebracht habe.«

»Warum?«

»Sie haben Ihren Freund gesehen. Ich möchte nicht, daß seine Frau ihn sieht. Sein Gesicht und sein Hals sind von Glassplittern und Metallfragmenten zerrissen.«

»Ja - ich weiß. Ich hab's gesehen.« Adrian spürte, wie schon wieder Übelkeit in ihm aufstieg.

»Aber es ist eine ziemlich warme Nacht. Ich glaube, das Fenster an der Fahrerseite war heruntergekurbelt. Beschwören könnte ich es nicht - der Wagen ist schließlich ein Totalschaden -, aber Ihr Freund könnte einen kurzen Schuß aus einer Schrotflinte abbekommen haben.«

Adrian hob die Augenbrauen. Etwas in seinem Kopf rastete ein. Das, was sein Bruder vor sieben Jahren in San Francisco gesagt hatte, brannte sich in sein Bewußtsein.

»... dort draußen wird Krieg geführt... die haben echte Feuerkraft!«

Bei den Papieren in Nevins' Aktentasche befand sich auch die Aussage, die der Offizier in Saigon gemacht hatte. Die Anklage gegen das Eye Corps.

Und er hatte seinem Bruder fünf Tage Zeit gelassen.

O Gott! Was hatte er getan?

Er nahm sich ein Taxi zum Polizeirevier. Seine Papiere, die ihn als Anwalt auswiesen, verschafften ihm ein kurzes Gespräch mit einem Sergeant.

»Wenn da mehr dahintersteckt, dann werden wir es herausfinden«, sagte der Mann und musterte Adrian mit der ganzen Abscheu, den die Polizei für Anwälte empfand, die hinter Unfällen her waren.

»Er war ein Freund von mir, und ich habe Grund zu der Annahme, daß das kein gewöhnlicher Unfall war. Haben Sie den Truck gefunden?«

»Nee. Wir wissen, daß er auf keinem der Highways ist. Die Straßenpolizei sucht danach.«

»Er war gemietet.«

»Das wissen wir auch. Die Mietagenturen werden überprüft. Warum gehen Sie nicht nach Hause, Mister?«

Adrian beugte sich über den Schreibtisch des Sergeants, die Hände auf die Tischkanten gestützt. »Ich glaube nicht, daß Sie mich sehr ernst nehmen.«

»Wir bekommen auf dieser Station ein Dutzend Unfallberichte pro Stunde. Was, zum Teufel, wollen Sie denn, daß ich tue? Soll ich alles andere liegenlassen und auf einen Fall von Unfallflucht eine halbe Hundertschaft ansetzen?«

»Ich will Ihnen sagen, was ich möchte, Sergeant. Ich möchte einen Pathologiebericht über sämtliche Schädelverletzungen, die der Tote erlitten hat. Ist das klar?«

»Wovon reden Sie denn?« erwiderte der Polizeibeamte angewidert. »Schädel...«

»Ich möchte wissen, wovon dieser Mann in Stücke gerissen wurde.«

## 23

Der Zug aus Saloniki hat sein letztes Opfer gefordert, dachte Victor. Er lag im Bett, und die Morgensonne strömte durch die aufs Meer blickenden Fenster des Hauses in North Shore.

Nichts in aller Welt sprach dafür, daß in seinem Namen weiteres Leben geopfert werden mußte. Enrici Gaetamo war das letzte Opfer, und es gab keine Sorge um jenen Tod.

Ihm selbst blieb nur noch wenig Zeit. Das konnte er in Janes Augen sehen und in den Augen der Ärzte. Es war zu erwarten gewesen; zu oft war ihm Aufschub gewährt worden.

Er hatte alles diktiert, was er von jenem Tag im Juli, der ein ganzes Leben zurücklag, wußte. Er hatte vergessene Winkel in seinem Gedächtnis abgesucht, die Narkotika abgelehnt, die seinen Schmerz hätten betäuben können, weil sie ebenso auch die Erinnerung betäubt hätten.

Die Kassette von Konstantin mußte gefunden werden, verantwortungsvolle Männer mußten ihren Inhalt auswerten. Was es zu verhindern galt, war die Gefahr - so fern sie auch sein mochte -, daß man sie zufällig entdeckte, daß es unbeabsichtigt dazu kam, daß ihr Inhalt publik wurde. Diesen Auftrag würde er seinen Söhnen erteilen. Saloniki war jetzt ihre Aufgabe. Die Geminis. Sie würden das tun, was er nicht konnte: die Kassette von Konstantin finden.

Aber ein Stück des Puzzlespiels fehlte. Er mußte es finden, ehe er mit seinen Söhnen sprach. Was wußte Rom? Wieviel hatte der Vatikan erfahren? Dies war der Grund, weshalb er einen Mann gebeten hatte, ihn an diesem Morgen zu besuchen. Einen Priester namens Land, der Monsignore aus der Erzdiözese New York, der ihn vor Monaten im Krankenhaus besucht hatte.

Fontine hörte die Schritte vor der Tür, die leisen Stimmen von Jane und dem Besucher.

Der Priester war eingetroffen.

Die schwere Tür öffnete sich lautlos. Jane führte den Monsignore herein, ging wieder hinaus und schloß die Tür zur Halle hinter sich. Der Priester stand mitten im Zimmer, ein ledergebundenes Buch in der Hand.

»Danke, daß Sie gekommen sind«, sagte Victor.

Der Priester lächelte. Er tippte auf den Umschlag des Buches. »Eroberung mit Barmherzigkeit. Im Namen Gottes. Die Geschichte der Fontini-Cristis. Ich hatte gedacht, das würde Sie vielleicht freuen, Mr. Fontine. Ich habe das Buch vor Jahren in einer Buchhandlung in Rom entdeckt.«

Der Monsignore legte das Buch auf den Nachttisch. Sie schüttelten sich die Hand; jeder versuchte, den anderen einzuschätzen, das war Victor klar.

Land war allerhöchstens fünfzig Jahre alt. Er war mittelgroß und breit gebaut. Seine Züge waren scharf geschnitten, anglikanisch, seine Augen haselnußbraun unter buschigen Brauen, die dunkler als sein kurzes, grau werdendes Haar waren. Ein angenehmes Gesicht mit intelligenten Augen.

»Ein Produkt der Eitelkeit, muß ich leider sagen. Eine Angewohnheit von zweifelhaftem Wert, die um die Jahrhundertwende sehr verbreitet war. Nur eine Auflage, und die ist seit langem vergriffen. In italienischer Sprache...«

»Ein fast verschwundener Dialekt aus dem Norden«, führte Land den Faden weiter. »Hochvictorianisch hätte man im Englischen vielleicht gesagt, antiquiert.«

»Davon scheinen Sie mehr zu verstehen als ich. Meine Sprachkenntnisse reichen nicht so weit.«

»Für Loch Torridon genügen sie aber«, sagte der Priester.

»Ja, das schon. Bitte, setzen Sie sich, Monsignore Land.« Victor wies auf den Stuhl neben dem Bett. Der Priester setzte sich. Die zwei Männer sahen einander an. Dann begann Fontine: »Sie haben mich vor einigen Monaten im Krankenhaus besucht. Warum?«

»Ich wollte den Mann kennenlernen, dessen Leben ich so gründlich studiert hatte. Kann ich offen sprechen?«

»Sie wären heute morgen nicht hierhergekommen, wenn Sie das nicht vorhätten.«

»Man hatte mir gesagt, Sie würden vielleicht sterben. Ich war so anmaßend zu hoffen, Sie würden mir erlauben, Ihnen die letzte Ölung zu geben.«

»Das ist offen. Und das war anmaßend.«

»Das habe ich bemerkt. Deshalb bin ich nie zurückgekehrt. Sie sind ein höflicher Mann, Mr. Fontine. Aber Sie konnten ihre Gefühle nicht verbergen.«

Victor musterte das Gesicht des Priesters. Er las in ihm dieselbe Sorge, an die er sich von dem letzten Besuch erinnerte. »Warum haben Sie mein Leben studiert? Ermittelt der Vatikan immer noch? Hat man nicht Donattis Plan zurückgewiesen?«

»Der Vatikan ist immer mit Studien beschäftigt. Mit Untersuchungen. Das hört nie auf. Und Donatti ist nicht nur zurückgewiesen worden. Man hat ihn exkommuniziert und seinen sterblichen Überresten das katholische Begräbnis verweigert.«

»Sie beantworten meine zwei letzten Fragen, nicht die erste. Weshalb Sie?«

Der Monsignore schlug die Beine übereinander und verschränkte die Hände über den Knien. »Ich bin Historiker, politisch und gesellschaftswissenschaftlich. Anders ausgedrückt, ich suche unvereinbare Beziehungen zwischen der Kirche und ihrer Umgebung in bestimmten Zeitperioden.« Land lächelte, sein Blick wirkte nachdenklich. »Der ursprüngliche Grund für diese Arbeit war es, den Wert der Kirche und den Fehler all derer zu beweisen, die sich ihr entgegenstellten. Aber ich habe nicht überall nur Werte gefunden. Ganz bestimmt nicht in den zahllosen Fehlurteilen oder den unmoralischen Handlungen, die ich aufdeckte.«

Lands Lächeln war verblaßt, sein Eingeständnis war klar.

»Die Exekution der Fontini-Cristis war also ein Fehler? Ein Fehlurteil? Moral?«

»Bitte.« Der Priester sprach schnell, und seine Stimme blieb zwar weich, aber eindringlich. »Sie und ich wissen beide, was es war. Mord. Unmöglich zu sanktionieren und unverzeihlich.«

Wieder sah Victor die Sorge in den Augen des Mannes. »Ich akzeptiere, was Sie sagen. Ich verstehe es nicht, aber ich

akzeptiere es. So wurde ich zum Gegenstand Ihrer gesellschaftswissenschaftlichen und politischen Ermittlungen?«

»Unter vielen anderen Fragen der Zeit. Ich bin sicher, daß Sie sie kennen. Obwohl es in jenen Jahren sehr viel Gutes gab, gab es viel, das unverzeihlich war. Sie und Ihre Familie befanden sich ganz offensichtlich in dieser Kategorie.«

»Sie begannen, sich für mich zu interessieren?«

»Sie wurden für mich zu einer fixen Idee.« Wieder lächelte Land verlegen. »Bedenken Sie, daß ich Amerikaner bin. Ich studierte in Rom, und der Name Victor Fontine war mir gut bekannt. Ich hatte von Ihrer Arbeit im Nachkriegseuropa gelesen. Die Zeitungen waren voll davon. Der Einfluß, den Sie sowohl in den öffentlichen wie auch in den privaten Sektoren hatten, war mir bewußt. Sie können sich mein Staunen vorstellen, als ich beim Studium dieser Periode herausfand, daß Vittorio Fontini-Cristi und Victor Fontine ein und dieselbe Person ist.«

»Gab es in Ihren Vatikanarchiven umfangreiche Informationen?«

»Über die Fontini-Cristi, ja.« Land wies mit einer Kopfbewegung auf den ledergebundenen Folianten, den er auf den Nachttisch gelegt hatte. »Etwas voreingenommen vielleicht, ebenso wie dieses Buch. Natürlich bei weitem nicht so schmeichelhaft. Aber über Sie gab es absolut nichts. Ihre Existenz wurde bestätigt: Das erste männliche Kind Savarones. Jetzt amerikanischer Bürger, bekannt als Victor Fontine. Sonst nichts. Die Archive endeten abrupt mit der Information, daß die übrigen Fontini-Cristis von den Deutschen exekutiert worden sind. Es war ein unvollständiger Schluß. Selbst das Datum fehlte.«

»Je weniger geschrieben steht, desto besser.«

»Ja. Also studierte ich die Archive des Reparationsgerichts. Die waren viel vollständiger. Was als Neugierde anfang, führte zum Schock. Sie erhoben vor dem Richtertribunal Anklagen. Anklagen, die ich als unglaublich empfand, unerträglich, weil Sie die Kirche einschlossen. Und Sie nannten einen Mann der

Kurie, Guillamo Donatti. Das war das fehlende Bindeglied. Das war alles, was ich brauchte.«

»Wollen Sie behaupten, daß Donattis Namen nirgends in den Akten der Fontini-Cristis erschien?«

»Jetzt tut er das. Damals nicht. Es war, als hätten die Archivare es nicht über sich bringen können, die Verbindung zu bestätigen. Donattis Papiere waren versiegelt worden, wie das bei Exkommunizierten üblich ist. Nach seinem Tode fand man sie im Besitz eines Assistenten...«

»Vater Enrico Gaetano. Ein Ausgestoßener«, unterbrach Fontine leise.

»Ja, Gaetano. Man erlaubte mir, die Siegel zu erbrechen. Ich las die paranoiden Tiraden eines Irren, eines Fanatikers.« Der Monsignore hielt kurz inne, und sein Blick schweifte im Zimmer umher. »Was ich dort fand, führte mich nach England. Zu einem Mann namens Teague. Ich begegnete ihm nur einmal in seinem Landhaus. Es regnete, und er stand mehrfach auf, um im Kamin Holz nachzulegen. Ich habe noch nie einen Menschen gesehen, der so oft auf die Uhr sah. Dabei war er pensioniert und hatte nichts anderes zu tun.«

Victor lächelte. »Ja, das war eine lästige Angewohnheit, diese Uhr. Ich habe es ihm oft gesagt.«

»Ja, Sie waren gute Freunde, das habe ich schnell erfahren. Er hatte Angst vor Ihnen, wissen Sie.«

»Angst vor mir? Alec? Das kann ich nicht glauben. Dazu war er viel zu direkt.«

»Er sagte, er hätte das Ihnen gegenüber nie zugegeben, aber er hatte wirklich Angst. Er sagte, neben Ihnen sei er sich immer hilflos vorgekommen.«

»Das habe ich nie bemerkt.«

»Er hat noch ziemlich viel gesagt. Alles. Die Exekution in Campo di Fiori, die Flucht über Cella Ligure, Loch Torridon, Oxfordshire, Ihre Frau, Ihre Söhne. Und Donatti - wie er den Namen vor Ihnen geheimhielt.«

»Er hatte keine Wahl. Das hätte Loch Torridon gestört.«

Land löste die Hände voneinander und richtete sich auf. Es schien ihm schwerzufallen, die Worte zu finden. »Damals hörte ich das erstemal von dem Zug aus Saloniki.«

Victor blickte plötzlich auf; er hatte die Hände des Priesters angestarrt. »Das ist unlogisch. Sie haben doch Donattis Papiere gelesen.«

»Und da wurden sie mir plötzlich klar, die unzusammenhängenden Sätze, das unsinnige Geschwätz, die scheinbar sinnlosen Hinweise auf abseits liegende Orte, die Zeitangaben... Plötzlich gab das alles einen Sinn. Selbst in seinen privatesten Papieren sprach Donatti es nicht aus, seine Furcht war zu groß... Alles ließ sich auf jenen Zug zurückführen. Und auf das, was sich in ihm befand, was auch immer es sein mag.«

»Sie wissen es nicht?«

»Ich erfuhr es. Ich hätte es schneller erfahren, aber Brevourt weigerte sich, mich zu empfangen. Und einige Monate nach meinem Versuch, ihn zu sprechen, starb er.

Ich ging in das Gefängnis, wo Gaetamo festgehalten wurde. Er spuckte mich durch das Drahtgitter an, krallte sich mit seinen Händen daran fest, bis sie bluteten. Aber ich hatte jetzt die Quelle. Konstantin. Das Patriarchat. Ich verschaffte mir eine Audienz bei einem Priester der Ältesten. Er war ein sehr alter Mann, und er hat es mir gesagt. In dem Zug aus Saloniki befanden sich die Filioque-Verwerfungen.«

»Sonst nichts?«

Monsignore Land lächelte. »Theologisch gesprochen, war es genug. Für jenen alten Mann und seine Kollegen in Rom repräsentierten die Filioque-Dokumente Triumph und Katastrophe zugleich.«

»Für Sie repräsentieren sie das nicht?« Victor musterte den Priester scharf und konzentrierte sich auf seine haselnußbraunen Augen.

»Nein. Die Kirche ist nicht mehr die Kirche der vergangenen Jahrhunderte, nicht einmal die der vergangenen Generationen.

Ganz einfach ausgedrückt, wenn sie das wäre, könnte sie nicht überleben. Die alten Männer klammern sich an das, was sie für unumstößlich halten. In den meisten Fällen ist das alles, was ihnen übriggeblieben ist; es ist nicht notwendig, ihnen ihre Überzeugung zu nehmen. Unser Auftrag wandelt sich langsam, kaum merkbar - aber nichts ist mehr so, wie es einmal war. Mit jedem Jahr - in dem Maße, wie die alte Garde uns verläßt - tritt die Kirche schneller in das Reich der gesellschaftlichen Verantwortung ein. Sie besitzt die Macht, sehr viel Gutes zu tun, die Mittel - spirituell und pragmatisch -, um ungeheures Leid zu lindern. Ich spreche mit einiger Erfahrung, weil ich Teil dieser Bewegung bin. Wir befinden uns in jeder Diözese auf der ganzen Welt. Das ist unsere Zukunft. Wir sind jetzt Teil der Welt.«

Fontine wandte den Blick ab. Der Priester hatte geendet; er hatte eine Macht für das Gute in einer Welt, die traurigen Mangel litt, geschildert. Victor wandte sich wieder Land zu.

»Dann wissen Sie also nicht genau, was in jenen Dokumenten aus Saloniki steht.«

»Was hat es schon zu bedeuten? Schlimmstenfalls theologische Debatten. Belanglose Doktrinen. Ein Mann hat existiert, und sein Name war Jesus von Nazareth - oder der Erzengel des Lichts der Essener, und er sprach aus dem Herzen. Seine Worte sind uns überliefert, sind historisch von den aramäischen und biblischen Gelehrten bestätigt, von Christen ebenso wie von Nichtchristen. Welchen Unterschied macht es wirklich, ob man ihn Zimmermann oder Prophet oder Sohn Gottes nennt? Worauf es wirklich ankommt, ist, daß er die Wahrheit sprach, so wie er sie sah, so wie sie ihm offenbart wurde. Nur seine Ehrlichkeit, wenn Sie so wollen, ist es, worauf es ankommt. Und darüber gibt es keine Debatte.«

Fontine hielt den Atem an. Seine Gedanken rasten, eilten zurück nach Campo di Fiori, zu einem alten Mönch von Xenope, der von einem Pergament sprach, das man aus einem römischen Gefängnis gebracht hatte.

... Was in jenem Pergament steht, übersteigt alles, was Sie sich vorstellen können... Es muß gefunden werden... zerstört... denn nichts ist verändert, und doch ist alles verändert,...

Zerstört.

... Worauf es ankommt, ist, daß er die Wahrheit sprach, so wie er sie sah, so wie sie ihm offenbart wurde... seine Ehrlichkeit ist es, worauf es ankommt. Und darüber gibt es keine Debatte...

Oder gab es die doch?

War dieser Gelehrtenpriester, dieser gute Mann neben ihm, darauf vorbereitet, dem ins Auge zu sehen, dem es ins Auge zu sehen galt? War es auch nur im entferntesten Maße fair, ihn dazu aufzufordern?

Denn nichts ist verändert, und doch ist alles verändert.

Was auch immer jene widersprüchlichen Worte bedeuten mochten, nur außergewöhnliche Männer würden wissen, was es zu tun galt. Er würde seinen Söhnen eine Liste vorbereiten.

Der Priester namens Land war ein Kandidat dafür.

Die vier schweren Rotorblätter verlangsamten ihre Drehung und ließen das ganze Flugzeug dröhnen. Ein Mann öffnete die Luke und zog den Hebel, der die kurze Treppe aus dem Rumpf fahren ließ. Major Andrew Fontine trat in das Licht der Morgensonne und kletterte die Metallstufen auf den Helikopterlandeplatz des Luftwaffenstützpunkts Cobra in Phan Thiet hinunter.

Seine Papiere verschafften ihm Transportpriorität und Zugang zu den Lagerhäusern in der Sperrzone am Wasser. Er würde einen Jeep von der Fahrbereitschaft anfordern und direkt zum Pier fahren. Und dort zu einem Aktenschrank im Lagerhaus 4. Dort lagen die Akten des Eye Corps, und dort würden sie bleiben, am sichersten Ort in Südostasien, sobald er sich selbst davon überzeugt hatte, daß nichts verändert war. Nach dem Lagerhaus lagen noch zwei Stationen vor ihm: zuerst nach Norden, nach Da Nang, und dann wieder nach Süden, an Saigon vorbei ins Delta. Nach Can Tho.

Captain Jerome Barstow war in Can Tho. Marty Greene hatte recht: Barstow war es, der das Eye Corps verraten hatte. Die anderen waren seiner Meinung. Sein Verhalten war das eines Mannes, der zerbrochen war. Man hatte ihn in Saigon mit einem Offizier der juristischen Abteilung namens Tarkington gesehen. Es war nicht schwierig, sich auszumalen, was geschehen war: Barstow bereitete seine Verteidigung vor, und wenn das zutraf, so bedeutete eine Verteidigung, daß er aussagen würde. Barstow wußte nicht, wo die Akten des Eye Corps lagen, aber er hatte sie gesehen. Er hatte zwanzig oder dreißig selbst angefertigt. Barstows Aussage konnte das Ende des Eye Corps sein. Das würden sie nicht zulassen.

Der Jurist namens Tarkington war in Da Nang. Er wußte es noch nicht, würde aber einem weiteren Mann aus dem Eye Corps begegnen. Das würde der letzte Mensch sein, dem er begegnete. In einer Seitengasse mit einem Messer im Leib und Whisky an seinem Hemd und im Mund.

Und dann würde Andrew ins Delta fliegen. Zu dem Verräter namens Barstow. Barstow würde von einer Hure erschossen werden; sie waren billig zu kaufen.

Er ging über den heißen Beton auf das Transitgebäude zu. Ein Lieutenant Colonel erwartete ihn. Zuerst erschrak Andrew. War etwas schiefgegangen? Die fünf Tage waren doch noch nicht um. Dann sah er, daß der Colonel lächelte.

»Major Fontine?« Der Mann streckte ihm die Hand hin, rechnete nicht mit einer militärischen Ehrenbezeigung.

»Ja, Sir?« Ein kurzes Händeschütteln.

»Telegramm aus Washington, unmittelbar vom Secretary of the Army. Sie müssen nach Hause zurück, Major. Sobald wie möglich. Es tut mir leid, daß ich es bin, der Ihnen das sagen muß. Es betrifft Ihren Vater.«

»Meinen Vater? Ist er tot?«

»Es ist nur eine Frage der Zeit. Sie haben Prioritätsfreiheit für jedes Flugzeug, das Tan Son Nhut verläßt.« Der Colonel reichte ihm einen rotgeränderten Umschlag mit dem Stempel des General Headquarters, Saigon. Es war die Art von

Umschlägen, wie sie für Verbindungsleute des Weißen Hauses und Kuriere der Vereinigten Stabschefs vorbereitet waren.

»Mein Vater ist schon seit Jahren ein kranker Mann«, sagte Fontine langsam. »Das kommt nicht unerwartet. Ich habe nur einen Tag hier zu tun. Ich werde morgen abend in Tan San Nhut sein.«

»Wie Sie meinen. Für uns ist wichtig, daß wir Sie gefunden haben. Sie haben die Nachricht erhalten.«

»Ich habe die Nachricht erhalten«, wiederholte Andrew.

In der Telefonzelle lauschte Adrian der müden Stimme des Polizeisergeanten. Der Sergeant log - oder, noch glaubwürdiger, jemand hatte ihn belogen. Der Pathologiebericht über Nevins, James, männlich, schwarz, Opfer eines Verkehrsunfalls mit Fahrerflucht, zeigte keinerlei Hinweise auf Verletzungen an Schädel, Hals oder dem oberen Thorax, die nicht mit dem Zusammenstoß in Verbindung standen.

»Schicken Sie mir den Bericht und die Röntgenaufnahmen«, sagte Adrian kurz. »Sie haben meine Adresse.«

»Dem Pathologiebericht lagen keine Röntgenaufnahmen bei«, erwiderte der Polizeibeamte mechanisch.

»Beschaffen Sie sie«, sagte Adrian und legte auf.

Lügen. Überall Lügen und Ausflüchte.

Aber seine Lüge war die größte von allen, er hatte sich selbst belogen und jene Lüge akzeptiert und dazu benutzt, andere zu überzeugen. Er hatte einer Gruppe sehr verängstigter junger Anwälte aus dem Justizministerium gesagt, daß unter den gegebenen Umständen die Vorladung gegen das Eye Corps aufgeschoben werden sollte. Sie mußten ihr Beweismaterial neu ordnen, sich eine zweite Aussage besorgen; es war sinnlos, nur mit einer Namensliste zum Generaladjutanten zu gehen.

Es war nicht sinnlos. Dies war der richtige Augenblick, das Militär zu konfrontieren und eine sofortige Untersuchung zu fordern. Ein Mann war ermordet worden und das Beweismaterial, das er bei sich trug, vom Schauplatz seines

Todes entfernt worden. Und dieses Beweismaterial war die Anklageschrift gegen das Eye Corps. Hier sind die Namen! Dies ist der Inhalt der Aussage!

Und jetzt unternehmen Sie etwas!

Aber das konnte er nicht tun. Der Name seines Bruders stand ganz oben auf der Liste. Jetzt die Vorladung zu überbringen, hieß, seinen Bruder unter Mordanklage zu stellen. Es gab keinen anderen Schluß. Andrew war sein Bruder, sein Zwilling Bruder, und er war nicht bereit, ihn einen Mörder zu nennen.

Adrian verließ die Telefonzelle und ging die Straße hinunter zu seinem Hotel. Andrew befand sich auf dem Rückweg aus Saigon. Er hatte das Land am letzten Montag verlassen. Es gehörte nicht viel Fantasie dazu, um sich den Grund dafür auszumalen. Sein Bruder war nicht dumm. Andrew baute seine Verteidigung am Ursprung seiner Verbrechen auf. Verbrechen, zu denen Verschwörung, Unterschlagung von Beweismaterial und Behinderung der Justiz gehörten. Motive: kompliziert und nicht ohne Substanz und dennoch Verbrechen.

Aber nicht ein nächtlicher Mord in einer Straße von Washington.

Selbst jetzt belog er sich selbst. Oder, um es barmherzig auszudrücken, weigerte sich, den Möglichkeiten ins Auge zu sehen. Komm schon! Sag es doch, denk es!

Das Wahrscheinliche.

In Washington gab es ein achttes Mitglied des Eye Corps. Wer auch immer jener Mann war, er war Nevins' Mörder. Und Nevins' Mörder konnte nicht ohne das Wissen gehandelt haben, das der Bruder dem Bruder in einem Bootshaus am North Shore von Long Island gegeben hatte.

Wenn Andrews Maschine landete, würde er erfahren, daß die Vorladung nicht überbracht worden war. Das Eye Corps war noch eine Weile intakt, war frei, zu manövrieren und zu manipulieren.

Aber eines gab es, das es aufhalten würde. Es sofort aufhalten und gleichzeitig dazu führen würde, daß sich eine Gruppe verängstigter Anwälte neu formierte, die sich fragten, ob das, was Nevins widerfahren war, auch ihnen widerfahren konnte. Sie waren Anwälte, keine Dschungelkämpfer.

Adrian würde seinem Bruder in die Augen sehen, und wenn er Jim Nevins' Tod in ihnen entdeckte, würde er ihn rächen. Wenn der Soldat den Exekutionsbefehl gegeben hätte, würde der Soldat vernichtet werden.

Oder belog er sich wieder? Konnte er seinen Bruder einen Mörder nennen? Konnte er das wirklich?

Was, zum Teufel, wollte sein Vater? Und welchen Unterschied machte es?

## 24

Die beiden Stühle standen zu beiden Seiten des Bettes. So war es angemessen. Auf diese Weise würde er seine Aufmerksamkeit zwischen seinen Söhnen teilen. Sie hatten unterschiedliche Charaktere, ihre Reaktionen würden also unterschiedlich sein. Jane zog es vor, zu stehen. Er hatte etwas Schreckliches von ihr verlangt: Er hatte verlangt, daß sie seinen Söhnen die Geschichte von Saloniki erzählte, alles, ohne etwas wegzulassen. Das Verständnis mußte ihnen nahegebracht werden, daß mächtige Männer, Institutionen, ja sogar Regierungen, durch die Kassette von Konstantin bewegt werden konnten. So wie sie vor drei Jahrzehnten bewegt worden waren.

Er konnte die Geschichte nicht selbst erzählen. Er war dem Tod nahe; sein Geist war klar genug, das zu wissen. Er brauchte die Energie, um ihre Fragen zu beantworten. Er mußte die Stärke haben, seinen Söhnen seinen Auftrag zu übergeben. Denn bei ihnen lag jetzt die Verantwortung der Fontini-Cristis.

Sie betraten den Raum mit ihrer Mutter. So groß, so ähnlich und doch so unterschiedlich. Der eine in Uniform, der andere in einer unauffälligen Tweedjacke und Flanellhosen. Der

blondhaarige Andrew war zornig. Man konnte es an seinem Gesicht ablesen, an dem Zucken seiner Kinnmuskeln, an der Art seiner Mundhaltung, an dem neutralen, umwölkten Blick seiner Augen.

Adrian andererseits schien unsicher. Seine blauen Augen blickten fragend, er hatte die Lippen halb geöffnet. Mit der Hand fuhr er sich durchs dunkle Haar und starrte seinen Vater an. Und in seinem Gesichtsausdruck mischten sich zu gleichen Teilen Mitgefühl und Erstaunen.

Victor wies auf die Stühle. Die Brüder sahen einander kurz an. Es war unmöglich zu definieren, was zwischen ihnen vorging. Was auch immer geschehen war, das sie entfremdet hatte, musste ausgelöscht werden. Ihre Verantwortung forderte es. Sie setzten sich, hielten die fotokopierten Seiten seiner Erinnerungen des 14. Juli 1920 in der Hand. Er hatte Jane instruiert, jedem eine Kopie zu geben; sie sollten sie lesen, ehe sie zu ihm kamen. Kein Augenblick durfte mit Erklärungen vergeudet werden, die sich vorher erledigen ließen. Er hatte nicht mehr die Kraft.

»Wir werden keine Worte mit Sentimentalitäten vergeuden. Ihr habt eure Mutter gehört. Ihr habt gelesen, was ich geschrieben habe. Ihr werdet Fragen haben.«

Andrew sprach als erster. »Angenommen, diese Kassette kann gefunden werden - was dann?«

»Ich werde eine Liste mit Namen vorbereiten, fünf oder sechs Männer, nicht mehr. Es ist nicht leicht, sie auszuwählen. Ihnen werdet ihr die Kassette bringen.«

»Und was werden sie damit tun?« bohrte Andrew.

»Das wird davon abhängen, was die Kassette enthält. Es freigeben, es vernichten, es wieder vergraben.«

Adrian unterbrach leise. Der Anwalt war plötzlich beunruhigt. »Haben wir eine Wahl? Das glaube ich nicht. Diese Kassette gehört nicht uns, ihr Inhalt sollte der Öffentlichkeit bekanntgegeben werden.«

»Um Chaos heraufzubeschwören? Man muß die Folgen abwägen.«

»Hat denn jemand den Schlüssel?« fragte der Soldat. »Den Ort, an dem diese Reise im Dezember 1939 endete?«

»Nein. Das wäre bedeutungslos. Es gibt nur einige wenige, die von dem Zug wußten, wußten, was wirklich in ihm war. Alte Männer vom Patriarchat. Einer lebt in Campo di Fiori und hat nicht mehr viel Zeit.«

»Und wir sollen niemandem etwas sagen«, fuhr der Major fort. »Niemand außer uns darf es wissen.«

»Niemand. Es gibt Leute, die die Hälfte der Arsenale auf dieser Welt gegen die Information eintauschen würden.«

»So weit würde ich nicht gehen.«

»Dann würdest du nicht nachdenken. Ich bin sicher, eure Mutter hat es euch erklärt. Neben den Filioque-Papieren und der aramäischen Schrift gibt es in jeder Kassette ein Pergament mit einem Geständnis, das die Religionsgeschichte ändern könnte. Wenn du glaubst, daß Regierungen, daß ganze Nationen ohne Interesse danebenstehen und zusehen würden, dann täuschst du dich schwer.«

Andrew verstummte. Adrian sah zuerst ihn, dann Victor an.

»Wie lange, glaubst du, daß es dauern wird? Um diese - diese Kassette zu finden?« fragte er.

»Ich schätze, einen Monat. Ihr werdet Geräte brauchen, Bergführer, eine Woche Instruktionen - nicht mehr, denke ich.«

Andrew hob den Stapel Fotokopien hoch. »Weißt du ungefähr, wie groß die Fläche ist, die wir durchsuchen müssen?«

»Das ist schwer zu sagen. Viel wird davon abhängen, was ihr findet und was sich geändert hat. Aber wenn mich mein Gedächtnis nicht trügt, dann höchstens fünf bis acht Quadratkilometer.«

»Fünf bis acht! Kommt nicht in Frage«, unterbrach Andrew erregt, aber ohne die Stimme zu heben. »Tut mir leid, aber das ist verrückt. Das könnte Jahre dauern. Du sprichst hier von den

Alpen. Ein Loch in der Erde, eine Kiste, nicht größer als ein Sarg, irgendwo auf einem Dutzend Berge.«

»Die Zahl der möglichen Verstecke ist beschränkt. Es kann nur um einen von vielleicht drei oder vier Pässen ganz oben gehen, wo wir nie klettern durften.«

»Ich habe in einem halben Hundert Feldsituationen Terrain vermessen müssen«, sagte der Soldat so langsam und so höflich, daß seine Worte an Herablassung grenzten. »Du bagatellisierst ein unglaublich schwieriges Problem.«

»Das glaube ich nicht. Ich meine das, was ich Adrian gerade gesagt habe, ganz ernst. Viel wird davon abhängen, was ihr findet. Euer Großvater war alles andere als nicht sorgfältig. Er hat alle Aspekte einer Situation überlegt und die meisten Eventualitäten.« Victor hielt inne und setzte sich in den Kissen zurecht. »Savarone war ein alter Mann, es herrschte Krieg, niemand wußte das besser als er. Er hat nichts hinterlassen, das irgend jemand in Campo di Fiori erkennen konnte, aber ich kann einfach nicht glauben, daß er nicht irgend etwas in der Gegend selbst hinterlassen hat. Ein Zeichen, irgendeine Nachricht - irgend etwas. So war er.«

»Wo müßten wir da nachsehen?« fragte Adrian, dessen Blick einen Moment lang zu seinem Bruder im Ledersessel ihm gegenüber abschweifte. Der Major starrte die Blätter an, die er in der Hand hielt.

»Ich habe die Möglichkeiten aufgeschrieben«, sagte Victor. »In dem Dorf Champoluc gab es eine Familie von Bergführern, die Goldonis. Mein Vater hat sich ihrer immer bedient und sein Vater vor ihm. Und nördlich des Dorfes gab es einen Gasthof. Der wurde über Generationen von einer Familie namens Capomonti betrieben. Wir reisten nie nach Champoluc, ohne dort abzustiegen. Das waren die Leute, die Savarone am nächsten standen. Wenn er jemandem etwas gesagt hat, dann ihnen.«

»Das liegt vierzig Jahre zurück«, protestierte Adrian leise.

»Die Familien in den Bergen hängen dicht zusammen. Zwei Generationen ist keine besonders große Lücke. Wenn

Savarone eine Nachricht hinterlassen hat, dann ist sie bestimmt vom Vater auf das älteste Kind übertragen worden. Denkt daran: Kind. Sohn oder Tochter.« Ein schwaches Lächeln spielte über sein Gesicht. »Was fällt euch sonst ein? Fragen könnten weitere Erinnerungen auslösen.«

Die Fragen wurden fortgeführt, aber sie lösten nichts aus. Victor hatte alles überprüft und wieder überprüft, was ihm in den Sinn gekommen war. Alles Weitere entzog sich seiner Erinnerung.

Bis Jane etwas auffiel. Und während er ihren Worten lauschte, lächelte Victor. Seine blauäugige englische Jane war einmalig, wenn es um Details ging.

»Du hast geschrieben, daß die Bahngleise sich im Süden vom Aosta-Tal durch die Berge wanden und dann nach Champoluc hinunterführten, vorbei an Bedarfshaltestellen. Lichtungen zwischen den Stationen für die Bergsteiger und Skiläufer.«

»Ja, vor dem Krieg. Heutzutage sind die Fahrzeuge im Schnee etwas flexibler.«

»Es scheint mir logisch, daß ein Zugführer, der eine Kiste mit sich führte, die man dir als schwer und sperrig geschildert hat, es notwendig finden könnte, an einer dieser Lichtungen anzuhalten. Damit die Kiste auf ein anderes Fahrzeug umgeladen werden konnte.«

»Einverstanden. Worauf willst du hinaus?«

»Nun, zwischen Aosta und Champoluc gibt es oder gab es nur eine beschränkte Anzahl von Haltepunkten. Wie viele würdest du sagen?«

»Eine ganze Menge. Mindestens neun oder zehn.«

»Das hilft mir nicht sehr weiter. Tut mir leid.«

»Die erste Lichtung nördlich von Champoluc nannte sich Adlerspitze, glaube ich. Dann Krähenausguck und Kondors...« Victor hielt inne. Vögel! Die Namen von Vögeln. Etwas in seiner Erinnerung hatte sich geregt, aber das war keine Erinnerung,

die drei Jahrzehnte zurückreichte. Das waren nur ein paar Tage. In Campo di Fiori.

»Das Gemälde«, sagte er leise.

»Welches Gemälde?« wollte Adrian wissen.

»Unter der Madonna. Im Arbeitszimmer meines Vaters. Eine Jagdszene mit Vögeln.«

»Und jede Lichtung an den Gleisen«, sagte Andrew schnell und beugte sich in seinem Sessel vor, »trägt - oder trug - teilweise den Namen eines Vogels. Was für Vögel waren auf dem Gemälde?«

»Ich erinnere mich nicht. Das Licht war schwach, und ich versuchte, ein paar Augenblicke zum Nachdenken zu finden. Ich habe mich nicht auf das Gemälde konzentriert.«

»War es ein Gemälde von deinem Vater?« fragte Adrian.

»Ich bin nicht sicher.«

»Kannst du anrufen?« sagte der Major, aber es war weniger eine Frage als ein Befehl.

»Nein. Campo di Fiori ist ein Grab ohne Verbindung zur Welt. Es gibt nur ein Postfach in Mailand, und das ist unter dem Namen Baricours Père et Fils registriert.«

»Mutter hat uns gesagt, daß ein alter Priester dort lebt. Wie existiert er?« Der Soldat war noch nicht zufrieden.

»Ich habe nie daran gedacht, ihn zu fragen«, erwiderte der Vater. »Da war ein Mann, ein Fahrer, der mich in Mailand abholte. Ich nahm an, daß er der Kontaktmann des Mönchs zur Außenwelt sei. Der alte Priester und ich haben fast die ganze Nacht miteinander gesprochen, aber mein Interesse war beschränkt. Er war immer noch mein Feind. Das begriff er.«

Andrew sah zu seinem Bruder hinüber.

»Wir machen in Campo di Fiori Station«, sagte der Soldat fast schroff.

Adrian nickte und wandte sich wieder Victor zu. »Ich kann dich also nicht dazu überreden, das anderen zu übergeben? Verantwortungsbewußten Wissenschaftlern?«

»Nein«, antwortete Victor einfach. »Die Wissenschaftler kommen später. Vor ihnen nichts. Verliert nie aus den Augen, womit ihr zu tun habt. Der Inhalt jener Kassette ist für die zivilisierte Welt so erschütternd wie nichts anderes in der ganzen Geschichte. Das Geständnis auf jenem Pergament ist eine vernichtende Waffe, prägt euch das ein. Man kann nicht einfach einen Ausschuß darum bitten, in diesem Stadium die Verantwortung zu übernehmen. Die Gefahren sind zu groß.«

»Ich verstehe«, sagte Adrian, lehnte sich in seinem Sessel zurück und blickte auf die Papiere. »Du erwähnst den Namen Anaxas, aber das ist etwas undeutlich. Du sagst, der ›Vater von Anaxas war der Fahrer des Zuges‹, der von dem Xenope-Priester getötet worden ist. Wer ist Anaxas?«

»Für den Fall, daß jene Papiere in andere Hände als die euren gefallen wären, wollte ich, daß man keine Verbindungen herstellen kann. Anaxas ist Theodore Dakakos.«

Ein knackendes Geräusch ertönte plötzlich. Der Soldat hatte einen Bleistift in der Hand gehalten und ihn nun in zwei Stücke zerbrochen. Vater und Bruder sahen ihn an. Andrew sagte nur drei Worte.

»Tut mir leid.«

»Ich habe den Namen schon einmal gehört«, fuhr Adrian fort. »Ich weiß nur nicht mehr genau, wo.«

»Er ist Grieche. Ein erfolgreicher Schiffahrtsunternehmer. Der Priester in dem Zug war der Bruder seines Vaters, sein Onkel. Ein Bruder hat den anderen getötet. Xenope hatte es befohlen, und der Ort der Kassette wurde mit ihnen begraben.«

»Das weiß Dakakos?« fragte der Soldat leise.

»Ja. Wo er genau hingehört, weiß ich nicht. Ich weiß nur, daß er auf der Suche nach Antworten ist. Und auf der Suche nach der Kassette.«

»Kannst du ihm vertrauen?« fragte der Anwalt.

»Nein. Wenn es um Saloniki geht, vertraue ich niemandem.« Victor atmete tief ein. Das Reden bereitete ihm jetzt

Schwierigkeiten; er war kurzatmig geworden. Seine Kräfte begannen zu versiegen.

»Bist du in Ordnung?« Jane trat schnell vor Adrian neben das Bett.

Sie beugte sich über ihren Mann und legte ihm die Hand auf die Wange.

»Ja«, antwortete er und lächelte ihr zu. Dann sah er Andrew und Adrian an und hielt sie mit seinen Augen fest.

»Ich erbitte das, was ich von euch erbitte, nicht leichten Herzens. Ihr habt euer eigenes Leben, eure Interessen sind die euren. Ihr habt Geld.« Victor hob schnell die Hand. »Ich beeile mich, hinzuzufügen, daß auch das euer Recht war. Ich selbst habe nicht weniger bekommen, und das solltet auch ihr nicht. In dieser Beziehung sind wir eine privilegierte Familie. Aber dieses Privileg erlegt denjenigen, die es genießen, auch Verantwortung auf.

Es ist unausweichlich, daß gelegentlich auch Zeiten kommen, in denen man euch abverlangt, eure eigenen Neigungen etwas unterzuordnen, was unerwartet dringlich ist. Ich muß euch sagen, daß diese Dringlichkeit jetzt gegeben ist.

Ihr habt euch getrennt. Widersacher, so vermute ich, sowohl in bezug auf eure Philosophie als auch auf die Politik. Daran ist nichts Schlechtes. Aber diese Differenzen sind belanglos im Vergleich zu dem, was euch jetzt bevorsteht. Ihr seid Brüder, die Enkel von Savarone Fontini-Cristi, und ihr müßt jetzt das tun, was sein Sohn nicht tun konnte. Gegen das Privileg gibt es keinen Einspruch. Sucht ihn nicht.«

Er war fertig. Das war alles, was er sagen wollte; jeder Atemzug schmerzte ihn.

»In all den Jahren hast du nie gesagt...« Adrians Augen blickten wieder fragend, in ihnen waren Angst und Trauer. »Mein Gott, was mußt du gefühlt haben.«

»Ich hatte keine große Wahl«, erwiderte Victor so leise, daß man ihn kaum hören konnte. »Ich konnte produktiv sein oder als Neutrum sterben. Es war keine schwierige Wahl.«

»Du hättest sie töten sollen«, sagte der Soldat.

Sie standen in der Einfahrt vor dem Haus in North Shore. Andrew lehnte an der Motorhaube seines gemieteten Lincoln Continental, die Arme über der gebügelten Uniform verschränkt, und die Nachmittagssonne spiegelte sich in den Messingknöpfen und seinen Rangabzeichen.

»Er macht es nicht mehr lange«, sagte er.

»Ich weiß«, sagte Adrian. »Er weiß es auch.«

»Da sind wir jetzt.«

»Ja, da sind wir«, pflichtete ihm der Anwalt bei.

»Was er will, ist für mich leichter als für dich.« Andrew blickte zu den Fenstern des vorderen Schlafzimmers im ersten Stock hinauf.

»Was soll das bedeuten?«

»Ich bin praktisch eingestellt. Du nicht. Wenn wir zusammenarbeiten, schaffen wir mehr, als wenn jeder für sich vorgeht.«

»Ich bin überrascht, daß du einräumst, ich könnte dir helfen. Das muß deiner Eitelkeit weh tun.«

»In strategischen Entscheidungen gibt es kein Ego. Nur das Ziel zählt.« Andrew sprach ganz beiläufig. »Wenn wir die Möglichkeiten aufteilen, können wir die Zeit halbieren. Seine Erinnerungen stehen nicht miteinander in Verbindung; er schweift immer wieder ab. Und seine Erinnerung an das Terrain ist verwirrt; darin habe ich etwas Erfahrung.« Andrew richtete sich auf, trat ein paar Schritte von dem Wagen zurück. »Ich glaube, wir müssen zurückgehen, Adrian. Sieben Jahre zurück. Vor San Francisco. Kannst du das?«

Adrian starrte seinen Bruder an. »Die Frage kannst nur du beantworten. Und bitte, lüg nicht; du hast dich nie besonders gut auf Lügen verstanden. Nicht mir gegenüber.«

»Du mir gegenüber auch nicht.«

Ihre Blicke tauchten ineinander, keiner wich dem anderen aus.

»Mittwoch abend ist ein Mann getötet worden. In Washington.«

»Ich war in Saigon. Das weißt du. Wer war er?«

»Ein Negeranwalt aus dem Justizministerium. Ein Mann namens...«

»Nevins«, unterbrach Andrew seinen Bruder.

»Mein Gott! Du hast es gewußt!«

»Gekannt habe ich ihn, ja. Aber nicht gewußt, daß er ermordet worden ist. Warum sollte ich?«

»Eye Corps! Er hatte eine eidesstattliche Erklärung über das Eye Corps! Ich war mit ihm zusammen! Man hat die Unterlagen aus seinem Wagen weggenommen!«

»Du bist wohl nicht ganz bei Verstand?« Der Soldat sprach ganz langsam, ohne ein Gefühl der Hast aufkommen zu lassen. »Mag sein, daß du uns nicht magst, aber wir sind doch nicht dumm. Ein Ziel wie dieser Mann, selbst wenn es nur ganz entfernt mit uns in Verbindung steht, würde Hunderte von Ermittlern des Generalinspektors auf den Plan rufen. Es gibt doch bessere Methoden. Mord ist ein Instrument, aber man benutzt es nicht gegen sich selbst.«

Adrian sah immer noch seinen Bruder an, suchte seine Augen. Schließlich sprach er. Leise, so leise, daß es kaum ein Flüstern war. »Ich glaube, ich habe noch nie etwas so Eiskaltes gehört.«

»Was denn?«

»Mord ist ein Instrument.« Das ist doch dein Ernst, nicht wahr?«

»Natürlich ist es das. Das ist die Wahrheit. Habe ich deine Frage beantwortet?«

»Ja«, sagte Adrian leise. »Wir gehen zurück - vor San Francisco. Auf eine Weile; das mußt du wissen. Nur bis das hier vorbei ist.«

»Gut - du hast einiges zu erledigen, ehe wir abreisen, und ich auch. Sagen wir morgen in einer Woche?«

»Einverstanden. Morgen in einer Woche.«

»Ich nehme die Sechsuhrmaschine nach Washington. Willst du mitkommen?«

»Nein, ich treffe mich mit jemandem in der Stadt. Ich nehme mir einen der Wagen von hier.«

»Das ist komisch«, sagte Andrew und schüttelte langsam den Kopf, als wäre das, was er sagen wollte, keineswegs komisch. »Ich habe dich nie nach einer Telefonnummer gefragt oder nach deiner Adresse.«

»In den District Towers. An der Nebraska Avenue.«

»Die District Towers. Gut. Morgen in einer Woche. Ich werde die Tickets bestellen. Direkt nach Mailand. Hast du einen gültigen Paß?«

»Ich denke schon. Im Hotel. Ich werde nachsehen.«

»Gut. Ich ruf dich an. Morgen in einer Woche.« Andrew griff nach der Türklinke. »Übrigens, was ist aus dieser Vorladung geworden?«

»Du weißt doch, was aus ihr geworden ist. Man hat sie nicht vorgelegt.«

Der Soldat lächelte, während er in den Wagen stieg. »Sie hätte euch ohnehin nichts gebracht.«

Sie hatten sich an einen Ecktisch des St.-Moritz-Straßencafés an der Südseite des Central Park gesetzt. Sie mochten solche Plätze; sie pflegten sich dann immer Fußgänger auszuwählen und Lebensläufe für sie zu erfinden.

Jetzt erfanden sie keine. Statt dessen entschied Adrian für sich, daß die Anweisungen seines Vaters, niemandem von dem Zug aus Saloniki zu erzählen, Barbara nicht einschlossen. Seine Entscheidung beruhte auf dem Glauben, daß sie, sollten die Rollen anders verteilt sein, es ihm sagen würde. Er würde das Land nicht auf fünf bis zehn Wochen verlassen, ohne ihr den Grund zu sagen. Das hatte sie nicht verdient.

»So ist es also. Religiöse Dokumente, die fünfzehnhundert Jahre in die Vergangenheit zurückreichen, eine aramäische Schriftrolle, die die britische Regierung mitten im Krieg fast

dazu brachte, den Verstand zu verlieren, und ein Geständnis, das vor zweitausend Jahren auf ein Pergament geschrieben wurde, und das Gott weiß was enthält. Diese Kassette hat schon mehr Unheil angerichtet, als mir in den Kopf will. Wenn das, was mein Vater sagt, stimmt, dann könnten diese Dokumente, diese Schriftrolle - und am allermeisten dieses Pergament - den Lauf der Welt verändern.«

Barbara lehnte sich in ihrem Stuhl zurück, und ihre braunen Augen sahen ihn an. Sie musterte ihn eine Weile, ohne etwas zu sagen.

»Das kommt mir höchst unwahrscheinlich vor. Dokumente werden jeden Tag irgendwo entdeckt. Der Lauf der Welt ändert sich nicht so leicht«, sagte sie einfach.

»Hast du einmal von etwas gehört, das sich die Filioque-Klausel nennt?«

»Sicher. Das war auf dem Konzil von Nicaea. An diesem Thema hat sich die römische und die östliche Kirche entzweit. Die Auseinandersetzung dauerte Hunderte von Jahren und führte zu dem Schisma des Photius im - im neunten Jahrhundert. Glaube ich. Was wiederum zum Schisma von 1054 führte. Am Ende wurde die päpstliche Unfehlbarkeit daraus.«

»Woher, zum Teufel, weißt du das?«

Barbara lachte. »Das ist mein Fachgebiet. Hast du das vergessen? Wenigstens die verhaltenswissenschaftlichen Aspekte.«

»Du sagtest neuntes Jahrhundert. Mein Vater hat gesagt fünfzehnhundert Jahre -«

»Die frühchristliche Geschichte ist verwirrend, macht einen mit ihren vielen Daten verrückt. Vom ersten bis zum siebten Jahrhundert gab es so viele Konzilien, so viel Hin- und Herschaukeln, so viele Debatten über diese Doktrin und jenes Gesetz, daß es fast unmöglich ist, alles auseinanderzusortieren. Betreffen diese Dokumente die Filioque-Klausel? Sollen es etwa die Verwerfungen sein?«

Adrian stockte die Hand, mit der er das Glas zum Mund führte. »Ja. Das hat mein Vater gesagt, den Terminus hat er verwendet, die Filioque-Verwerfungen.«

»Die existieren nicht.«

»Was?«

»Sie sind vernichtet worden - ich glaube sogar unter großem Zeremoniell - in Istanbul in der Hagia-Sophia-Moschee zu Anfang des Zweiten Weltkriegs. Es gibt darüber Dokumente - Augenzeugenberichte, wenn ich mich richtig erinnere. Sogar verkohlte Fragmente, die durch spektralanalytische Untersuchungen bestätigt sind.«

Adrian starrte sie an. Irgend etwas stimmte hier nicht, alles war viel zu einfach. Zu negativ einfach. »Woher hast du diese Information?«

»Woher? Du meinst genau?«

»Ja.«

Barbara beugte sich vor und bewegte gedankenversunken ihr Glas. Ihre Stirn hatte sich gerunzelt. »Das ist nicht mein Fachgebiet, aber ich kann es natürlich herausfinden. Das reicht einige Jahre zurück. Ich erinnere mich genau, daß es für viele Leute ein ziemlicher Schock war.«

»Tu mir einen Gefallen«, sagte er schnell. »Wenn du zurück bist, sieh zu, daß du alles, was du kannst, über diese Verbrennung herausfindest. Das gibt keinen Sinn. Mein Vater hätte es gewußt.«

»Ich weiß nicht, warum. Das ist doch alles nur schrecklich akademisch.«

»Trotzdem gibt es keinen Sinn...«

»Weil wir gerade von Boston sprechen«, unterbrach sie. »Mein Auftragsdienst hat zwei Anrufe von jemandem, der mit dir in Verbindung treten möchte. Ein Mann namens Dakakos.«

»Dakakos?«

»Ja. Ein gewisser Theodore Dakakos. Er sagte, es sei sehr wichtig.«

»Was hast du gesagt?«

»Daß ich es dir ausrichten werde. Ich habe mir die Nummer aufgeschrieben. Eigentlich wollte ich sie dir nicht geben. Du brauchst keine hysterischen Telefonanrufe aus Washington. Du hast ein paar schreckliche Tage durchgemacht.«

»Er ist nicht aus Washington.«

»Aber die Telefonanrufe kamen von dort.«

Adrian blickte vom Tisch auf, über die Miniaturhecken in ihren Holzkästen, die das Cafe vom Bürgersteig abgrenzten. Er sah, was er suchte: eine Telefonzelle.

»Ich bin gleich wieder da.«

Er trat in die Zelle und rief die District Towers in Washington an.

»Empfang, bitte.«

»Ja, Mr. Fontine. Wir haben einige Anrufe von einem Mr. Dakakos entgegengenommen. Im Augenblick ist ein Mitarbeiter von Mr. Dakakos in der Lobby und erwartet Sie.«

Adrian überlegte schnell. Die Worte seines Vaters kamen ihm ins Gedächtnis. Er hatte seinen Vater gefragt, ob er Dakakos vertrauen könne. Wenn es um Saloniki geht, vertraue ich niemandem...

»Hören Sie. Sagen Sie dem Mann in der Lobby, Sie hätten gerade von mir gehört. Ich würde einige Tage nicht zurückkommen. Ich will diesen Dakakos nicht sehen.«

»Selbstverständlich, Mr. Fontine.«

Adrian legte auf. Sein Paß war in Washington. In seinem Zimmer. Er würde das Gebäude durch die Garage betreten. Aber nicht an diesem Abend; das war zu früh. Er würde bis morgen warten. Er würde diese Nacht in New York bleiben. Sein Vater mußte über Dakakos informiert werden. Er rief das Haus in North Shore an.

Janes Stimme klang überanstrengt. »Der Arzt ist jetzt bei ihm. Gott sei Dank hat er ihnen erlaubt, ihm etwas zu geben. Ich glaube es nicht, daß er es sonst viel länger ertragen hätte. Er hatte Krämpfe...«

»Ich rufe dich heute abend an.«

Adrian verließ die Telefonzelle und bahnte sich zwischen den Passanten seinen Weg zurück in das Cafe an den Tisch.

»Was ist?« Barbara war beunruhigt.

»Ruf deinen Auftragsdienst in Boston an. Sag ihnen, sie sollen Dakakos anrufen und sagen, wir hätten einander verpaßt. Ich hätte nach - zum Teufel, nach Chicago fliegen müssen. Das sei die Nachricht, die man dir im Hotel übergeben hätte.«

»Du willst ihn wirklich nicht sehen, wie?«

»Ich muß ihm ausweichen. Ich möchte ihn von der Spur abbringen. Wahrscheinlich hat er versucht, meinen Bruder zu erreichen.«

Der Fußweg im Rock Creek Park. Es war Martin Greenes Idee gewesen, seine Wahl. Greene hatte am Telefon seltsam geklungen, irgendwie trotzig. So als hätte er mit allem abgeschlossen. Aber was auch immer es war, das an Greene nagte, es würde verschwunden sein, sobald er ihm die Geschichte erzählt hatte. Und ob es das würde. In einem Nachmittag hatte das Eye Corps einen gigantischen Schritt getan. Weit über alles hinaus, das sie sich hätten träumen lassen. Wenn die Dinge, die sein Vater über jene Kassette gesagt hatte - die Anstrengungen, die mächtige Männer, die ganze Regierungen unternommen hatten, um sie in ihren Besitz zu bringen -, wenn all das nur zur Hälfte wahr war, dann war das Eye Corps durch nichts mehr aufzuhalten! Unschlagbar!

Sein Vater hatte gesagt, er würde eine Liste vorbereiten. Nun, das brauchte sein Vater nicht; eine solche Liste gab es. Die sieben Männer des Eye Corps würden jene Kassette unter Kontrolle halten, und er würde die sieben Männer des Eye Corps kontrollieren.

Das war unglaublich! Aber die Ereignisse logen nicht; sein Vater log nicht. Wer auch immer jene Dokumente besaß, jenes Pergament aus einem vergessenen römischen Gefängnis, hatte den Hebel, um außergewöhnliche Forderungen zu stellen und durchzusetzen. Überall! Eine Lücke in der überlieferten

Geschichte, etwas, das man der Welt aus unglaublicher Angst vorenthalten hatte. Man konnte nicht zulassen, daß dieses Wissen jetzt bekanntgemacht wurde. Nun, auch Furcht war ein Instrument. Eines, das ebenso wirksam wie der Tod war. Häufig sogar wirksamer.

Verliert nie aus den Augen, daß der Inhalt jener Kassette für die zivilisierte Welt so erschütternd wie nichts anderes in der ganzen Geschichte ist...

Die Entscheidungen außergewöhnlicher Männer - im Frieden sowohl wie im Krieg - unterstützten die Beurteilung seines Vaters. Und jetzt würden andere außergewöhnliche Männer unter der Führung eines außergewöhnlichen Mannes jene Kassette finden und mithelfen, das letzte Viertel des zwanzigsten Jahrhunderts zu formen. Man mußte anfangen, so zu denken, in großen Dimensionen denken, in Konzepten, die über die der gewöhnlichen Menschen hinausgingen. Seine Ausbildung, sein Erbe: alles begann Form und Gestalt anzunehmen, und er war für das Gewicht der ungeheuren Verantwortung bereit. Er war darauf vorbereitet. Eine Kassette, die in den italienischen Alpen vergraben war, würde dafür sorgen, daß diese Verantwortung die seine wurde.

Man würde Adrian bewegungsunfähig machen müssen. Nicht ernsthaft; sein Bruder war schwach, unschlüssig, eigentlich überhaupt kein Gegner. Es würde ausreichen, ihn zu behindern. Er würde einfach die Räume seines Bruders besuchen und eben nur das tun.

Andrew ging den Fußweg im Rock Creek Park hinunter. Es gab nur sehr wenige Spaziergänger. Der Park war nicht der Ort für nächtliche Spaziergänge. Wo war Greene? Er hätte da sein müssen. Seine Wohnung lag viel näher als der Flughafen. Und Greene hatte ihm gesagt, er solle sich beeilen.

Andrew trat auf den Rasen hinaus und zündete sich eine Zigarette an. Es hatte keinen Sinn, im Lichtkegel der Parklampen stehen zu bleiben. Er würde Greene schon sehen, wenn er den Weg herunterkam.

»Fontine!«

Der Soldat fuhr erschreckt herum. Zwanzig Meter von ihm entfernt stand Martin Greene vor einem Baum. Er trug Zivil, hielt eine große Aktentasche in der linken Hand.

»Marty? Was, zum Teufel...«

»Kommen Sie her«, befahl der Captain fast schroff.

Andrew ging schnell auf die Bäume zu. »Was ist denn passiert?«

»Es ist schon passiert, Fontine. Die ganze verdammte Geschichte. Seit gestern früh versuche ich, Sie zu erreichen.«

»Ich war in New York. Wovon sprechen Sie?«

»Fünf Männer sind in Saigon im Gefängnis unter strengster Bewachung. Wollen Sie raten, wer?«

»Was? Die Vorladung ist doch gar nicht ausgehändigt worden. Sie haben das bestätigt. Ich habe es bestätigt!«

»Niemand hat eine Vorladung gebraucht. Der Inspector General ist selbst aus seinem Loch gekrochen. An allen Punkten haben sie uns geschlagen. Ich schätze, daß ich noch etwa zwölf Stunden Zeit habe, bis die dahinterkommen, daß ich derjenige in der Beschaffung bin. Sie auch, Sie sind schon markiert.«

»Augenblick. Augenblick! Das ist doch verrückt! Die Vorladung ist zurückgezogen worden!«

»Ich bin der einzige, der davon einen Nutzen hat. Sie haben meinen Namen in Saigon nicht erwähnt, oder?«

»Natürlich nicht. Nur, daß wir hier einen Mann haben.«

»Mehr brauchen die nicht; die werden es sich schon zusammenfügen.«

»Wie?«

»Dafür gibt es ein Dutzend Möglichkeiten. Zum Beispiel, indem man meine registrierten Termine mit den Ihren vergleicht, aber das ist nur das erste, was mir in den Sinn kommt. Dort drüben ist etwas passiert, und dann ist alles aufgefliegen.«

Andrew atmete gleichmäßig, starrte auf den Captain. »Nein, das ist es nicht«, sagte er leise. »Es ist hier bei uns passiert. Am letzten Mittwoch abend.«

Greenes Kopf fuhr in die Höhe. »Was war am Mittwoch abend?«

»Dieser schwarze Anwalt. Nevins. Sie haben ihn töten lassen, Sie blöder Hundesohn. Mein Bruder hat mich bezichtigt - uns bezichtigt! Er hat mir geglaubt, weil ich es selbst glaubte! Es war zu dumm!« Die Stimme des Soldaten war nur noch ein gequältes Flüstern. Er hatte Mühe, an sich zu halten, nicht nach dem Mann zu schlagen, der zu ihm heraufstarrte.

Greene erwiderte ruhig und selbstsicher: »Sie kommen zwar auf die richtige Summe, aber die Zahlen stimmen nicht. Ich habe das veranlaßt, das stimmt, und ich habe auch die Aktentasche von diesem Schweinehund mit der eidesstattlichen Erklärung gegen uns. Aber die Leute, die es getan haben, haben es nur für Geld getan. Das Ganze ist über sieben Ecken gelaufen, niemand weiß, daß es mich überhaupt gibt. Um Sie ins Bild zu setzen, man hat sie heute morgen festgenommen. In West-Virginia. Sie haben gewaschenes Geld, das man zu einer Firma zurückverfolgen kann, die wegen Betrugs unter Anklage steht. Wir haben damit nichts zu tun... Nein, Fontine, ich war das nicht. Was auch immer es war, es ist dort drüben passiert. Ich glaube, Sie haben es auffliegen lassen.«

Andrew schüttelte den Kopf. »Unmöglich. Ich habe...«

»Bitte, keine Erklärungen. Ich will es nicht wissen, es interessiert mich nämlich nicht mehr. Ich habe einen Koffer am Dulles Airport und ein Ticket nach Tel Aviv. Einfacher Flug. Aber einen letzten Gefallen werde ich Ihnen tun. Als alles zu platzen begann, habe ich ein paar Freunde im Amt des Inspector General angerufen, die in meiner Schuld standen. Diese Aussage von Barstow, die uns soviel Sorge bereitet, steckte gar nicht dahinter.«

»Was soll das jetzt wieder heißen?«

»Erinnern Sie sich an diese Routinefrage aus dem Kongreß? Der Grieche, von dem Sie nie gehört hatten?«

»Dakakos?«

»Richtig. Theodore Dakakos. Im Amt des IG nennen Sie es die Dakakos-Anfrage. Er war es. Niemand weiß, wie er es angestellt hat, aber dieser Grieche war es jedenfalls, der das Material über das Eye Corps beschafft hat. Er hat es Stück für Stück in die Akten des Inspector General eingeschleust.«

Theodore Dakakos, dachte Andrew. Theodore Anaxas Dakakos, Sohn eines griechischen Lokomotivführers, der auf dem Güterbahnhof von Mailand von einem Priester getötet wurde, der sein Bruder war. Außergewöhnliche Männer bedienten sich außergewöhnlicher Mittel, um die Kontrolle über die Kasette von Konstantin an sich zu reißen. Plötzlich überkam den Soldaten eine große Ruhe.

»Danke, daß Sie es mir gesagt haben«, sagte er. Greene hob seine Aktentasche.

»Ich war übrigens in Baltimore.«

»Die Akten von Baltimore gehören zu den besten«, sagte Fontine.

»Dort, wo ich hingehe, könnte es sein, daß wir in der Negev ganz schnell Unterstützung brauchen. Damit könnte ich sie uns vielleicht beschaffen.«

»Durchaus möglich.«

Greene zögerte, dann fragte er leise: »Wollen Sie mitkommen? Wir können Sie verstecken.«

»Ich weiß etwas Besseres.«

»Machen Sie sich nichts vor, Fontine. Wenn ich Sie wäre, würde ich jetzt ganz tief in meinen Geldsack greifen und so schnell ich kann hier verschwinden. Kaufen Sie sich Asyl. Sie sind erledigt.«

»Da haben Sie unrecht. Ich habe gerade erst angefangen.«

## 25

Das Junigewitter behinderte den Mittagsverkehr Washingtons noch mehr. Es war einer jener Wolkenbrüche, die den

Fußgängern sogar die kurzen Pausen versagten, die es ihnen sonst erlaubten, von einem Schaufenstervordach zum nächsten zu hetzen. Die Scheibenwischer reichten gerade aus, um die Wassermassen zu teilen, die das Glas bedeckten und jede Sicht versperren.

Adrian saß auf dem Rücksitz eines Taxis, und seine Gedanken waren dreigeteilt, galten drei Menschen: Barbara, Dakakos und seinem Bruder.

Barbara war inzwischen in Boston und recherchierte wahrscheinlich in den Archiven der Bibliothek nach Informationen über die Zerstörung der Filioque-Verwerfung. Wenn jene alten Dokumente in der Kassette von Konstantin gewesen waren und es zweifelsfreie Beweise ihrer Zerstörung gab, war die Kassette dann gefunden worden? A gleich B gleich C. Daraus folgerte A gleich C. Oder folgerte das nicht?

Theodore Dakakos, der unermüdliche Anaxas, suchte inzwischen zweifellos die Hotels und Anwaltskanzleien Chicagos nach ihm ab. Es gab keinen Grund für den Griechen, das nicht zu tun. Eine Geschäftsreise nach Chicago war völlig normal. Die Ablenkung war alles, was Adrian brauchte. Er würde auf sein Zimmer gehen, sich seinen Paß holen und Andrew anrufen. Dann konnten sie beide Washington verlassen, ohne Dakakos ins Netz zu gehen. Sie mußten von der Annahme ausgehen, daß Dakakos sie aufzuhalten versuchte. Und das wiederum bedeutete, daß Dakakos - Anaxas - irgendwie wußte, was ihr Vater geplant hatte. Es war nicht schwer. Ein alter Mann kehrt nach Italien zurück, seine Lebenserwartung ist nur noch kurz, und er ruft seine zwei Söhne zu sich.

Einer jener Söhne war Adrians dritte Sorge. Wo war sein Bruder? Er hatte im Laufe der Nacht einige Male in Andrews Wohnung in Virginia angerufen. Was Adrian störte, und es fiel ihm nicht leicht, sich das einzugestehen, war, daß sein Bruder besser darauf eingerichtet war, sich mit jemandem wie Dakakos auseinanderzusetzen, als er das war. Zug und Gegenzug waren Teil seines Lebens, nicht These und Antithese.

»Garageneinfahrt«, sagte der Taxifahrer. »Wir sind da.«

Adrian rannte durch den Regen in die Garage der District Towers. Er mußte sich orientieren, ehe er auf den Lift zuing. Dabei griff er in die Tasche nach dem Schlüssel mit dem Plastikanhänger. Er hinterließ ihn nie am Empfang.

»Hi, Mr. Fontine. Alles klar?«

Das war der Garagenwärter. Adrian erinnerte sich unbestimmt an ihn. Ein fahlgesichtiger zwanzigjähriger Halbstarker mit den Augen eines Frettchens.

»Hello«, erwiderte Adrian und drückte den Liftknopf.

»Hey, nochmals danke schön. War wirklich nett, verstehen Sie? Ich meine, wirklich nett von Ihnen.«

»Sicher«, sagte Adrian ausdruckslos und wünschte, der Lift möge kommen.

Der Garagenwärter blinzelte ihm zu. »Heut sehen Sie aber viel besser aus als gestern. Richtig ein' draufgemacht, hm?«

»Was?«

Der junge Mann lächelte. Nein, es war kein Lächeln, ein Feixen. »Ich hab' auch einen gebechert. Klasse. Wie Sie's gesagt haben.«

»Was sagen Sie? Sie haben mich gestern abend gesehen?«

»Was soll das? Hamse's vergessen? Aber ich muß schon sagen, Sie waren wirklich voll, Mann.«

Andrew! Andrew brachte das fertig, wenn er wollte! Er brauchte bloß die Schultern etwas hängen zu lassen, einen Hut zu tragen und gedehnt zu sprechen. Dutzende Male hatte er diese Karikatur von ihm aufgeführt.

»Sagen Sie es mir, ich bin noch ein wenig verwirrt. Wann bin ich heimgekommen?«

»Richtig weg waren Sie. Gegen acht, erinnern Sie sich nicht? Sie haben mir...« Der Garagenwärter hielt inne, seine Habgier hielt ihn am Zügel.

Die Lifttüren öffneten sich. Adrian trat ein. Andrew hatte ihn also aufgesucht, während er versucht hatte, ihn in Virginia zu

erreichen. Hatte Andy von Dakakos erfahren? Hatte er die Stadt bereits verlassen? Vielleicht war Andy jetzt oben. Wieder eine beunruhigende Erkenntnis, aber Adrian empfand gleichzeitig eine gewisse Erleichterung. Sein Bruder würde wissen, was zu tun war.

Adrian ging den Korridor hinunter zur Tür seiner Suite und schloß auf. Als er die Tür hinter sich ins Schloß zog, hörte er Schritte. Er fuhr herum und sah einen Offizier der Army unter der Schlafzimmertür stehen. Nicht Andrew, sondern ein Colonel.

»Wer, zum Teufel, sind Sie?«

Der Offizier gab nicht gleich Antwort, sondern stand reglos da und musterte ihn grimmig. Als er schließlich sprach, klang seine Stimme gedehnt und kalt.

»Sie sehen so aus wie er. Man brauchte Sie bloß in Uniform zu stecken und ein wenig aufzurichten, dann könnten Sie es sein. Jetzt brauchen Sie mir bloß noch zu sagen, wo er ist.«

»Wie sind Sie hereingekommen? Wer, zum Teufel, hat Sie hereingelassen?«

»Keine Gegenfragen. Ich hab' zuerst gefragt.«

»Zuerst kommt einmal, daß Sie hier nichts zu suchen haben.« Adrian ging schnell zum Telefon und verspernte dem Offizier den Weg. »Wenn Sie keinen Durchsuchungsbefehl eines zivilen Gerichts haben, werden Sie jetzt Bekanntschaft mit einer Polizeistation machen.«

Der Colonel knöpfte einen Knopf seines Uniformrocks auf, griff darunter und holte eine Pistole heraus. Er legte den Sicherungsflügel um und richtete die Waffe auf Adrian.

Adrian hielt das Telefon in der linken Hand, während seine rechte über der Wählscheibe hing. Betroffen erstarrte er in der Bewegung. Der Gesichtsausdruck des Offiziers hatte sich nicht geändert.

»Jetzt hören Sie mir zu«, sagte der Colonel leise. »Ich könnte Ihnen beide Kniescheiben zerschießen, bloß weil Sie wie er aussehen. Verstehen Sie das? Ich bin ein zivilisierter Mann, ein

Anwalt wie Sie - aber wenn es um Eye Corps Major Fontine geht, gelten keine Regeln mehr. Ich bin bereit, alles zu tun, um diesen Hundesohn in die Finger zu bekommen. Ist das klar?«

Adrian legte langsam den Hörer auf. »Sie sind verrückt.«

»Im Vergleich zu ihm ganz bestimmt nicht. Und jetzt sagen Sie mir, wo er ist.«

»Ich weiß es nicht.«

»Ich glaube Ihnen nicht.«

»Augenblick!« Vor Verblüffung hatte Adrian nicht gleich zur Kenntnis genommen, was er gehört hatte. Jetzt tat er es. »Was wissen Sie über das Eye Corps?«

»Eine ganze Menge mehr als ich wissen dürfte, wenn es nach Dreckskerlen wie Ihnen ginge. Habt ihr beiden wirklich geglaubt, ihr würdet damit durchkommen?«

»Sie liegen völlig schief! Das wüßten Sie auch, wenn Sie etwas über mich wüßten. In bezug auf das Eye Corps stehen wir auf derselben Seite. Und jetzt sagen Sie mir um Himmels willen, was Sie über ihn wissen.«

Der Offizier antwortete langsam. »Er hat zwei Männer getötet. Einen Captain namens Barstow und einen Offizier der juristischen Abteilung namens Tarkington. Die beiden Morde waren so getarnt, daß sie wie kai-sai aussahen - in Verbindung mit Nutten und Alkohol. Aber das waren sie nicht. In Tarkingtons Fall paßte das auch gar nicht. Er trank nicht.«

»O Gott!«

»Und aus Tarkingtons Saigoner Büro ist eine Akte entfernt worden. Das paßte. Was sie nicht wußten, ist, daß wir eine komplette Kopie hatten.«

»Wer ist ›wir‹?«

»Das Büro des Inspector General.« Der Colonel ließ seine Pistole nicht sinken; er sprach immer noch ausdruckslos und gedehnt, mit starkem Südstaatenakzent. »So, jetzt habe ich Ihnen ein paar Einzelheiten gesagt für den Fall, daß Sie mich nicht angelogen haben. Jetzt wissen Sie, weshalb ich ihn haben will.

Also heraus mit der Sprache, sagen Sie mir, wo er steckt. Ich heiße auch Tarkington. Ich trinke, ich kann verdammt aufbrausend sein, und ich will den Schweinehund, der meinen Bruder getötet hat.«

Adrian spürte, wie ihm unwillkürlich der Atem stockte. »Es tut mir leid...«

»Jetzt wissen Sie, warum ich diese Pistole gezogen habe und warum ich sie benutzen werde. Wo ist er hingegangen? Wie hat er sich abgesetzt?«

Adrian brauchte eine Weile, bis er begriff. »Wo? Wie? Ich wußte gar nicht, daß er sich abgesetzt hat. Weshalb sind Sie da so sicher?«

»Weil er weiß, daß wir hinter ihm her sind. Wir wissen, daß er es erfahren hat, das haben wir heute morgen festgestellt. Ein Captain namens Greene im Pentagon. In der Beschaffung. Ich brauche, glaube ich, nicht zu sagen, daß er sich ebenfalls abgesetzt hat. Wahrscheinlich ist er inzwischen schon auf der anderen Seite der Welt.«

...auf der anderen Seite der Welt... Langsam drangen die Worte zu Adrians Bewußtsein durch, drängte sich die Erkenntnis an die Oberfläche. Auf der anderen Seite der Welt. Nach Italien. Campo di Fiori. Ein Gemälde an der Wand und die Erinnerung, die ein halbes Jahrhundert zurückreichte. Die Kasette von Konstantin...

»Haben Sie die Flughäfen überprüft?«

»Er hat den üblichen Militrpa. Sämtliche Militär...«

Adrian wollte ins Schlafzimmer.

»Halt!« Der Colonel packte ihn am Arm.

»Lassen Sie mich los!« Fontine schüttelte die Hand des Offiziers ab und rannte ins Schlafzimmer, an die Kommode.

Er zog die rechte obere Schublade auf. Von hinten schoß die Hand des Colonels nach vorn und packte sein Handgelenk.

»Wenn Sie etwas herausziehen, was mir nicht gefllt, sind Sie tot.« Der Colonel ließ die Schublade los.

Fontine konnte den Schmerz fühlen und sah die Schwellung an seinem Handgelenk. Aber dafür war jetzt keine Zeit. Er öffnete ein großes Lederetui. Sein Paß war verschwunden, ebenso sein internationaler Führerschein und sein Scheckbuch von der Banque Genève mit den Codeziffern und seiner Fotografie auf dem Umschlag.

Adrian drehte sich um und ging schweigend durch das Zimmer. Er ließ das Lederetui auf das Bett fallen und ging zum Fenster weiter. Draußen prasselte strömender Regen gegen die Fensterscheiben.

Sein Bruder hatte ihn aufgehalten. Andrew hatte mit der Suche nach der Kassette begonnen, hatte ihn zurückgelassen, wollte keine Unterstützung, hatte sie nie gewollt. Die Kassette von Konstantin war Andrews letzte Waffe. In seinen Händen eine tödliche Waffe.

Die ganze Ironie lag darin, überlegte Adrian, daß der Offizier hinter ihm helfen konnte. Er konnte bürokratische Hindernisse beseitigen, sofort Transportmittel beschaffen, aber er durfte dem Offizier nichts über den Zug aus Saloniki sagen.

Es gibt Leute, die die Hälfte der Arsenale auf dieser Welt gegen die Information eintauschen würden. Die Worte seines Vaters.

Er sagte mit leiser Stimme: »Da haben Sie Ihren Beweis, Colonel.«

»Ja, das denke ich auch.«

Adrian drehte sich herum und sah den Offizier an. »Sagen Sie mir, als ein Bruder zum anderen, wie sind Sie auf das Eye Corps gekommen?«

Der Colonel steckte die Waffe weg. »Ein Mann namens Dakakos.«

»Dakakos?«

»Ja, er ist Grieche. Kennen Sie ihn?«

»Nein.«

»Zuerst kamen die Beweise recht langsam. Unmittelbar in meine Abteilung, an mich adressiert. Als Barstow schließlich

zerbrach und in Saigon seine Erklärung abgab, kam Dakakos wieder. Er benachrichtigte meinen Bruder, forderte ihn auf, sich um Barstow zu kümmern. Das Eye Corps war auf beiden Seiten geschützt, hier und drüben...«

»Durch zwei Brüder, die bloß einen Telefonhörer abzuheben brauchten, um zusammenzuhalten«, unterbrach ihn Adrian. »Ohne bürokratische Störungen.«

»So hatten wir es uns auch zusammengereimt. Wir wissen nicht, weshalb, aber dieser Dakakos hatte es auf das Eye Corps abgesehen.«

»Das hatte er allerdings«, pflichtete Adrian ihm bei und staunte über Dakakos' klares Vorgehen.

»Gestern kam alles herein. Dakakos hatte Fontine nach Phan Thiet verfolgen lassen, zu einem Lagerhaus. Wir haben jetzt die Aufzeichnungen des Eye Corps, die Beweise...«

Das Telefon klingelte, unterbrach den Soldaten. Adrian hörte es kaum, so vollkommen hatte er sich auf die Worte Tarkingtons konzentriert.

Es klingelte erneut.

»Darf ich?« fragte Adrian.

»Und ob Sie dürfen.« Tarkingtons Augen wurden wieder eisig. »Ich werde neben Ihnen stehen.«

Es war Barbara, sie rief aus Boston an. »Ich bin im Archiv. Ich habe die Information über diesen Kirchenbrand damals, einundvierzig, bei dem die Filioque...«

»Augenblick.« Adrian drehte sich halb zu dem Offizier herum, nur das Telefon war zwischen ihnen. Er fragte sich, ob er es fertigbringen würde, daß seine Stimme natürlich klang. »Sie können im Nebenzimmer mithören, wenn Sie wollen. Das sind nur ein paar Recherchen, um die ich gebeten hatte.«

Es funktionierte. Tarkington zuckte die Schultern und ging ans Fenster.

»Weiter«, sagte Adrian in die Sprechmuschel.

Barbara sprach wie eine Expertin, sie las von einem Bericht ab, dessen Form ihr vertraut war. Ihre Stimme hob sich

jedesmal, wenn sie zu wichtigen Punkten kam. »Am 9. Januar 1941 war eine Versammlung der Kirchenältesten, das war um elf Uhr abends in der Hagia Sophia in Istanbul, eine Erlösungszeremonie. Nach den Zeugenaussagen sollten im Laufe der Zeremonie heilige Gegenstände dem Himmel anvertraut werden. Schlampige Arbeit, das ist alles nur als Erzählung wiedergegeben. Eigentlich sollten direkte Zitate und wörtliche Übersetzungen dastehen. Jedenfalls im weiteren Verlauf wird die Tatsache bestätigt, und dann folgt eine Liste der Laboratorien in Istanbul und Athen, wo Aschefragmente überprüft und das Alter und das Material bestätigt wurden. Das war's, mein ungläubiger Thomas.«

»Was ist mit diesen Zeugen? Die Darstellung?«

»Ich bin zu kritisch. Ich könnte noch kritischer sein. Der Bericht sollte genaue Daten, Plattennummern und dergleichen enthalten, aber das ist alles akademische Pedanterie. Worauf es ankommt, ist, daß das Ganze ein Archivsiegel trägt. Das kann man nicht kaufen, damit kann man auch keine Spielchen treiben. Es bedeutet, daß jemand, an dem kein Zweifel ist, selbst zugegen war und die Verbrennung bestätigt hat. Die Anaxas-Stiftung bekam, was sie bezahlt hat. Dafür garantiert das Siegel.«

»Welche Stiftung?« fragte er leise.

»Anaxas. Das ist die Firma, die die Untersuchung finanziert hat.«

»Danke. Ich ruf dich später wieder an.« Er legte auf. Tarkington stand am Fenster und blickte in den Regen hinaus. Dies war der Mann, dem er entkommen mußte. Er mußte sich Zugang zu der Kassette verschaffen.

In einer Hinsicht hatte Barbara recht: Dakakos-Anaxas hatte genau das bekommen, was er bezahlt hatte: einen falschen Bericht in den Archiven.

Er wußte jetzt, wohin er gehen mußte.

Nach Campo di Fiori.

Dakakos!

Der Name brannte in Andrews Bewußtsein, während er zusah, wie 10.000 Meter unter ihm die italienische Küste vorbeizog. Theodore Anaxas Dakakos hatte das Eye Corps aus dem einen Grund vernichtet, um ihn zu vernichten, um ihn aus der Suche nach einer Kassette auszuschalten, die in den Bergen vergraben lag. Was hatte seine Entscheidung ausgelöst? Wie hatte er es angestellt? Es war von vitaler Wichtigkeit, alles, was er konnte, über diesen Mann zu erfahren. Je besser man seinen Feind kannte, desto besser konnte man ihn bekämpfen. So wie die Dinge standen, war Dakakos das einzige Hindernis, der einzige Gegner.

In Rom gab es einen Mann, der ihm helfen konnte. Ein Bankier, der immer häufiger in Saigon auftauchte, ein Käufer in großem Stil, der ganze Piers kaufte, ihren Inhalt nach Neapel verschiffte und die gestohlenen Güter in ganz Italien verkaufte. Das Eye Corps hatte ihn festgenagelt und benutzt; er hatte ihnen Namen geliefert, die nach Washington wiesen.

Ein solcher Mann würde über Dakakos Bescheid wissen.

Die Lautsprecher der Air-Canada-Maschine sagten durch, sie würden in fünfzehn Minuten auf dem Leonardo-da-Vinci-Flughafen Roms landen.

Fontine holte seinen Paß heraus. Er hatte ihn in Quebec gekauft. Adrians Paß hatte für die kanadischen Einwanderungsbehörden genügt, aber er wußte, daß er künftig wertlos sein würde. Washington würde den Namen Fontine per Fernschreiben an jeden Flughafen der westlichen Halbkugel durchgeben.

Um zwei Uhr morgens hatte er mit ein paar Deserteuren in Montreal Verbindung aufgenommen. Die ins Exil gegangenen Moralisten brauchten Geld; ohne Bargeld ließ sich nicht einmal Moral predigen. Ein Intellektueller mit fettigen Haaren in einer GI-Feldjacke brachte ihn in ein Apartment, das nach Hasch roch, und verschaffte ihm binnen einer Stunde für 10.000 Dollar einen Paß.

Adrian war so weit abgeschlagen, daß er ihn nie einholen würde.

...Adrian konnte er aus seinen Überlegungen entlassen. Wenn Dakakos einen von ihnen aufhalten wollte, dann wollte er ganz offensichtlich beide aufhalten. Der Grieche war dem Soldaten nicht gewachsen; dem Anwalt war er mehr als gewachsen. Und wenn Dakakos Adrian nicht aufhielt, dann würde schon das Fehlen des Passes genügen, um ihn zumindest zu bremsen. Sein Bruder war aus dem Rennen, überhaupt kein Gegner mehr.

Das Flugzeug setzte auf. Andrew löste den Sicherheitsgurt. Er würde das Flugzeug als einer der ersten verlassen. Er hatte es eilig, an ein Telefon zu kommen.

Die Menschen drängten sich dicht auf der Via Veneto, und die Tische unter den Markisen des Cafe de Paris waren fast alle besetzt. Der Bankier hatte sich einen der Tische in der Nähe der Küchentür besorgt, wo sich der ganze Verkehr konzentrierte. Er war ein hagerer, makellos gekleideter Mann in mittleren Jahren, und er war vorsichtig. Kein Lauscher konnte hören, was an dem Tisch gesprochen wurde.

Ihre Begrüßung war beiläufig. Offensichtlich drängte es den Bankier, das Treffen so schnell wie möglich zu beenden.

»Ich werde Sie nicht fragen, weshalb Sie in Rom sind, ohne Adresse, in Zivil.« Der Italiener sprach schnell und mit monotoner Stimme, ohne irgendein Wort zu betonen. »Ich bin auf Ihren Wunsch eingegangen, keine Nachforschungen anzustellen. Das war nicht notwendig. Sie sind ein Gejagter.«

»Woher wissen Sie das?«

Der schlanke Italiener spannte seine dünnen Lippen zu einem leichten Lächeln. »Sie haben es mir gerade gesagt.«

»Ich warne Sie...«

»Ach, hören Sie auf! Da kommt unangekündigt ein Mann aus Amerika und sagt, er wolle sich nur in einer Menschenmenge mit mir treffen. Das genügt schon, um mich nach Malta zu treiben, bloß um Sie nicht zu treffen. Außerdem steht es Ihnen ins Gesicht geschrieben. Sie sind unsicher.«

Der Bankier hatte im wesentlichen recht. Er fühlte sich nicht wohl. Er würde sich besser anpassen müssen, sich entspannen. »Sie sind schlau, aber das wußten wir ja schon in Saigon.«

»Ich habe Sie in meinem ganzen Leben noch nie gesehen«, erwiderte der Italiener und winkte einen Kellner heran. »Due Campari, per favore.«

»Ich mag Campari nicht...«

»Dann lassen Sie es bleiben. Zwei Italiener, die an der Via Veneto Campari bestellen, fallen nicht auf. Und genau das ist meine Absicht. Was wollen Sie mit mir besprechen?«

»Einen Mann namens Dakakos. Einen Griechen.«

Der Bankier hob die Brauen. »Wenn Sie mit Dakakos Theo Dakakos meinen, dann ist er tatsächlich Grieche.«

»Sie kennen ihn?«

»Wer in der Finanzwelt würde ihn nicht kennen. Haben Sie Geschäfte mit Dakakos?«

»Vielleicht. Er ist Reeder, nicht wahr?«

»Unter anderem. Außerdem ist er recht jung und sehr mächtig. Selbst die Obristen in Athen überlegen es sich zweimal, ehe sie Edikte erlassen, die ihm unangenehm sein könnten. Seine älteren Konkurrenten beobachten ihn mit Argwohn. Was ihm an Erfahrung fehlt, gleicht er durch Energie aus. Er ist wie ein Stier.«

»Wie steht er politisch?«

Wieder hoben sich die Brauen des Italieners. »Dort, wo er Profite machen kann.«

»Welche Interessen hat er in Südostasien? Für wen arbeitet er in Saigon?«

»Er arbeitet für niemanden.« Der Kellner kam mit den Getränken zurück. »Er liefert über Mittelsleute an den AID in Vientiane, in das nördliche Laos und nach Kambodscha. Wie Sie wissen, hat dort die Abwehr überall die Hand im Spiel. Soweit mir bekannt ist, hat er sich inzwischen dort zurückgezogen.«

Das war es, dachte Fontine und schob das Glas Campari von sich. Das Eye Corps hatte die Korruption im AID ausfindig gemacht, und Dakakos hatte sie dabei bespitzelt. »Er hat sich große Mühe gegeben, sich dort einzumischen und das zu stören.«

»Ist ihm das gelungen? Ja, ich sehe, daß es ihm gelungen ist. Anaxas der Jüngere erreicht gewöhnlich, was er will. In der Beziehung ist er pervers und vorhersehbar.« Der Italiener hob sein Glas mit zwei Fingern.

»Wie war der Name?«

»Anaxas. Anaxas der Jüngere, Sohn von Anaxas dem Starken. Klingt thebanisch, nicht wahr? Die Griechen haben immer ihre Vorfahren auf der Zunge, und wenn sie noch so unbedeutend sind. Recht anmaßend, finde ich.«

»Benutzt er den Namen oft?«

»Für sich selbst nicht. Seine Jacht nennt sich Anaxas. Einige Flugzeuge heißen Anaxas One, Two, Three. Dann hat er den Namen in ein paar Firmentitel eingebaut. Das ist bei ihm eine Sucht. Theodore Anaxas Dakakos. Der erste Sohn einer armen Familie, den irgendein religiöser Orden im Norden aufgezogen hat. Die Umstände sind ziemlich verschwommen. Er mag es nicht, wenn man so neugierig ist.« Der Italiener leerte sein Glas.

»Das ist interessant.«

»Habe ich Ihnen etwas gesagt, das Sie noch nicht wußten?«

»Vielleicht«, sagte Fontine beiläufig. »Es ist nicht wichtig.«

»Womit Sie meinen, daß es doch wichtig ist.« Der Italiener lächelte sein dünnes, blutloses Lächeln. »Dakakos ist in Italien, wissen Sie.«

Fontine verbarg seine Überraschung. »Wirklich?«

»Sie haben also Geschäfte mit ihm. Noch etwas?«

»Nein.«

Der Bankier erhob sich und tauchte in der Menschenmenge unter.

Andrew blieb am Tisch sitzen. Dakakos war also in Italien. Andrew fragte sich, wann sie sich begegnen würden. Er wollte diese Begegnung, wollte sie fast so sehr, wie er die Kassette aus Saloniki finden wollte.

Er wollte Theodore Anaxas Dakakos töten. Der Mann, der das Eye Corps vernichtet hatte, verdiente es nicht, am Leben zu bleiben.

Andrew stand auf. Er spürte das Bündel Papiere in der Jacketasche. Die Erinnerungen seines Vaters. Das, was vor einem halben Jahrhundert gewesen war.

## 26

Adrian wechselte den weichen Lederkoffer von der rechten in die linke Hand und blieb etwas hinter dem Passagierstrom in dem breiten Korridor des Londoner Heathrow-Flughafens zurück. Er wollte nicht unter den ersten sein, die durch die Paßkontrolle gingen. Er wollte der mittleren Gruppe angehören, vielleicht sogar dem letzten Teil. So würde er mehr Zeit haben, sich umzusehen und dabei weniger auffallen. Er fragte sich, wer unter den Dutzenden von Menschen im Terminal ihn jetzt beobachtete.

Colonel Tarkington war kein Narr. Er würde binnen Minuten, nachdem er den Antrag gestellt hatte, wissen, daß ein gewisser Adrian Fontine im Büro der Paßbehörde im Rockefeller Center auf einen Ersatzpaß wartete. Es war durchaus möglich, daß ein Agent des Inspector General ihn bereits entdeckt hatte, ehe er auch nur das Gebäude verlassen hatte. Wenn nicht, so war das nur eine Frage der Zeit, das wußte er. Und weil er dessen sicher war, war Adrian nach London, nicht nach Rom geflogen.

Morgen würde die Jagd beginnen, ein Amateur gegen Profis. Sein erstes Ziel war es unterzutauchen, aber er wußte nicht genau, wie er es anstellen sollte. Einerseits schien es einfach: ein einzelner Mensch unter Millionen; was konnte daran schwierig sein? Dann überlegte er weiter: Es galt, Staatsgrenzen zu passieren - das bedeutete, daß man sich identifizieren mußte; man mußte schlafen und essen - das

bedeutete Unterkunft und Einkäufe, Orte, die man beobachten, vor ihm warnen konnte.

Es war durchaus nicht einfach; nicht, wenn der einzelne Mensch, um den es ging, keine Erfahrung hatte. Er besaß keine Kontakte in der Unterwelt; er würde nicht wissen, wie er sich verhalten sollte, falls er solchen Leuten begegnete. Er zweifelte daran, daß er sich jemandem würde nähern können und sagen ›Ich bezahle für einen falschen Paß‹... oder ›Bringen Sie mich auf illegalem Weg nach Italien‹... ja nicht einmal ›Ich werde Ihnen meinen Namen nicht sagen, aber ich bezahle für bestimmte Dienste.‹ Solche Kühnheit hatte ihren Platz in Romanen. Normale Männer und Frauen taten solche Dinge nicht; man würde über ihre Ungeschicklichkeit lachen. Aber Profis - die Art von Menschen, mit denen er es zu tun hatte - waren nicht normal. Sie taten solche Dinge mit großer Leichtigkeit.

Er sah die Schlangen vor den Paßschaltern. Insgesamt waren es sechs. Er wählte die längste. Aber während er sich ihr anschloß, erkannte er, daß die Entscheidung amateurhaft gewesen war. Er hatte zwar mehr Zeit gehabt, sich umzusehen, aber umgekehrt hatten das auch andere.

»Beruf, Sir?« fragte der Einwanderungsbeamte.

»Rechtsanwalt.«

»Sind Sie beruflich hier?«

»Sozusagen. Aber auch zu meinem Vergnügen.«

»Wie lange werden Sie bleiben?«

»Weiß ich nicht genau. Nicht länger als eine Woche.«

»Werden Sie in einem Hotel wohnen?«

»Ich habe nichts bestellt. Wahrscheinlich im Savoy.«

Der Beamte blickte auf. Es war schwer zu sagen, ob er beeindruckt war oder ob ihm Adrians Ton mißfiel. Oder ob vielleicht der Name Fontine, A., auf einer verborgenen Liste irgendwo in der Schublade seines Pults stand und er das Gesicht sehen wollte.

Jedenfalls lächelte er mechanisch, drückte seinen Stempel in den neu ausgegebenen Paß und reichte ihn Adrian. »Ich wünsche einen angenehmen Aufenthalt in Großbritannien, Mr. Fontine.«

»Danke.«

Das Savoy hatte ein Zimmer über dem Innenhof für ihn und erbot sich, ihn in eine Suite an der Themseseite zu verlegen, sobald eine frei wurde. Er nahm das Angebot an und sagte, er beabsichtige, einen knappen Monat in England zu bleiben. Er würde unterwegs sein - einen Großteil der Zeit nicht in London -, legte aber während seiner ganzen Anwesenheit auf eine Suite Wert.

Was ihn selbst erstaunte, war die Leichtigkeit, mit der ihm die Lügen über die Lippen kamen. Alles floß ganz leicht, fast geschäftsmäßig. Es war kein wichtiges Manöver, aber die Tatsache, daß er es so gut schaffte, vermittelte ihm ein Gefühl des Selbstvertrauens. Er hatte einen Vorteil wahrgenommen, als er sich ihm geboten hatte, das war das Wichtigste. Er hatte die Chance entdeckt und gehandelt.

Er saß auf dem Bett, auf dem eine Anzahl Flugpläne ausgebreitet waren. Er fand, was er brauchte. SAS-Flug von Paris nach Stockholm um 10.30 Uhr vormittags. Und ein Air Afrique von Paris nach Rom, 10.15 Uhr vormittags. Der SAS-Flug ging vom Flughafen de Gaulle aus, die Air Afrique von Orly.

Fünfzehn Minuten zwischen den Flügen, Abflug vor der Ankunft, von zwei unterschiedlichen Flughäfen aus. Er fragte sich - jetzt fast akademisch -, ob er imstande wäre, ein Täuschungsmanöver aufzubauen, die Fakten so zu organisieren und die Manipulation vom Anfang bis zum Ende durchzuführen.

Er würde Kleinigkeiten bedenken müssen, Dinge, die Teil der »Fassade« waren - ja, das war das richtige Wort. Teil der List, die in einem überfüllten, hektischen Flughafen die Aufmerksamkeit der richtigen Leute auf sich ziehen würde. Er

nahm sich den Notizblock mit dem Aufdruck des Savoy-Hotels vom Nachttisch und schrieb:

Drei Koffer - ungewöhnlich.

Mantel - auffällig.

Brille

Hut - breitrempig

Kleiner Bart, ankleben.

Der letzte Gegenstand - der Bart - ließ ihn etwas verlegen lächeln, seine eigene Fantasie war ihm peinlich. War er verrückt? Für wen hielt er sich? Was bildete er sich eigentlich ein? Der Bleistift fuhr instinktiv an die linke Seite der Zeile, bereit, das, was er geschrieben hatte, auszustreichen. Dann hielt er inne. Er war nicht verrückt, das war Teil der Kühnheit, an die er sich gewöhnen, Teil des Unnatürlichen, das ihm selbstverständlich werden mußte. Er nahm den Bleistift weg und schrieb ohne zu denken darunter: Andrew.

Wo war er jetzt? Hatte sein Bruder inzwischen Italien erreicht? War er um die halbe Welt gereist, ohne entdeckt zu werden? Würde er ihn in Campo di Fiori erwarten?

Und wenn er ihn erwartete, was würden sie zueinander sagen? Darüber hatte er nicht nachgedacht; er hatte nicht darüber nachdenken wollen. Es erging ihm wie bei einem schwierigen Plädoyer vor einer feindselig gestimmten Jury, er war nicht imstande, sich die Worte zurechtzulegen, sie einzuüben. Er konnte nur die Tatsachen ordnen und im richtigen Augenblick auf sein Denkvermögen vertrauen. Aber was sagte man zu einem Zwillingbruder, der der Killer vom Eye Corps war? Was gab es zu sagen?

... Verliert nie aus den Augen... daß der Inhalt jener Kassette für die zivilisierte Welt so erschütternd ist, wie nichts anderes in der ganzen Geschichte...

Sein Bruder mußte aufgehalten werden. So einfach war das. Er sah auf die Uhr. Es war ein Uhr früh. Er war froh, daß er in den letzten paar Tagen nur wenig Schlaf gehabt hatte. Das

würde ihm jetzt den Schlaf ermöglichen. Er mußte ausruhen. Morgen gab es viel für ihn zu tun.

Er ging auf den Angestellten hinter dem Empfangstresen im Hotel Pont Royale zu und gab ihm den Zimmerschlüssel. Er war seit fünf Jahren nicht mehr im Louvre gewesen. Es wäre geradezu eine Sünde, jetzt nicht hinzugehen, wo er doch so nahe lag. Der Angestellte nickte höflich, aber Adrian sah die verborgene Neugierde in den Augen des Mannes. Das war eine weitere Bestätigung dessen, was Adrian argwöhnte: Man verfolgte ihn, stellte Fragen.

Er trat in das helle Licht der Rue de Bac hinaus. Er nickte, lächelte dem Türsteher zu und schüttelte den Kopf, als dieser sich erbot, ihm ein Taxi zurufen.

»Ich gehe zum Louvre. Ich will zu Fuß gehen, danke.«

Am Bürgersteig zündete er sich eine Zigarette an, drehte sich halb zur Seite, wie um dem Wind auszuweichen und ließ seine Augen zu den großen Fenstern des Hotels wandern. Drinnen konnte er hinter dem Glas, von der Spiegelung der Sonne halb verdeckt, den Angestellten vom Empfang sehen, der mit einem Mann im hellbraunen Mantel sprach. Adrian war nicht sicher, glaubte aber, er hätte denselben Gabardinemantel vor zwei Stunden am Flughafen gesehen.

Er ging in östlicher Richtung die Rue de Bac hinunter, auf die Seine zu und den Pont Royale.

Der Louvre war überfüllt. Touristen mischten sich unter Busladungen von Studenten. Adrian ging die Treppe hinauf, vorbei an der geflügelten Viktoria, dann die Treppe nach rechts hinauf ins zweite Stockwerk und in die Halle mit den Meistern aus dem 19. Jahrhundert. Er schloß sich einer Gruppe deutscher Touristen an. Die Deutschen bewegten sich auf das nächste Gemälde zu, einen Delacroix. Adrian befand sich jetzt mitten in der Gruppe. Etwas geduckt, so daß einer der Deutschen ihm Deckung bot, drehte er sich um und sah in der Ferne das, was er hatte sehen wollen und doch gefürchtet hatte.

Der hellbraune Mantel.

Der Mann war vielleicht fünfzehn Meter entfernt und tat so, als läse er eine Museumsbroschüre, betrachtete dabei einen Ingres, der vor ihm an der Wand hing. Aber er las weder, noch betrachtete er das Bild; seine Augen lösten sich immer wieder von der Broschüre und wanderte zu den deutschen Touristen hinüber. Die Gruppe bog in den nächsten Korridor. Adrian hielt sich dicht an der Wand. Er schob die Besucher vor sich auseinander, entschuldigte sich, bis er an dem Führer vorbei war und sich von der Gruppe gelöst hatte. Er schritt schnell auf der rechten Seite die weite Halle hinunter und bog nach links in einen schwach erleuchteten Raum. Winzige Spotlights leuchteten von der dunklen Decke herunter und bestrahlten ein Dutzend Marmorstatuen. Plötzlich kam ihm in den Sinn, daß, wenn der Mann in dem hellbraunen Gabardinemantel den Raum betrat, es für ihn keinen Ausweg geben würde.

Andererseits, wenn der Mann jetzt hereinkam, gab es für ihn auch keinen Ausweg. Adrian fragte sich, wer von ihnen wohl mehr zu verlieren hätte. Er wußte keine Antwort darauf, und so blieb er im Schatten am anderen Ende des Raums stehen, jenseits der Lichtkegel, und wartete.

Er konnte die Gruppe von Deutschen sehen, die am Eingang vorbeizog. Sekunden später huschte der hellbraune Mantel vorbei. Der Mann rannte - ja, er rannte tatsächlich.

Adrian ging an die Tür, blieb lange genug stehen, um zu sehen, wie die Deutschen nach links in den nächsten Korridor einbogen, bog selbst nach rechts und ging mit schnellen Schritten in Richtung auf das Treppenhaus.

Die Menschenmenge auf der Treppe war jetzt dichter als vorher. Eine ganze Mädchengruppe in Schuluniform schob sich auf die Stufen zu. Hinter den Mädchen war der Mann in dem hellbraunen Gabardinemantel zu sehen, sichtlich verärgert, daß er nicht durchkam, die Treppe nicht erreichen konnte.

Plötzlich war Adrian alles klar. Der Mann hatte ihn aus den Augen verloren und würde am Ausgang warten.

Blieb nur das Offenkundige: Er mußte die Tür vor ihm erreichen.

Adrian hetzte die Stufen hinunter und gab sich dabei redliche Mühe, nicht gehetzt zu wirken; ein Mann, der sich verspätet hatte.

Vor dem Eingangsportal entließ ein Taxi vier Japaner; ein älteres Ehepaar, offensichtlich Engländer, ging über das Pflaster auf das Taxi zu. Er rannte, überholte die beiden und erreichte das Taxi vor ihnen.

»Depechez-vous, s'il vous plait. Tres important.«

Der Fahrer grinste und legte den Gang ein. Adrian drehte sich im Sitz herum und blickte zum Rückfenster hinaus. Auf den Stufen war der Mann im hellbraunen Mantel zu sehen, er wirkte verwirrt und zugleich ärgerlich.

»Orly Airport«, befahl Adrian. »Air Afrique.«

Auch am Flughafen gab es Menschenmengen und Schlangen, aber die Schlange, in der er sich befand, war kurz. Und der hellbraune Mantel war nirgends zu sehen. Niemand schien sich für ihn zu interessieren.

Die junge Negerin in der Uniform der Air Afrique lächelte ihm zu.

»Ich hätte gern ein Ticket nach Rom für Ihren Flug um zehn Uhr fünfzehn morgen früh. Ich heiße Llewellyn. Mit zwei I vorn und zwei hinten und mit y. Erste Klasse bitte, und wenn möglich, würde ich jetzt schon gern den Sitz auswählen. Ich werde es morgen sehr eilig haben, aber halten Sie meine Reservierung. Ich zahle bar.«

Er verließ den Terminal von Orly durch die automatischen Türen und winkte wieder ein Taxi heran.

»Flughafen de Gaulle, SAS, bitte.«

Die Schlange war diesmal länger, die Abfertigung langsamer. Hinter einer Reihe von Plastiksesseln starrte ihn ein Mann an. In Orly hatte ihn niemand so scharf beobachtet.

»Stockholm und zurück«, sagte er arrogant zu dem Uniformierten hinter den Theke. »Sie haben morgen um halb elf einen Flug. Den will ich.«

Der Angestellte blickte von seinen Papieren auf. »Ich will sehen, was wir haben, Sir«, erwiderte er leicht gereizt mit starkem skandinavischen Akzent. »Wann wollen Sie zurückfliegen?«

»Weiß ich noch nicht, lassen Sie es offen. Mich interessiert kein Preisnachlaß. Der Name ist Fontine.«

Fünf Minuten später waren die Tickets ausgestellt und der Preis bezahlt.

»Bitte seien Sie eine Stunde vor dem Abflug hier, Sir«, sagte der Angestellte, den Adrians Ungeduld irritierte.

»Natürlich. Da ist noch ein kleines Problem. Ich habe einige wertvolle, sehr zerbrechliche Gegenstände in meinem Gepäck. Ich würde gern...«

»Wir können für solche Dinge leider keine Verantwortung übernehmen«, unterbrach der Angestellte.

»Reden Sie keinen Blödsinn. Das weiß ich auch. Ich möchte ja nur sicherstellen, daß Sie ›Zerbrechlich‹-Aufkleber in Schwedisch oder Norwegisch oder was zum Teufel sonst haben. Meine Taschen sind ganz leicht zu erkennen...«

Er verließ den Terminal, überzeugt, einen sehr netten jungen Mann verärgert zu haben, der sich bei seinen Kollegen über ihn beklagen würde, und stieg in ein Taxi.

»Hotel Pont Royale. Rue de Bac.«

Adrian sah ihn an einem Tisch in einem kleinen Straßencafé an der Rue Dumont. Es war ein Amerikaner, er trank Weißwein und sah wie ein Student aus, der des Preises wegen stundenlang vor seinem Glas sitzen würde. Sein Alter war kein Problem; er schien ihm groß genug.

Adrian ging auf ihn zu.

»Hello!«

»Hi«, erwiderte der junge Mann.

»Darf ich mich setzen? Ich lade Sie auf einen Drink ein.«

»Ja, warum nicht?«

Adrian setzte sich. »Gehen Sie auf die Sorbonne?«

»Nee. L'École des Beaux Arts. Ich bin ein echter, lebender Maler. Für dreißig Francs zeichne ich Sie. Was meinen Sie?«

»Nein, danke. Aber ich gebe Ihnen eine ganze Menge mehr, wenn Sie etwas anderes für mich tun.«

Der Student musterte ihn argwöhnisch und ein wenig angewidert. »Ich schmuggle nichts, für niemanden. Hauen Sie besser ab. Ich nehme es mit den Gesetzen ernst.«

»Ich auch. Ich bin Anwalt. Anklagevertreter, um es genau zu sagen. Und ich habe auch eine Visitenkarte, um es Ihnen zu beweisen.«

»Das klingt aber gar nicht so.«

»Hören Sie mich an. Was kostet es schon? Fünf Minuten und ein Glas anständigen Wein?«

Um neun Uhr fünfzehn morgens stieg Adrian vor der Glastür von SAS am Charles de Gaulle Terminal aus der Limousine. Er trug einen langen, weitgeschnittenen weißen Tuchmantel und sah aus wie ein Esel, war aber nicht zu übersehen. Als Kopfbedeckung hatte er sich eine dazu passende weiße Baskenmütze ausgewählt, die er sich ins Gesicht gezogen hatte, wodurch er wie John Banymore aussah, nur daß seine Gesichtszüge im Schatten lagen. Darunter eine dunkle Brille, die viel mehr als seine Augen bedeckte. Um den Hals ein blaues Seidentuch, das oben aus dem weißen Mantel quoll.

Der uniformierte Chauffeur huschte aus dem Wagen, eilte zum Kofferraum der Limousine, öffnete ihn und rief einen Träger, der seinen »sehr wichtigen Passagier« unterstützen sollte. Drei große weiße Lederkoffer wurden auf einen Handkarren gestapelt, worauf Adrian sich beklagte, daß sie dabei beschädigt werden könnten.

Er schritt durch die sich elektronisch öffnenden Türen und ging auf den SAS-Counter zu.

»Mir ist scheußlich zumute«, sagte er mit durchdringender Stimme und vermittelte dabei den Eindruck, er sei verkatert, »und ich wäre dankbar, wenn man mir möglichst wenig Schwierigkeiten bereiten würde. Ich möchte, daß mein Gepäck

als letztes verladen wird. Bitte, behalten Sie es bis zum letzten Aufruf hier. Man macht das immer für mich. Der Herr gestern hat mir versichert, es würde keine Schwierigkeiten bereiten.«

Der Angestellte hinter der Theke blickte verwirrt auf. Adrian klatschte seine Tickets vor ihn hin.

»Flugsteig zweiundvierzig, Sir«, sagte der Angestellte angewidert und gab ihm das Ticket zurück. »Sie können um zehn Uhr an Bord gehen.«

»Ich werde dort drüben warten«, erwiderte Adrian und wies auf die Reihe mit Plastiksesseln im SAS-Bereich. »Das mit dem Gepäck war mir ernst. Wo ist die Toilette?«

Um zwanzig Minuten vor zehn kam ein hochgewachsener, schlanker Mann in Khakihose, Cowboystiefeln und einer amerikanischen Militärjacke durch die Tür des Terminals. Er trug einen buschigen Kinnbart und auf dem Kopf einen breiten australischen Buschhut. Er betrat die Herrentoilette.

Um achtzehn Minuten vor zehn erhob sich Adrian aus dem Plastikstuhl und ging quer durch den überfüllten Terminal. Er stieß die Tür mit der Aufschrift »Hommes« auf und trat ein.

In einer Toilettenzelle tauschten sie ungeschickt ihre Kleider.

»Verrückt, Mann. Und Sie schwören, daß in diesem verrückten Mantel nichts ist?«

»Der ist nicht einmal alt genug, um Staub in den Taschen zu haben... Hier sind die Tickets, gehen Sie zu Flugsteig zweiundvierzig. Die Gepäckscheine können Sie wegwerfen, das ist mir egal. Es sei denn, Sie wollen die Koffer; sie waren verdammt teuer. Aber sie sind sauber.«

»Und in Stockholm locht mich keiner ein? Das garantieren Sie?«

»Solange Sie Ihren eigenen Paß benutzen und nicht sagen, Sie wären ich. Ich habe Ihnen meine Tickets gegeben, das ist alles. Sie haben einen Brief von mir, um das zu beweisen. Glauben Sie mir, niemand wird Sie bedrängen. Sie wissen nicht, wo ich bin, und es gibt keinen Haftbefehl, nichts.«

»Sie sind verrückt. Aber Sie haben mir für zwei Jahre das Collegegeld bezahlt und noch einiges extra. Sie sind ein guter Verrückter.«

»Wollen wir hoffen, daß ich gut genug bin. Halten Sie mir den Spiegel.« Adrian drückte sich den Bart gegen das Kinn; er blieb sofort haften. Er studierte, was er sah, und setzte dann zufrieden den Buschhut auf, zog ihn sich seitlich herunter. »Okay, gehen wir. Sie sehen gut aus.«

Um elf Minuten vor zehn schlenderte ein Mann in einem langen weißen Mantel, dazu passendem weißem Hut, blauem Halstuch und dunkler Brille am SAS-Tresen vorbei zum Flugsteig zweiundvierzig.

Dreißig Sekunden später war ein bärtiger junger Mann - offensichtlich Amerikaner - in einer schmutzigen Militärjacke, Khakihosen, Cowboystiefeln und Buschhut aus der Tür der Herrentoilette geschlüpft, war in der Menge scharf nach links abgebogen und eilte auf den Ausgang zu. Draußen rannte er auf ein wartendes Taxi zu, stieg ein und nahm sich den Bart ab.

»Flughafen Orly, bitte.«

»Ich heiße Llewellyn!« rief er dem Angestellten der Air Afrique an dem Pult des Flugsteigs zu. »Tut mir leid, ich habe mich verspätet. Habe ich es noch geschafft?«

Der Neger mit dem freundlichen Gesicht lächelte und erwiderte mit französischem Akzent: »Gerade noch, Monsieur. Wir haben gerade den letzten Aufruf. Haben Sie Handgepäck?«

»Nichts.«

Um dreiundzwanzig Minuten nach zehn rollte der Air-Afrique-Flug nach Rom zur Runway 7. Um zehn Uhr achtundzwanzig schwebte die Maschine in der Luft. Sie hatte sich dreizehn Minuten verspätet.

Der Mann, der sich Llewellyn nannte, saß am Fenster, den Buschhut zu seiner Linken auf dem leeren Erster-Klasse-Sessel. Er spürte, wie das Mastix an seinem Kinn sich langsam verhärtete und rieb sich in einer Art von Staunen darüber.

Er hatte es geschafft. Er war untergetaucht.

Der Mann in dem hellbraunen Mantel ging um zehn Uhr neunundzwanzig an Bord des SAS-Fluges nach Stockholm. Der Abflug hatte sich verzögert. Während er auf das Economy-Abteil zuing, kam er an dem modisch gekleideten Passagier in dem langen weißen Mantel und der dazu passenden weißen Baskenmütze vorbei. Er dachte bei sich, daß der Mann, den er beschattete, ein Idiot war. Für was hielt der sich eigentlich, so herumzulaufen?

Um zehn Uhr fünfzig schwebte die Maschine nach Stockholm in der Luft. Sie hatte sich zwanzig Minuten verspätet, das war nicht ungewöhnlich. Der Mann im Economy-Abteil hatte den Mantel ausgezogen und saß in der vorderen Hälfte der Kabine, schräg hinter seiner Zielperson. Wenn die Vorhänge geöffnet waren - wie es jetzt der Fall war - konnte er die Zielperson deutlich sehen.

Zwölf Minuten nach dem Start schaltete der Pilot das Anschallzeichen ab. Die modisch gekleidete Zielperson in der ersten Klasse erhob sich von ihrem Sitz und zog den langen weißen Mantel und die dazu passende weiße Mütze aus.

Der Mann schräg hinter ihm im Economy-Abteil schoß in seinem Sitz nach vorn. »Scheiße«, murmelte er.

## 27

Andrew spähte mit zusammengekniffenen Augen durch die Windschutzscheibe auf die Tafel, die der gelbliche Lichtkegel seiner Scheinwerfer beleuchtete. Der Morgen dämmerte bereits, aber überall hing noch Nebel.

MILANO 5 KIL.

Er war die ganze Nacht durchgefahren, nachdem er in Rom den schnellsten Wagen gemietet hatte, den er finden konnte. Die nächtliche Fahrt verringerte das Risiko, verfolgt zu werden.

Aber er hatte sowieso nicht damit gerechnet, daß man ihn verfolgen würde. Im Rock Creek Park hatte Greene gesagt, er sei markiert worden. Was der Jude nicht wußte, war, daß das Büro des Inspector General ihn bereits am Flughafen hätte

verhaften können, wenn sie ihn so dringend haben wollten. Das Pentagon wußte genau, wo er war. Ein Telegramm des Secretary of the Army hatte ihn aus Saigon zurückgeholt.

Der Befehl, ihn festzunehmen, war also noch nicht erteilt worden. Daß das binnen Tagen, vielleicht sogar binnen Stunden geschehen würde, war jetzt nicht wichtig; natürlich würde es dazu kommen. Aber er war der Sohn von Victor Fontine. Das Pentagon würde nicht überstürzt einen formellen Haftbefehl ausstellen. Die Army brachte nicht ohne weiteres Anschuldigungen gegen einen Rockefeller oder einen Kennedy oder einen Fontine vor. Das Pentagon würde darauf bestehen, die Eye-Corps-Offiziere zuerst zu vernehmen, um stützendes Beweismaterial in die Hand zu bekommen. Das Pentagon würde nichts dem Zufall oder gar dem Irrtum überlassen.

Was bedeutete, daß er Zeit zur Flucht hatte. Bis die Army soweit war, daß sie handeln konnte, würde er sich bereits in den Bergen befinden und eine Kasette aufspüren, die die Spielregeln in einem Maße ändern würde, wie sie noch nie geändert worden waren.

Andrew trat auf das Gas. Er brauchte Schlaf. Ein Profi wie er wußte, wann der Körper nach Ruhe hungerte, und wenn er noch so aufgeputscht war, wußte, wann die Augen sich ihrer Höhlen bewußt wurden. Er würde sich eine kleine Pension oder einen Landgasthof suchen und den größten Teil des Tages schlafend verbringen. Am späten Nachmittag dann würde er weiterfahren, nach Norden, nach Campo di Fiori, und dort an einer Wand ein Gemälde finden. Den ersten Hinweis auf der Suche nach einer Kasette, die in den Bergen vergraben war.

Er fuhr an den zerbröckelnden Pfeilern des Eingangstors vorbei, ohne die Fahrt zu verlangsamen, und fuhr dann einige Kilometer. Er ließ sich von zwei Wagen überholen, beobachtete die Fahrer; sie zeigten kein Interesse für ihn. Er kehrte um und fuhr ein zweites Mal am Eingangstor vorbei. Man konnte nicht sagen, was drinnen auf ihn wartete, ob es irgendwelche Sicherheitsmaßnahmen gab - Stolperfallen oder Hunde. Er konnte nur eine sich windende, gepflasterte Straße sehen, die im Wald verschwand.

Das Geräusch eines Automobils auf jener Straße würde für sich schon ein Alarm sein. Das durfte er nicht riskieren. Er hatte nicht die Absicht, seine Ankunft in Campo di Fiori anzukündigen. Er verlangsamte die Fahrt, bog in den angrenzenden Wald und fuhr so weit von der Straße herunter, wie das möglich war.

Fünf Minuten später näherte er sich dem Tor. Er sah sich gewohnheitsmäßig nach Drähten oder Fotozellen um (es gab keine), und er passierte das Tor und ging die Straße hinunter, die frühere Generationen durch den Wald geschlagen hatten.

Er hielt sich am Rand, geschützt durch die Bäume und das Unterholz, bis er das Hauptgebäude sehen konnte. Es war so, wie sein Vater es beschrieben hatte, mehr tot als lebendig.

Die Fenster waren dunkel, drinnen brannte kein Licht, dabei hätte welches brennen sollen. Das Haus lag im Schatten. Ein alter Mann, der allein lebte, brauchte Licht; alte Männer vertrauten ihren Augen nicht. War der Priester gestorben?

Plötzlich kam aus dem Nichts das Geräusch einer Stimme, hoch und klagend. Dann Schritte. Sie kamen von der Straße hinter der nördlichen Biegung der Zufahrt. Die Straße, die sein Vater ihm beschrieben hatte und die zu den Stallungen führte. Fontine ließ sich zu Boden fallen, so daß das Gras ihm Deckung bot, und hielt sich ganz still. Er hob den Kopf ein paar Zentimeter, wartete und beobachtete.

Jetzt tauchte der alte Priester auf. Er war mit einer langen schwarzen Kutte bekleidet und trug einen Weidenkorb. Er redete laut, aber Andrew konnte nicht sehen, mit wem er sprach. Auch die Worte konnte er nicht verstehen.

Dann blieb der Mönch stehen, drehte sich um und sprach wieder.

Eine Antwort kam. Sie war schnell, wirkte befehlsgewohnt und war in einer Sprache, die Fontine nicht gleich erkannte. Dann sah er den Begleiter des Mönches und versuchte, ihn einzuschätzen, so wie man einen Gegner einschätzt. Der Mann wirkte hünenhaft, er hatte breite Schultern, die in einer Kamelhaarjacke steckten, zu der er eine gutgeschnittene Hose

trug. Die letzten Strahlen der Sonne beleuchteten beide Männer; nicht gut - sie hatten das Licht im Rücken -, aber ausreichend, um ihre Gesichter erkennen zu können.

Andrew konzentrierte sich auf den jüngeren, kräftig gebauten Mann, der hinter dem Priester ging. Sein Gesicht war breit, die Augen lagen weit auseinander unter hellen Brauen und einer gebräunten Stirn, von der sich das kurzgeschnittene, von der Sonne gebleichte Haar abhob. Er war Mitte der Vierzig, allerhöchstens. Und die Art, wie er ging, war der Gang eines Mannes, der zu überlegen pflegte, imstande, sich schnell zu bewegen, aber nicht daran interessiert, daß ein Beobachter das merkte. Fontine hatte solche Männer befehligt.

Der alte Mönch ging auf die Marmortreppe zu, verlagerte den kleinen Korb auf den linken Arm und hob mit der Rechten die Falten seines Talars. Er trat auf die oberste Stufe und drehte sich wieder zu dem Jüngeren um. Seine Stimme war ruhiger, hatte sich offenbar mit der Anwesenheit des Laien oder seinen Instruktionen oder beidem abgefunden. Er sprach langsam, und Fontine fiel es jetzt nicht schwer, die Sprache zu erkennen. Der Mönch sprach griechisch.

Während er dem Priester zuhörte, gelangte er zu einem weiteren, ebenso offenkundigen Schluß. Der kräftig gebaute Mann war Theodore Anaxas Dakakos. Er ist ein Stier.

Der Priester ging über die breite, mit Marmorplatten belegte Terrasse auf die Türen zu. Dakakos ging die Treppe hinauf und folgte ihm. Beide Männer betraten das Haus.

Fontine lag einige Minuten im Gras. Er mußte nachdenken. Was führte Dakakos nach Campo di Fiori?

Und während sich die Fragen formten, drängte sich auch schon die einzige Antwort auf. Dakakos, der Einzelgänger, war die unsichtbare Macht hier. Das Gespräch, das er gerade mitangehört hatte, war kein Gespräch zwischen Fremden.

Es galt jetzt festzustellen, ob Dakakos allein nach Campo di Fiori gekommen war. Oder hatte er sich Schutz mitgebracht, seine eigenen Truppen sozusagen? Es gab niemanden im

Haus, keine Lichter in den Fenstern, keine Geräusche, die von innen herausdrangen. Blieben die Ställe.

Andrew kroch im feuchten Gras rückwärts, bis das Unterholz ihn mit Sicherheit davor schützte, vom Haus aus gesehen zu werden. Hinter einem Busch richtete er sich auf und zog einen kleinen Beretta-Revolver aus der Tasche. Er kletterte die Böschung hinauf und schätzte ab, wie die Straße zu den Stallungen über den kleinen Hügel verlaufen mochte. Wenn Dakakos' Männer in den Stallungen waren, würde es leicht sein, sie zu eliminieren. Ohne Schüsse, das war wesentlich. Die Waffe war nur ein Werkzeug. Männer brachen unter der Drohung zusammen, die sie darstellte.

Fontine duckte sich und arbeitete sich über den Hügel auf die Straße zu den Ställen zu. Die frühe Abendbrise beugte die Grashalme und die Zweige der Bäume. Der Berufssoldat fiel instinktiv in den Rhythmus ihrer Bewegung. Die Dächer der Stallungen tauchten auf, und er ging lautlos die Böschung hinunter, auf die Straße zu.

Vor der Stalltür stand ein langer, stahlgrauer Maserati, dessen Reifen mit Schlamm verkrustet waren. Es gab keine Stimmen, keine Lebenszeichen. Nur das leise Rauschen des Waldes war zu hören. Andrew ließ sich auf die Knie nieder, hob eine Handvoll Steine auf und warf sie die zwanzig Meter über die Straße, traf die Stallfenster.

Niemand kam heraus. Fontine warf ein zweites Mal, sammelte diesmal mehr Steine. Das Klappern war lauter; es war unmöglich, daß man es nicht hörte.

Nichts. Niemand.

Vorsichtig trat Andrew auf die Straße und ging auf den Wagen zu. Er blieb stehen, ehe er ihn erreichte. Die Straßenfläche war hart, aber von dem Regen, der vorher gefallen war, noch ein wenig feucht.

Der Maserati stand so, daß seine Kühlerhaube nach Norden wies. Es gab keine Fußspuren auf der Beifahrerseite des Wagens. Er ging um das Automobil herum. Auf der Fahrerseite

waren deutlich Fußabdrücke zu sehen: die Spuren eines Mannes. Dakakos war allein gekommen.

Es galt jetzt, keine Zeit zu vergeuden. Ein Bild mußte von einer Wand genommen werden und die Reise nach Champoluc mußte beginnen. Außerdem lag eine feine Ironie in der Tatsache, daß er Dakakos in Campo di Fiori fand. Das Leben des Informanten würde enden, wo seine Sucht begonnen hatte. So viel schuldete er dem Eye Corps.

Er konnte jetzt im Inneren des Hauses Lichter sehen, aber nur in den Fenstern links vom Haupteingang. Andrew drückte sich an die Wand und duckte sich unter den Fenstersimsen durch, bis er neben dem Fenster stand, wo das Licht am hellsten war. Er schob sein Gesicht vorsichtig an den Fensterrahmen und sah hinein.

Der Raum war riesig. Es gab Sessel und Sofas und einen Kamin. Zwei Lampen brannten; eine neben der Couch, die zweite näher, rechts von einem Armsessel. Dakakos stand am Kaminsims und gestikulierte in abgezirkelten Bewegungen. Der Priester saß auf dem Sessel und wandte Fontine den Rücken zu, so daß er kaum zu sehen war. Ihr Gespräch war leise, man konnte nicht hören, was sie sagten. Es war unmöglich festzustellen, ob der Grieche eine Waffe hatte; aber er mußte davon ausgehen.

Andrew löste einen Ziegelstein aus der Umfriedung und kehrte zum Fenster zurück. Jetzt richtete er sich auf, die Beretta in der rechten Hand, den Ziegel in der linken. Dakakos ging auf den Priester zu. Der Grieche redete auf den Mann ein oder erklärte, jedenfalls konzentrierte er sich völlig. Das war der Augenblick.

Fontine hielt sich die Hand mit der Waffe schützend über die Augen, streckte den linken Arm nach hinten und riß ihn dann nach vorn, schleuderte den Ziegelstein mitten ins Fenster, so daß Glas und Holz zersplitterten. Gleich danach fegte er das übrigbleibende, störende Glas mit der Beretta weg, stieß die Waffe durch den leeren Rahmen und schrie, so laut er konnte: »Wenn Sie sich einen Zoll bewegen, sind Sie tot!«

Dakakos erstarrte. »Sie?« flüsterte er. »Man hat sie doch erledigt!«

Der Kopf des Griechen sank nach vorn, die Furche, die ihm der Revolverlauf ins Gesicht gerissen hatte, war tief und häßlich, blutete heftig. Es gibt nichts, was diesem Mann so zusteht wie ein schmerzvoller Tod, dachte Fontine.

»Im Namen Gottes, seien Sie doch barmherzig!« schrie der Priester von dem Sessel gegenüber, wo er gefesselt und hilflos saß.

»Mund halten!« brüllte der Soldat, ohne den Blick von Dakakos zu wenden. »Warum haben Sie das getan? Warum sind Sie hier?«

Der Grieche starrte ihn an, sein Atem ging ruckartig, seine Augen waren angeschwollen.

»Die haben gesagt, sie hätten Sie erledigt, sie hätten alles, was sie brauchten.« Er war kaum zu hören, sprach ebenso zu sich selbst wie zu dem Mann, der über ihm stand.

»Dann haben die einen Fehler gemacht«, sagte Andrew. »Die haben ihre Signale durcheinander bekommen. Sie haben ja wahrscheinlich nicht erwartet, daß die Ihnen eine Entschuldigung kabeln, oder? Was haben die Ihnen denn gesagt? Daß sie mich mitnehmen?«

Dakakos blieb stumm, blinzelte, weil ihm das Blut aus seinen Stirnwunden in die Augen rann. Fontine konnte die Befehlshaber im Pentagon hören. Nie etwas zugeben. Niemals etwas erklären. Sie müssen das Ziel einnehmen, der Rest macht keine Mühe.

»Vergessen Sie es«, sagte er leise und eisig zu Dakakos. »Sagen Sie mir einfach, weshalb Sie hier sind.«

Die Augen des Griechen sprühten trotz der Schmerzen vor Haß. Seine Lippen bewegten sich. »Sie sind Abschaum. Und wir werden Sie aufhalten!«

»Wer ist ›wir‹?«

Dakakos bog den Hals zurück, stieß ihn dann nach vorn und spuckte dem Soldaten ins Gesicht. Fontine schmettete dem

Griechen den Lauf seines Revolvers gegen das Kinn. Sein Kopf sackte nach vorn.

»Aufhören!« schrie der Mönch. »Ich will es Ihnen sagen. Es gibt einen Priester namens Land. Dakakos und Land arbeiten zusammen.«

»Wer?« Fontine drehte sich ruckartig zu dem Mönch herum.

»Mehr weiß ich nicht. Der Name! Die sind seit Jahren in Verbindung.«

»Wer ist das? Was ist er?«

»Ich weiß es nicht. Dakakos sagt es nicht.«

»Wartet er auf ihn? Kommt dieser Priester hierher?«

Der Ausdruck des Mönches veränderte sich plötzlich. Seine Lider zuckten, seine Lippen zitterten.

Andrew begriff. Dakakos erwartete jemanden, aber nicht einen Priester namens Land. Fontine hob den Lauf des Revolvers und schob ihn dem Griechen, der nur noch halb bei Bewußtsein war, in den Mund. »Also gut, Father, Sie haben zwei Sekunden Zeit, mir zu sagen, wer es ist. Auf wen wartet dieser Schweinehund?«

»Den anderen...«

»Den anderen was?«

Der alte Mönch starrte ihn an. Fontine spürte, wie sich in seinem Magen etwas zusammenkrampfte. Er zog den Revolver zurück.

Adrian.

Adrian war nach Campo di Fiori unterwegs. Sein Bruder hatte Amerika verlassen und an Dakakos verkauft.

Das Gemälde! Er mußte sicherstellen, daß das Bild da war. Er drehte sich um, suchte die Tür...

Als der Schlag kam, lähmte er ihn. Dakakos hatte die Lampenschnur abgerissen, die seine Handgelenke zusammenband, und stürzte sich nach vorn. Seine Faust bohrte sich Andrew in die Nieren, die andere Hand umfaßte den

Lauf der Beretta, und er verdrehte Fontine den Arm, bis er glaubte, sein Ellbogen müßte abbrechen.

Andrew konterte, indem er sich zur Seite fallen ließ, mit Dakakos' Sprung mitging. Der Grieche sprang auf ihn, schmetterte ihn nieder, wie ein elefantenhafter Hammer. Er drückte Fontines Knöchel gegen den Boden, bis die Waffe sich entlud und die Kugel sich in den hölzernen Türstock bohrte. Andrew stieß mit dem Knie nach oben, trieb es Dakakos in den Unterleib, bis der den Rücken krümmte und das Gesicht zu einer Grimasse verzerrte.

Wieder rollte sich Fontine zur Seite, befreite seine linke Hand und krallte sie in das Gesicht über sich. Aber Dakakos wich nicht zurück, ließ nicht locker. Er schmetterte Andrew seinen Unterarm gegen die Kehle.

Andrew schlug Dakakos die Zähne in den Arm. Der Grieche riß den Arm hoch, die Hand - und das war der Platz, den Fontine brauchte. Wieder schmetterte er Dakakos das Knie in den Unterleib und schob sich mit dem ganzen Körper unter den Hünen - dabei trieb er ihm die linke Hand in die Achselhöhle und drückte mit aller Kraft, derer er fähig war, gegen den Nerv.

Der Grieche stemmte sich gequält rechts hoch. Andrew wälzte sich nach links, stieß den schweren Körper von sich, riß seinen Arm frei.

Mit der Geschwindigkeit, die in hundert Feuergefechten entstanden war, kauerte Fontine bereits auf seinen Schenkeln, hatte die Beretta wieder in der Hand, und die Kugeln bohrten sich in die frei daliegende Brust des Informanten, der dem Ziel so nahe gekommen war, ihn zu töten.

Dakakos war tot. Anaxas war nicht mehr.

Andrew erhob sich unsicher, über und über mit Blut bedeckt, sein ganzer Körper schmerzte. Er sah den Xenope-Priester auf dem Sessel an. Die Augen des alten Mannes waren geschlossen, seine Lippen bewegten sich in stummem Gebet.

In der Beretta steckte noch eine Kugel. Andrew hob die Waffe und feuerte.

Verblüfft nahm Adrian das Telegramm entgegen, das ihm der Empfangschef hinhielt. Er ging zum Hoteleingang, blieb stehen und öffnete es.

*Mr. Adrian Fontine*

*Excelsior Hotel*

*Rome, Italy*

*Mein lieber Fontine,*

*es ist dringend notwendig, daß wir uns besprechen, Sie dürfen nicht allein handeln. Sie müssen mir vertrauen. Sie haben von mir nichts zu befürchten. Ich verstehe Ihre Ängste, und demzufolge wird es keine Mittelsleute geben, keiner von meinen Leuten wird Sie aufhalten. Ich werde allein auf Sie warten, und allein können wir unsere Entscheidungen treffen. Überprüfen Sie Ihre Quelle.*

*Theo Dakakos*

Dakakos hatte ihn aufgespürt. Der Grieche rechnete damit, ihm zu begegnen. Aber wo? Wie?

Adrian wußte, daß er mit dem Passieren der Einwanderungsbehörde in Rom keine Möglichkeit mehr hatte, diejenigen, die ihn suchten, darüber im unklaren zu lassen, daß er nach Italien gekommen war. Das war der Grund für den nächsten Schritt in seiner Strategie. Aber daß Dakakos offen mit ihm Kontakt suchte, schien ihm ungewöhnlich. Es war, als rechnete Dakakos damit, daß sie zusammenarbeiteten. Und doch war es Dakakos, der Andrew verfolgt, sich gnadenlos und geschickt auf die Spur seines Bruders geheftet und die Verschwörung des Eye Corps in einer Art und Weise aufgedeckt hatte, wie es weder der Inspector General noch das Justizministerium mit vereinten Kräften zuwege gebracht hatten.

Die Söhne Victor Fontines - die Enkel von Savarone Fontini-Cristi - waren hinter der Kasette her. Warum würde Dakakos den einen aufhalten und nicht den anderen? Die Antwort mußte sein, daß er genau das zu tun versuchte. Eine Möhre, die man

dem Esel vor die Nase hielt; Angebote, die auf Sicherheit und Vertrauen hinausliefen und die, übersetzte man sie, Kontrolle, Einengung bedeuteten.

...Ich werde allein auf Sie warten, und allein können wir unsere Entscheidungen treffen. Überprüfen Sie Ihre Quelle...

War Dakakos nach Campo di Fiori unterwegs? Wie war das möglich? Und was war die Quelle? Ein Colonel namens Tarkington aus dem Büro des Inspector General, mit dem Dakakos Verbindungen aufgebaut hatte, das Eye Corps in die Falle zu locken? Welche andere Quelle hatten er und Dakakos gemeinsam?

»Signor Fontine?« Das war der Direktor des Excelsior. Die Tür zu seinem Büro stand hinter ihm offen.

»Ja?«

»Ich habe es natürlich zuerst in Ihrem Zimmer versucht. Sie waren nicht da.« Der Mann lächelte nervös.

»Richtig.« Adrian nickte. »Ich bin hier. Was ist?«

»Unseren Gästen gilt stets unsere erste Sorge.« Wieder lächelte der Italiener. Es war zum Verrücktwerden.

»Bitte. Ich habe es eilig.«

»Vor ein paar Augenblicken kam ein Anruf von der amerikanischen Botschaft. Sie sagen, sie würden sämtliche Hotels in Rom anrufen. Man sucht Sie.«

»Was haben Sie gesagt?«

»Unseren Gästen gilt...«

»Was haben Sie gesagt?«

»Daß Sie schon abgereist sind. Sie haben ja auch Ihre Rechnung schon beglichen, aber wenn Sie mein Telefon benutzen wollen...«

»Nein, danke«, sagte Adrian und wandte sich zum Gehen. Dann blieb er stehen und drehte sich noch einmal zu dem Mann um. »Rufen Sie die Botschaft an. Sagen Sie ihnen, wohin ich fahre. Der Empfang weiß es.«

Das war der zweite Teil seiner Strategie in Rom, und als er sie plante, wurde ihm klar, daß es sich nur um eine Erweiterung dessen handelte, was er in Paris getan hatte. Ehe der Tag um war, würden die Profis, die ihn verfolgten, genau wissen, wo er war. Computer und Grenzkontrollen und die internationale Zusammenarbeit sorgten dafür, daß Informationen schnell durchsickerten. Er mußte sie alle glauben machen, daß er zu einem Ort reiste, der gar nicht sein Ziel war.

Rom eignete sich am besten für den Anfang. Wäre er nach Mailand geflogen, dann würden die Leute des Inspector General in ihren Akten graben; Campo di Fiori würde herauskommen. Das durfte er nicht zulassen.

Er hatte den Empfang des Excelsior gebeten, ihm eine Route für eine Fahrt in den Süden zusammenzustellen. Nach Neapel, Salerno und Policastro, dann über Straßen, die in östlicher Richtung durch Kalabrien zur Adria führten. Er hatte sich am Flughafen einen Wagen gemietet.

Jetzt hatte sich Theodore Dakakos der Jagd angeschlossen. Dakakos, dessen Informationsstellen schneller funktionierten als die der Militärischen Abwehr der Vereinigten Staaten. Und die auch viel gefährlicher waren. Adrian wußte, was die Militärbehörden der Vereinigten Staaten wollten: den Mann, der für das Eye Corps gemordet hatte. Aber Dakakos wollte die Kassette von Konstantin. Das war ein größerer Preis.

Adrian fuhr durch den zum Wahnsinn treibenden Verkehr Roms zum Leonardo-da-Vinci-Flughafen. Er gab den Mietwagen zurück und kaufte sich ein Flugticket nach Mailand. Er reihte sich in die Schlange am Abflugschalter ein, den Kopf gesenkt, die Schultern nach vorn gebeugt, suchte die schützende Deckung der Menge. Während er weitergedrängt wurde, kamen ihm - aus Gründen, die ihm nicht klar waren - die Worte eines außergewöhnlichen Anwalts in den Sinn.

Sie können mit dem Rudel laufen, in der Mitte des Rudels, aber wenn Sie etwas tun wollen, dann sehen Sie zu, daß Sie nach außen kommen und sich lösen. Darrow!

In Mailand würde er seinen Vater anrufen. Er würde in bezug auf Andrew lügen. Er würde irgend etwas erfinden, er hatte jetzt keine Zeit, darüber nachzudenken. Aber er mußte mehr über Theodore Dakakos wissen. Dakakos rückte näher.

Er saß auf seinem Bett im Hotel di Piemonte in Mailand, so wie er auf dem Bett im Savoy in London gesessen war, und starrte Papiere an, die vor ihm lagen. Diesmal waren es keine Flugpläne, es waren die fotokopierten Blätter der Erinnerungen seines Vaters. Er las sie aufs neue, nicht weil er neue Informationen suchte - er kannte den Inhalt -, sondern weil er durch das Lesen den Augenblick hinausschieben konnte, in dem er zum Telefon greifen würde. Er fragte sich, wie gründlich sein Bruder wohl diese Seiten studiert hatte, mit all ihren abschweifenden Beschreibungen, und den zögernden, häufig obskuren Reflexionen. Andrew brütete wahrscheinlich mit der Gründlichkeit eines Soldaten darüber. Da standen Namen. Goldoni, Capomonti, Lefrac. Männer, an die man herantreten mußte.

Adrian wußte, daß er das, was geschehen mußte, nicht weiter hinausschieben durfte. Er faltete die Papiere zusammen, steckte sie in die Jacketasche und griff nach dem Telefon.

Zehn Minuten später rief ihn die Vermittlung zurück; das Telefon in dem Haus in North Shore, sechstausend Kilometer entfernt, klingelte. Seine Mutter meldete sich, und als sie die Worte aussprach, tat sie das ganz einfach, ohne den äußeren Schein des Leids, denn Worte waren äußerlich und das Leid etwas, was nur ihr gehörte.

»Dein Vater ist letzte Nacht gestorben.«

Ein paar Augenblicke sagten beide nichts. Das Schweigen vermittelte ein Gefühl der Liebe. So als berührten sie einander.

»Ich komme sofort nach Hause«, sagte er.

»Nein, tu das nicht. Er würde das nicht wollen. Du weißt, was du zu tun hast.«

Wieder Schweigen.

»Ja«, sagte er am Ende.

»Adrian?«

»Ja?«

»Ich muß dir zwei Dinge sagen, aber ich möchte nicht, daß du darüber sprichst. Kannst du das verstehen?«

Adrian machte eine Pause, ehe er sagte: »Ich glaube schon.«

»Ein Offizier der Army hat uns aufgesucht. Ein Colonel Tarkington. Er war so freundlich, nur mit mir zu sprechen. Ich weiß über Andrew Bescheid.«

»Es tut mir leid.«

»Bring ihn zurück. Er braucht Hilfe. Alle Hilfe, die wir ihm geben können.«

»Ich will es versuchen.«

»Es ist so leicht, wenn man zurückblickt und sagt: ›Ja, jetzt sehe ich es. Jetzt ist es mir klar.‹ Er sah immer die Resultate der Stärke; ihre Komplikationen verstand er nie, das Mitgefühl, das für Stärke wesentlich ist, glaube ich.«

»Wir wollen nicht darüber sprechen«, erinnerte sie der Sohn.

»Ja, ich will es nicht besprechen - o Gott, ich habe solche Angst!«

»Bitte, Mutter.«

Jane atmete tief, man hörte es über die Leitung. »Da ist noch etwas. Dakakos war hier. Er hat mit deinem Vater gesprochen. Mit uns beiden zusammen. Du mußt ihm vertrauen. Dein Vater wünschte es; er war davon überzeugt. Das bin ich auch.«

...Überprüfen Sie Ihre Quelle...

»Er hat mir ein Telegramm geschickt. Er sagt, er würde auf mich warten.«

»In Campo di Fiori«, schloß Jane für ihn.

»Was hat er über Andrew gesagt?«

»Daß dein Bruder sich seiner Meinung nach verspäten könnte. Er ging nicht näher darauf ein, er sprach nur über dich. Er hat deinen Namen wiederholt gebraucht.«

»Bist du auch ganz sicher, daß ich nicht nach Hause kommen soll?«

»Nein. Es gibt hier nichts, was du tun kannst. Er würde es nicht wollen.« Sie hielt einen Augenblick lang inne. »Adrian, sag deinem Bruder, daß sein Vater es nie erfahren hat. Er starb in dem Glauben, daß seine Gemini die Männer seien, die er in ihnen sah.«

»Ich werde es ihm sagen. Ich rufe bald wieder an.«

Sie verabschiedeten sich leise.

Sein Vater war tot. Die Quelle war dahin, und die Leere, die sie hinterließ, war schrecklich. Er saß am Telefon, merkte, daß ihm der Schweiß auf die Stirn getreten war, obwohl das Zimmer kühl war. Er erhob sich vom Bett. Es gab vieles zu tun, und er mußte sich beeilen. Dakakos war nach Campo di Fiori unterwegs. Ebenso der Killer vom Eye Corps, und Dakakos wußte das nicht.

So setzte er sich an den Schreibtisch und begann zu schreiben. Ebensogut hätte er in seinem Apartment in Boston sitzen und sich in Vorbereitung für das Kreuzverhör am nächsten Tag ein paar Notizen machen können.

Aber in diesem Fall ging es nicht um den nächsten Tag. Es ging um den bevorstehenden Abend. Und es kamen ihm nur wenige Dinge in den Sinn.

Er bremste an der Straßengabelung, griff nach der Karte und hielt sie so, daß die Armaturenbeleuchtung darauffiel. Die Gabelung war auf der Karte angegeben. Bis zu dem Städtchen Laveno gab es keine anderen Straßen. Sein Vater hatte gesagt, daß links große steinerne Torpfeiler stehen würden, der Eingang nach Campo di Fiori.

Er fuhr wieder an, mühte sich in der finsternen Wand des Waldes zu seiner Linken, eine steinerne Struktur zu erkennen. Nach vier Kilometern fand er sie. Er hielt gegenüber der riesigen, zerbröckelnden Steinsäulen an und leuchtete mit der Taschenlampe zum Fenster hinaus.

Da war die sich windende Straße hinter den Säulen, so wie sein Vater sie beschrieben hatte. Sie bog scharf ab und verschwand im Wald.

Er lenkte den Wagen nach links und fuhr durchs Tor. Sein Mund fühlte sich plötzlich trocken an, sein Herzschlag beschleunigte sich und hallte in seiner Kehle. Die Angst vor dem unmittelbar Unbekannten war es, die ihn gepackt hielt. Er wollte ihr schnell entgegentreten, ehe die Angst die Macht über ihn gewann. Er fuhr schneller.

Nirgends war ein Licht zu sehen.

Das riesige weiße Haus stand in gespenstischem Schweigen da, todesähnlicher Glanz in der Finsternis. Adrian parkte den Wagen links von der kreisförmigen Zufahrt, gegenüber den Marmortreppen, schaltete den Motor ab und dann, zögernd, die Scheinwerfer.

Er stieg aus, nahm die Lampe aus der Tasche seines Regenmantels und ging über das unebene Pflaster auf die Treppen zu.

Schwaches Mondlicht beleuchtete kurz die makabre Szene und verschwand dann wieder. Wolken standen am Himmel, aber es würde nicht regnen; die Wolken waren überall, aber dünn, und sie bewegten sich schnell. Die Luft war trocken; alles war still.

Adrian erreichte die unterste Treppenstufe und knipste die Taschenlampe an, um auf die Uhr zu sehen. Es war halb zwölf. Dakakos war nicht da. Auch sein Bruder nicht. Einer oder beide mußten den Wagen gehört haben; weder der eine noch der andere, noch beide würden um diese Stunde schlafen. blieb nur der alte Priester. Ein alter Mann auf dem Land würde inzwischen schon zu Bett gegangen sein. Er rief.

»Hallo, dort drinnen! Mein Name ist Adrian Fontine, ich möchte mit Ihnen sprechen!«

Nichts.

Doch, da war etwas, eine Bewegung! Ein Tappen, eine Folge kratzender Laute, begleitet von schwachen, undeutlichen,

schnarrenden Geräuschen. Er richtete die Taschenlampe auf die Stelle, von der die Geräusche kamen. Ihr Lichtkegel erfaßte undeutlich die huschenden Umrisse von Ratten - drei, vier, fünf -, die über den Sims eines offenen Fensters huschten.

Er hielt die Taschenlampe fest. Das Fenster war eingeschlagen. Er konnte die Glasscherben sehen. Er näherte sich ihm langsam, hatte plötzlich Angst.

Seine Füße sanken in die Erde ein, seine Schuhe zerdrückten zerbrochenes Glas. Er stand vor dem Fenster und hob die Taschenlampe. Dann stockte ihm unwillkürlich der Atem, als der Lichtkegel plötzlich zwei Tieraugen erfaßten. Sie schossen in die Höhe, erschreckt und gleichzeitig wütend, und dann war ein schreckliches, halblautes Kreischen zu hören, als die Tiere im Dunkel irgendwo im Haus Zuflucht suchten. Etwas krachte. Ein verängstigtes Tier war mit einem Gegenstand aus Porzellan oder Glas kollidiert.

Adrian atmete jetzt wieder, dann schauderte er. Ein überwältigender Gestank drang ihm in die Nase, trieb ihm das Wasser in die Augen und würgte ihn. Er hielt die Luft an und kletterte über den Fenstersims. Er drückte sich die linke Hand über Mund und Nase, um den fauligen Geruch abzuhalten und ließ den Lichtkegel seiner Taschenlampe durch den riesigen Saal wandern.

Der Schock ließ ihn taumeln. Die zwei toten Männer, der eine in einer zerfetzten Kutte, an einen Stuhl gefesselt, der andere halbnackt auf dem Boden, waren scheußlich anzusehen. Ratten hatten ihnen die Kleider zerfetzt, ihr vertrocknetes Blut mischte sich in tierischem Urin und Speichel.

Adrian taumelte, schwankte nach links; der Lichtkegel erfaßte einen Türrahmen, und er sank auf ihn zu, rang nach Atem, nach Luft, die man schlucken konnte.

Er befand sich im Arbeitszimmer von Savarone Fontini-Cristi, dem Mann, den er nie gekannt hatte, jetzt aber mit allem Haß haßte, dessen er fähig war. Der Großvater, der eine Kette von Morden ausgelöst hatte, und einen Argwohn, der in sich wieder Tod und noch größeren Haß in die Welt gebracht hatte.

Worüber? Für was?

»Verdammt sollst du sein!«

Er brüllte es unkontrolliert hinaus, umklammerte die hohe Rückenlehne eines alten Sessels und warf ihn krachend auf den Boden. Plötzlich stand Adrian im Schweigen und im vollen Wissen dessen, was er zu tun hatte, reglos da und richtete die Taschenlampe auf die Wand hinter dem Schreibtisch. Zur Rechten, er erinnerte sich, unter einem Gemälde der Madonna.

Da war der Rahmen, das Glas zerschlagen.

Und das Gemälde war verschwunden.

Er sank auf die Knie, zitterte. Tränen quollen ihm in die Augen, und er schluchzte unkontrolliert.

»O Gott«, flüsterte er, und der Schmerz war unerträglich. »O mein Bruder!«

## ***Teil drei***

### **29**

Andrew lenkte den Landrover von der Alpenstraße herunter und goß dampfend heißen Kaffee in den Schraubdeckel der Thermosflasche. Er war gut vorangekommen. Nach der Michelin-Karte war er noch zehn Kilometer von dem Dorf Champoluc entfernt. Es war Morgen. Die Strahlen der Frühsonne schossen hinter den ihn umgebenden Bergen herauf. Bald würde er nach Champoluc hineinfahren und sich die Ausrüstung kaufen, die er brauchte.

Adrian war weit hinter ihm. Andrew wußte, daß er sich ein wenig Zeit lassen, sich die Dinge überlegen konnte. Außerdem stand seinem Bruder eine Situation bevor, die ihn paralysieren würde. Adrian würde die Leichen in Campo di Fiori finden und in Panik geraten; seine Gedanken würden verwirrt, unschlüssig sein. Er würde nicht wissen, was er als nächstes tun sollte. Sein Bruder war nicht dazu ausgebildet, sich dem gewaltsamen Tod gegenüberzusehen, das lag ihm viel zu fern. Für Soldaten war das anders - für ihn war es anders. Die physische Konfrontation - das Blutvergießen selbst - stachelte seine Sinne an, erfüllte ihn mit einem intensiven Gefühl positiver Erregung. Seine Energie befand sich auf ihrem Höhepunkt, er war selbstsicher und von dem überzeugt, was er tat.

Die Kassette gehörte ihm praktisch schon. Jetzt war die Zeit gekommen, sich zu konzentrieren. Er mußte jedes Wort, jeden Hinweis studieren. Er holte die fotokopierten Blätter heraus, die sein Vater ihm gegeben hatte, und hielt sie so, daß das Morgenlicht durch die Windschutzscheibe auf sie fiel.

... In dem Dorf Champoluc gab es die Familie Goldoni. Nach den gegenwärtigen Aufzeichnungen gibt es sie immer noch, sie sind durch die ganze Gegend verstreut. Das augenblickliche Familienoberhaupt ist ein gewisser Alfredo Goldoni. Er wohnte im Haus seines Vaters - und vor diesem dessen Vater - auf einigen Morgen Land am Fuße der Berge im Westen. Seit

Generationen galten die Goldonis als die erfahrensten Bergführer in den italienischen Alpen. Savarone bediente sich ihrer häufig. Und außerdem waren sie »nördliche Freunde« - eine Formulierung, die mein Vater gebrauchte, um die Männer des Landes von denen im Markt zu unterscheiden. Er neigte dazu, ersteren viel schneller Vertrauen zu schenken als letzteren. Möglicherweise hat er bei Alfredo Goldonis Vater Informationen hinterlegt. Das bedeutete, daß bei seinem Tod Vorkehrungen getroffen würden, diese Information an das überlebende älteste Kind weiterzugeben - sei es nun Mann oder Frau -, wie es in den Bergen der Brauch ist. Sollte daher Alfredo nicht der Älteste sein, dann sucht nach einer älteren Schwester.

Im Norden, in den Bergen - zwischen den Eisenbahnlichtungen Krähengipfel und Kondorblick, glaube ich - gibt es einen kleinen Gasthof, den die Familie Capomonti betreibt. Nach dem, was ich in Aosta erfuhr (in Champoluc habe ich keine Nachforschungen angestellt, um keinen Argwohn zu erwecken), gibt es auch diesen Gasthof noch. Ich glaube sogar, daß er etwas erweitert worden ist. Im Augenblick wird er von Naton Lefrac geleitet, einem Nachkommen der Capomontis. Ich erinnere mich an diesen Mann. Damals war er natürlich noch kein Mann, denn er war ein oder zwei Jahre jünger als ich, der Sohn eines Händlers, der mit den Capomontis Geschäfte machte. Wir wurden ziemlich gute Freunde. Ich erinnere mich ganz deutlich, daß die Capomontis ihn sehr liebten und damals schon hofften, daß er eine Tochter des Hauses heiraten würde. Offensichtlich hat er das getan.

Als Kinder - und junge Männer - gingen wir nie ins Champoluc, ohne in der Locanda Capomonti abzusteigen. Ich erinnere mich, daß man uns immer sehr herzlich willkommen geheißen hat, erinnere mich an Gelächter, prasselnde Kamine und sehr viel Bequemlichkeit. Die Familie war einfach - im unkomplizierten Sinn -, sehr entgegenkommend und aufrichtig. Savarone mochte sie ganz besonders. Wenn es in Champoluc Geheimnisse zu hinterlassen gab, dann wäre der alte

Capomonti ein Felsen des Schweigens und des Vertrauens gewesen.

Andrew legte die Blätter beiseite und griff nach der Michelin-Karte. Wieder verfolgte er die feinen Markierungen der Eisenbahn. Seine Besorgnis stellte sich wieder ein. Von den vielen Lichtungen, an die sein Vater sich erinnerte, blieben nur noch vier. Und keine trug den Namen Falke.

Denn das Jagdbild in dem Arbeitszimmer in Campo di Fiori war nicht so, wie sein Vater es in Erinnerung hatte. Es zeigte keine Vögel, die aus Büschen aufgescheucht wurden. Statt dessen waren da Jäger in üppigen Feldern zu sehen, die Augen und die Waffen auf Falken gerichtet, die am fernen Himmel träge dahinzogen; der Kommentar eines Künstlers zur Sinnlosigkeit der Jagd.

Sein Vater sagte, die Lichtungen hätten Adlerspitze, Kondorblick und Krähengipfel geheißen. Es mußte eine Lichtung geben, die den Namen Falke hatte. Aber wenn es eine solche gegeben hatte, dann gab es sie jetzt nicht mehr. Ein halbes Jahrhundert war verstrichen - obskure Eisenbahnlichtungen unter Alpenpässen, die Dutzende von Kilometern auseinander lagen, waren nicht gerade Landmarken. Wer erinnerte sich schon an die präzise Lage einer Trambahnhaltestelle vor dreißig Jahren, nachdem man die Schienen mit Asphalt bedeckt hatte? Er legte die Karte weg und griff wieder nach den Fotokopien. Der Schlüssel mußte irgendwo in diesen Worten zu finden sein.

Wir machten in der Dorfmitte halt, um Mittagessen einzunehmen oder den Nachmittagstee, daran erinnere ich mich nicht mehr - und Savarone verließ das Restaurant, um sich im Telegrafenamts zu erkundigen, ob eine Nachricht für ihn eingegangen sei. Als er zurückkehrte, war er sehr erregt, und ich fürchtete, unsere Fahrt in die Berge würde abgesagt werden, ehe sie begonnen hatte. Aber während des Essens wurde eine weitere Nachricht gebracht, und Savarone war erleichtert und zufrieden. Es wurde nicht mehr davon gesprochen, nach Campo di Fiori zurückzukehren. Der

schreckliche Augenblick war für den besorgten Siebzehnjährigen vorübergegangen.

Vom Restaurant aus suchten wir den Laden eines Händlers auf, dessen Name dem Klang und der Schreibweise nach deutsch war, nicht italienisch oder französisch. Mein Vater neigte dazu, Vorräte und auch seinen sonstigen Bedarf von diesem Mann zu kaufen, weil er ihm leid tat. Er war Jude, und für Savarone, der erbittert gegen die zaristischen Pogrome kämpfte und seine Geschäfte mit den Rothschilds per Handschlag abzuschließen pflegte, war solches Denken unhaltbar. Ich kann mich nicht genau erinnern, worum es sich bei dem unangenehmen Zwischenfall handelte, aber es war sehr ernst und provozierte in meinem Vater stummen, aber deutlichen Zorn. Ein trauriger Zorn, wenn mich meine Erinnerung nicht trügt. Ich habe den vagen Eindruck, daß man mir Einzelheiten vorenthielt, aber jetzt, so viele Jahre später, ist das nur ein Eindruck und kann sehr leicht falsch sein.

Wir verließen das Geschäft des Händlers und fuhren mit dem Pferdekarren weiter zum Hof der Goldonis. Ich erinnere mich daran, wie ich mit meinem Rucksack, mit seinen Riemen, dem Hammer und den geschmiedeten Doppelkrampen für die Seile prahlte. Ich war schrecklich stolz darauf und der Ansicht, es sei eine Bestätigung meiner Mannheit. Wieder gibt es da einen unbestimmten Eindruck, daß während unseres Aufenthalts bei den Goldonis irgendwie Unruhe herrschte, aber deutlicher erinnere ich mich nicht. Ich kann euch nicht sagen, weshalb mir dieses Gefühl nach so vielen Jahren noch bewußt ist, aber ich beziehe es auf die Tatsache, daß ich Schwierigkeiten hatte, die Aufmerksamkeit der männlichen Goldonis auf mich und meine alpine Ausrüstung zu lenken. Der Vater, ein oder zwei Onkel und ganz sicher die älteren Söhne schienen abgelenkt. Mit einem der Goldoni-Söhne wurde vereinbart, daß er uns am nächsten Tag abholen und uns in die Berge führen sollte. Wir blieben ein paar Stunden bei den Goldonis, ehe wir unsere Reise mit dem Karren zur Locanda Capomonti fortsetzten. Ich erinnere mich, daß es finster war, als wir abfuhren, und da es

Sommer war, mußte es zwischen halb acht und acht gewesen sein.

Das waren die Fakten, dachte Andrew. Mann und Junge trafen im Dorf ein, aßen etwas, kauften von einem unbeliebten Juden Vorräte, gingen zum Haus der Führer, die sie anstellen wollten, und ein verzogenes Kind war beleidigt, weil man seinem Klettergerät nicht genügend Aufmerksamkeit widmete. Die wichtige Information beschränkte sich auf den Namen Goldoni.

Andrew trank seinen Kaffee aus und schraubte den Deckel wieder auf die Thermosflasche. Die Sonne stand jetzt höher; es war Zeit weiterzufahren. Ein Gefühl der Befriedigung erfüllte ihn. All die Jahre der Ausbildung, der Erfahrung und der Entscheidungen im Feld hatten ihn auf die nächsten paar Tage vorbereitet. Es gab eine Kassette in den Bergen, und er würde sie finden!

Das Eye Corps würde volle Entschädigung finden.

Der Soldat drehte den Zündschlüssel um und ließ den Motor an. Er mußte Kleidung, Geräte und Waffen kaufen. Und einen Mann namens Goldoni aufsuchen. Vielleicht eine Frau namens Goldoni; das würde er in Kürze wissen.

Adrian saß in der Finsternis hinter dem Steuer des stehenden Wagens und wischte sich den Mund mit dem Taschentuch. Er konnte den Geschmack von Übelkeit in seiner Kehle ebensowenig auslöschen, wie er den Anblick der zerfleischten Körper aus seinem geistigen Auge löschen konnte. Oder den Gestank aus seiner Nase.

Schweiß rann ihm über das Gesicht, Schweiß, den eine Spannung in ihm erzeugte, die er nie zuvor gekannt, eine Furcht, die er nie erlebt hatte.

Er spürte, wie es ihn wieder würgte, aber er unterdrückte den Krampf, indem er tief einatmete. Er mußte die Kontrolle über sich zurückgewinnen, mußte funktionieren. Er konnte nicht den Rest der Nacht im Finstern bleiben in einem unbeweglichen Wagen. Er mußte den Schock hinter sich bringen und wieder zu

sich zurückfinden. Das war alles, was ihm geblieben war: die Fähigkeit zu denken.

Instinktiv zog er die Blätter mit den Erinnerungen seines Vaters aus der Tasche und knipste die Lampe an. Die Sätze waren seine Zuflucht geworden; er war ein Analytiker von Wörtern - ihrer Schattierungen, ihrer subtilen Interpretationen, ihrer Einfachheit und ihrer Kompliziertheit. Er war ein Experte für Worte, ebenso wie sein Bruder ein Experte des Todes war.

Adrian nahm sich eine Seite nach der anderen vor, las langsam, sorgfältig. Kind und Mann waren in das Dorf Champoluc gekommen; es gab unmittelbare Eindrücke eines Mißklangs, vielleicht sogar mehr als eines Mißklangs. Als er zurückkehrte, war er sehr erregt... ich fürchtete, unsere Fahrt... würde abgesagt werden. Da gab es das Geschäft eines Juden und Zorn. Ich kann mich nicht genau erinnern, worum es sich bei dem unangenehmen Zwischenfall handelte, aber es war sehr ernst und provozierte in meinem Vater stummen, aber deutlichen Zorn. Und Trauer. Ein trauriger Zorn, wenn mich meine Erinnerung nicht trügt. Dann verblaßten der Zorn und die Traurigkeit, und an ihre Stelle traten unbestimmte Gefühle der Unruhe, Verlegenheit. Diejenigen, deren Aufmerksamkeit er suchte, achteten nicht auf den Jungen. Der Vater, ein oder zwei Onkel und ganz sicher die älteren Söhne schienen abgelenkt. Ihre Aufmerksamkeit galt anderem - dem Zorn, der Verstimmung? Der Traurigkeit? Und an die Stelle dieser obskuren Erinnerungen traten Erinnerungen an Wärme, an einen Gasthof im Norden des Dorfes, ein warmer Willkomm, wie es früher schon dutzendmal der Fall gewesen war. Diesem friedlichen Zwischenspiel folgte kurz darauf erneut das vage Gefühl von Unruhe und Besorgnis.

In dem Gasthof Capomonti gibt es wenig, woran ich mich deutlich erinnern kann, nur daran, daß uns ein warmer Willkomm zuteil wurde, so wie es früher schon dutzende Male der Fall gewesen war. Eines, woran ich mich erinnere, war, daß ich zum erstenmal in den Bergen mein eigenes Zimmer hatte, keine jüngeren Brüder, die es mit mir teilten. Das war etwas Wichtiges, Neues, und ich kam mir sehr erwachsen vor. Eine

Mahlzeit schloß sich an, und mein Vater und der alte Capomonti tranken nachher eine ganze Menge Whisky. Daran erinnere ich mich, weil ich zu Bett ging, an die Klettertour des folgenden Tages dachte und später unten laute, streitsüchtige Stimmen hörte und mich fragte, ob der Lärm etwa die anderen Gäste wecken würde. Damals war es ein kleiner Gasthof, und es waren vielleicht drei oder vier weitere Gäste eingetragen. Die Sorge war ungewöhnlich, denn ich hatte meinen Vater nie zuvor betrunken gesehen. Ich weiß bis heute nicht, ob er betrunken war, aber der Lärm war jedenfalls beträchtlich. Für einen jungen Mann an seinem siebzehnten Geburtstag, der im Begriff stand, das Geschenk seines Lebens in Empfang zu nehmen - eine echte Klettertour im Champoluc - war die Vorstellung eines geschwächten, zornigen Vaters am Morgen beunruhigend.

Aber das war nicht der Fall. Der Goldoni-Führer traf mit unseren Vorräten ein, teilte mit uns das Frühstück, und dann zogen wir ab.

Ein Capomonti-Sohn - vielleicht war es auch der junge Lefrac - fuhr uns drei mit dem Pferdekarren ein paar Meilen nach Norden. Wir verabschiedeten uns von ihm und kamen überein, daß er uns am folgenden Tag spätnachmittags am selben Platz abholen würde. Zwei Tage in den Bergen und ein nächtliches Biwak mit Erwachsenen! Ich war vor Freude außer mir, weil ich wußte, daß wir in viel größerer Höhe lagern würde, als das je möglich war, wenn wir meine jüngeren Brüder im Schlepptau hatten.

Adrian legte die Blätter auf den Beifahrersitz. Die restlichen Absätze beschrieben Hügel und Pfade, an die er sich nur undeutlich erinnerte, und Szenen, die sich zu überlappen schienen. Die Reise in die Berge hatte begonnen.

Es mochte durchaus sein, daß in diesen weitschweifigen Schilderungen spezifische Informationen verborgen waren. Vielleicht würden isolierte Landmarken hervorgehoben werden, vielleicht würde sich ein Muster herausstellen - aber welche Landmarken, was für Muster?

Das Gemälde an der Wand! Andrew hatte das Gemälde!

Adrian unterdrückte die plötzliche Unruhe, die ihn überkam. Das Gemälde von Savarones Arbeitszimmer würde vielleicht den Ort einer Lichtung einengen, aber was dann? Fünfzig Jahre waren vergangen. Ein halbes Jahrhundert mit Eis und Wasser und der Schneeschmelze im Frühling, mit natürlichem Wachstum und Erosion.

Es war durchaus möglich, daß das Gemälde ein Hinweis war, vielleicht sogar der wichtigste. Aber Adrian hatte das Gefühl, daß es andere gab, die ebenso wichtig wie jenes Gemälde waren. Sie standen in den Worten des Testaments seines Vaters. Erinnerungen, die fünfzig Jahre eines außergewöhnlichen Lebens überdauert hatten.

Etwas war vor fünfzig Jahren geschehen, das nichts mit einem Vater und einem Sohn zu tun hatte, die in die Berge zogen.

Er hatte wieder einen Teil seines Bewußtseins zurückbekommen. Er nutzte seine Fähigkeit zu denken. Der Schock und der Schrecken waren immer noch da, aber langsam kehrte die Vernunft wieder.

...Verliert nie aus den Augen, der Inhalt jener Kassette ist für die zivilisierte Welt so erschütternd wie nichts anderes in der ganzen Geschichte...

Er mußte sie finden, sie erreichen. Er mußte den Killer vom Eye Corps aufhalten.

## 30

Andrew parkte den Landrover an einem Zaun, der ein Feld umgab. Der Hof der Goldonis lag zweihundert Meter von der Straße entfernt auf der linken Seite. Das Feld war ein Teil ihres Anwesens. Ein Mann fuhr mit einem Traktor an gepflügten Furchen entlang, wobei er sich immer wieder umsah, um sein Werk zu kontrollieren. Ringsum gab es keine weiteren Häuser, auch Menschen waren keine zu sehen. Andrew beschloß, anzuhalten und mit dem Mann zu sprechen.

Es war kurz nach fünf Uhr nachmittags. Er hatte den Tag damit verbracht, in Champoluc umherzuschlendern, Kleider, Vorräte und Kletterutensilien zu kaufen, darunter auch den besten Rucksack, den es gab. Er hatte ihn mit allen Gegenständen, die für Bergtouren empfohlen wurden und einem weiteren, der dafür nicht benötigt wurde, gefüllt: einer Magnum-Pistole, Kaliber.357. Diese Käufe hatte er in dem wesentlich erweiterten Laden getätigt, der in den Erinnerungen seines Vaters erwähnt war. Das Geschäft trug den Namen Leinkraus; am Türpfosten war eine Mesusa angebracht (hebräisch: »Pfosten«, mit den Abschnitten 5. Moses 6,4 bis 9 und 11,13 bis 21 beschriebenes Pergamentblatt, das in einer Kapsel am rechten Türpfosten jüdischer Häuser befestigt ist und beim Ein- und Austritt ehrfurchtsvoll berührt wird; Anmerkung des Übersetzers). Der Verkäufer hinter der Theke erklärte, daß Leinkraus seit 1913 die beste Ware in den italienischen Alpen führe. Heute habe das Unternehmen Zweigstellen in Gstaad und Luzern.

Andrew stieg aus dem Landrover, ging auf den Zaun zu und winkte, um die Aufmerksamkeit des Mannes auf dem Traktorsitz auf sich zu ziehen. Er war ein gedrungener wirkender Mann mit wirrem braunem Haar über den dunklen Brauen und den kantigen, scharfen Zügen, wie sie für die nördlichen Mittelmeerregionen typisch waren. Er war mindestens zehn Jahre älter als Fontine. Sein Ausdruck wirkte vorsichtig, als wäre er es nicht gewohnt, mit Unbekannten zu reden.

»Sprechen Sie englisch?« fragte Andrew.

»Gerade ausreichend, Signore«, sagte der Mann.

»Ich suche Alfredo Goldoni. Man hat mich hierhergewiesen.«

»Da hat man Ihnen richtig geraten«, erwiderte der Mann in einem Englisch, das nicht nur ausreichend war. »Goldoni ist mein Onkel. Ich kümmere mich um sein Land. Er kann selbst nicht arbeiten.« Der Mann hielt inne, bot keine weiteren Erklärungen an.

»Wo kann ich ihn finden?«

»Wo er immer ist: im Hinterzimmer seines Hauses. Meine Tante wird Sie zu ihm führen. Er hat gern Besuch.«

»Danke.« Andrew wandte sich ab und ging auf den Landrover zu.

»Sind Sie Amerikaner?« fragte der Mann.

»Nein, Kanadier«, erwiderte er und erweiterte damit seine Tarnung für ein Dutzend möglicher Anlässe. Er stieg in den Wagen und blickte durch das offene Fenster zu dem Mann hinaus. »Unsere Sprache klingt ähnlich.«

»Sie sehen auch ähnlich aus und kleiden sich ähnlich«, erwiderte der Landarbeiter ruhig nach einem Blick auf die pelzgefütterte Windjacke. »Die Kleider sind neu.«

»Ihr Englisch nicht«, sagte Fontine. Er drehte den Zündschlüssel um.

Goldonis Frau war hager und wirkte asketisch. Sie hatte ihr glattes graues Haar zu einem Knoten zusammengefaßt, eine Krone der Selbstverleugnung. Sie führte den Besucher durch ein paar adrette, sparsam möblierte Zimmer zu einem Türstock am hinteren Ende des Hauses. Er enthielt keine Tür; man hatte sie ebenso wie die Schwelle entfernt und den Boden geglättet. Fontine trat hindurch, er befand sich jetzt im Schlafzimmer. Alfredo Goldoni saß in einem Rollstuhl am Fenster, von dem aus er die Felder am Fuß der Berge überblicken konnte.

Er hatte keine Beine. Die Stümpfe seiner einmal kräftigen Gliedmaßen waren von den Falten seiner Hose verborgen, deren Tuch mit Sicherheitsnadeln festgesteckt war. Der Rest seines Körpers war groß und schwerfällig wie sein Gesicht. Das Alter und die Verstümmelung hatten ihren Preis gefordert.

Der alte Goldoni begrüßte ihn mit unechter Energie. Ein müder Krüppel, der Angst hatte, einen Besucher zu beleidigen und für die seltenen Unterbrechungen dankbar war.

Als sie die Vorstellung hinter sich hatten und Fontine seine Fahrt geschildert und die mürrische Frau Wein gebracht hatte, setzte er sich in einen Sessel dem Krüppel gegenüber. Die Beinstümpfe waren jetzt in Reichweite; ihm kam ein paarmal

das Wort »grotesk« in den Sinn. Andrew mochte Häßlichkeit nicht; er wollte nichts damit zu tun haben.

»Sie erinnern sich des Namens Fontine nicht?«

»Nein, Sir. Ein französischer Name, denke ich, aber Sie sind Amerikaner.«

»Sagt Ihnen der Name Fontini-Cristi etwas?«

Goldonis Augen veränderten sich. Ein lang vergessener Alarm war irgendwo in ihm ausgelöst worden. »Ja, den kenne ich«, erwiderte der Amputierte, und auch seine Stimme änderte sich, seine Worte klangen jetzt gemessen, abgezirkelt. »Fontine - Fontini-Cristi. So wird aus dem Italienischen französisch und der Träger des Namens Amerikaner. Es liegt viele Jahre zurück. Sind Sie ein Fontini-Cristi?«

»Ja. Savarone war mein Großvater.«

»Ein großer Padrone aus den nördlichen Provinzen. Ich erinnere mich an ihn. Nicht sehr gut natürlich. Er hat Ende der zwanziger Jahre aufgehört, nach Champoluc zu kommen, glaube ich.«

»Die Goldonis waren seine Führer. Vater und Söhne.«

»Wir waren Führer für alle.«

»Haben Sie je meinen Großvater geführt?«

»Das ist möglich. Ich habe als sehr junger Mann schon in den Bergen gearbeitet.«

»Können Sie sich nicht erinnern?«

»Ich habe in meiner Zeit Tausende in die Alpen geführt...«

»Sie sagten gerade, Sie erinnerten sich an ihn.«

»Nicht gut. Und mehr dem Namen nach. Was wollen Sie?«

»Informationen. Über einen Ausflug in die Berge, den mein Vater und mein Großvater vor fünfzig Jahren machten.«

»Machen Sie Witze?«

»Ganz bestimmt nicht. Mein Vater, Victor - Vittorio Fontini-Cristi -, hat mich aus Amerika herüberschickt, diese Information zu beschaffen. Es kostet mich große Mühe. Ich habe nicht viel Zeit, deshalb brauche ich Ihre Hilfe.«

»Ich helfe gern, aber ich wüßte wirklich nicht, wo ich anfangen soll. Fünfzig Jahre... Wer erinnert sich schon an so etwas?«

»Der Mann, der sie geführt hat. Der Führer. Nach dem, was mein Vater mir sagte, war er ein Sohn Goldonis. Das Datum war der 14. Juli 1920.«

Fontine war nicht sicher: Vielleicht unterdrückte der grotesk wirkende Krüppel nur einen stechenden Schmerz in seinen Beinstümpfen, oder es konnte auch sein, daß er seine Sitzhaltung veränderte, aber jedenfalls reagierte Goldoni. Es war das Datum. Er reagierte auf das Datum und tarnte seine Reaktion schnell, indem er redete.

»Juli 1920. Das liegt zwei Generationen zurück. Unmöglich. Sie müssen noch etwas, wie sagen Sie, etwas Spezifisches wissen.«

»Der Führer. Er war ein Goldoni.«

»Nicht ich. Ich war damals höchstens fünfzehn. Ich bin jung in die Berge gegangen, aber nicht so jung. Nicht als ein primaguida.«

Andrew hielt die Augen des Krüppels mit den seinen fest. Goldoni fühlte sich in seiner Haut nicht wohl. Er mochte den starren Blick seines Besuchers nicht und sah weg. Fontine beugte sich vor. »Aber Sie erinnern sich doch an etwas, oder?« fragte er leise und konnte nicht verhindern, daß seine Stimme dabei eisig klang.

»Nein, Signor Fontini-Cristi. Da ist nichts.«

»Vor ein paar Sekunden habe ich Ihnen ein Datum genannt: 14. Juli 1920. Sie erkannten das Datum.«

»Ich wußte nur, daß es zu weit zurücklag, als daß ich darüber nachdenken könnte.«

»Ich sollte Ihnen sagen, daß ich Soldat bin. Ich habe Hunderte von Männern verhört. Nur sehr wenige konnten mich täuschen.«

»Das wäre auch nicht meine Absicht, Signore. Zu welchem Zweck? Ich würde Ihnen gern helfen.«

Andrew starrte den anderen immer noch unverwandt an.  
»Vor Jahren gab es Lichtungen an den Gleisen von Aosta bis Champoluc.«

»Es gibt immer noch ein paar«, fügte Goldoni hinzu.  
»Natürlich nicht viele. Heutzutage sind sie nicht mehr nötig.«

»Sagen Sie - jede Lichtung hatte den Namen eines Vogels...«

»Einige«, unterbrach der Krüppel. »Nicht alle.«

»Gab es da einen Falken? Einen Falken - irgend etwas?«

»Ein Falke? Warum fragen Sie das?« Der Mann blickte auf, und sein Blick war jetzt stetig, unverwandt.

»Antworten Sie! Gab es eine Lichtung, in deren Name ein Falke vorkam?«

Goldoni blieb einige Augenblicke lang stumm.

»Nein«, sagte er schließlich.

Andrew lehnte sich in seinem Stuhl zurück. »Sind Sie der älteste Sohn der Familie Goldoni?«

»Nein. Offensichtlich ist damals einer meiner Brüder für diese Kletterpartie angeheuert worden.«

Fontine begann zu begreifen. Man hatte Alfredo Goldoni das Haus gegeben, weil er seine Beine verloren hatte. »Wo sind Ihre Brüder? Ich will mit ihnen sprechen.«

»Ich muß Sie wieder fragen, Signore, ob Sie scherzen. Meine Brüder sind tot, das weiß jeder. Meine Brüder, ein Onkel, zwei Vettern, alle tot. In Champoluc gibt es keine Goldoni-Führer mehr.«

Andrews Atem stockte. Er nahm das Gehörte in sich auf und atmete tief. Der eine Satz hatte ihn aus dem Gleis geworfen.

»Es fällt mir schwer, das zu glauben«, sagte er kühl. »All diese Männer tot? Was hat sie getötet?«

»Eine Lawine, Signore. Achtundsechzig wurde ein ganzes Dorf verschüttet. In der Nähe von Valtournanche. Rettungstrupps kamen von so weit entfernten Orten wie Zermatt im Norden und Châtillon im Süden. Die Goldonis

führten sie. Drei Nationen haben uns ihre höchsten Orden verliehen. Aber den anderen haben sie wenig genützt. Mir verschaffen sie eine kleine Pension. Ich habe die Beine verloren, weil sie mir erfroren sind.« Er tippte an die Stümpfe seiner einst muskulösen Beine.

»Und Sie haben keine Information über jene Partie am 14. Juli 1920?«

»Wie kann ich das ohne Einzelheiten?«

»Ich habe Beschreibungen. Mein Vater hat sie niedergeschrieben.« Fontine holte die fotokopierten Seiten aus der Tasche.

»Gut! Das hätten Sie gleich sagen sollen. Lesen Sie sie mir vor.«

Das tat Andrew. Die Beschreibungen waren zusammenhanglos, die Bilder, die sie heraufbeschworen, widersprüchlich. Zeitsequenzen sprangen vor und zurück, und Landmarken wurden miteinander verwechselt.

Goldoni hörte zu. Ein paarmal schloß er die verquollenen Augen und legte den Kopf etwas zur Seite, als versuchte er, bildhafte Erinnerungen heraufzubeschwören. Als Fontine geendet hatte, schüttelte er langsam den Kopf. »Tut mir leid, Signore. Was Sie mir vorgelesen haben, könnten zwanzig, dreißig verschiedene Pfade sein. Vieles aus dem, was Sie mir vorgelesen haben, existiert in unserem Bezirk gar nicht. Verzeihen Sie mir, aber ich glaube, Ihr Vater verwechselt das mit einigen Wegen weiter westlich im Wallis. Das kann leicht passieren.«

»Gibt es nichts, das Ihnen vertraut vorkommt?«

»Im Gegenteil. Alles und nichts. Fragmente von vielen Orten im Bereich von Hunderten von Quadratkilometern. Es tut mir leid. Es ist unmöglich.«

Andrew war verwirrt. Er hatte immer noch das sichere Gefühl, daß der Gebirgler log. Es gab noch eine andere Möglichkeit, ehe er Gewalt anwendete. Wenn sie auch ins Nichts führte,

würde er zurückkehren und dem Krüppel mit einer anderen Taktik gegenüberreten.

»...sollte Alfredo nicht der Älteste sein, dann sucht nach einer älteren Schwester...«

»Sind Sie das älteste überlebende Familienmitglied?«

»Nein. Zwei Schwestern sind vor mir geboren. Eine lebt noch.«

»Wo?«

»In Champoluc. An der Via Sestina. Ihr Sohn kümmert sich um meine Felder.«

»Wie ist der Name? Ihr Familienname?«

»Capomonti.«

»Capomonti? So heißen doch die Leute, die den Gasthof betreiben?«

»Ja, Signore. Sie hat in die Familie geheiratet.«

Fontine stand auf und steckte seine Papiere ein. Als er die Tür erreichte, drehte er sich noch einmal um. »Vielleicht komme ich noch einmal zurück.«

»Es wird mir ein Vergnügen sein.«

Fontine stieg in den Landrover und ließ den Motor an. Auf der anderen Seite des Zaunes, im Feld, saß der Neffe reglos auf dem Traktor und beobachtete ihn. Der Motor seines Fahrzeugs lief im Leerlauf. Da war wieder dieses Gefühl. Der Gesichtsausdruck des Landarbeiters schien zu sagen:

Verschwinde hier. Ich muß zum Haus laufen und hören, was du gesagt hast.

Andrew löste die Handbremse und gab Gas. Der Landrover machte einen Satz nach vorn. Er riß das Steuer herum und fuhr zurück in Richtung auf das Dorf.

Plötzlich blieb sein Blick an der größten Selbstverständlichkeit hängen, die es auf der Welt gab. Er fluchte. Es war so offensichtlich, daß er es nicht bemerkt hatte.

Die Straße war von Telefonmasten gesäumt.

Es hatte keinen Sinn, an der Via Sestina nach einer alten Frau zu suchen; sie würde nicht da sein. Eine andere Strategie kam dem Soldaten in den Sinn. Die Chancen sprachen dafür.

»Frau!« schrie Goldoni. »Schnell! Hilf mir! Das Telefon!« Goldonis Frau kam ins Zimmer und griff nach der Rückenlehne des Rollstuhls.

»Soll ich anrufen?« fragte sie, während sie ihn zum Telefon rollte.

»Nein. Ich mache das.« Er wählte. »Lefrac? Kannst du mich hören?... Er ist gekommen. Nach all den Jahren. Fontini-Cristi.

Aber er hat die Worte nicht gebracht. Er sucht eine Lichtung, die nach Falken benannt ist. Sonst sagt er nichts, und das ist nichts.

Ich traue ihm nicht. Ich muß meine Schwester erreichen. Ruf die anderen zusammen. Wir treffen uns in einer Stunde... Nicht hier! Im Gasthof.«

Andrew lag ausgestreckt im Feld vor dem Bauernhof. Sein Feldstecher war abwechselnd auf die Tür und die Fenster gerichtet. Die Sonne sank hinter den Westalpen; bald würde es finster sein. Im Hof waren die Lichter aufgeflammt. Die Schatten bewegten sich vor und zurück. Reges Treiben herrschte.

Rechts vom Haus fuhr rückwärts ein Wagen heraus. Er hielt an, und der Neffe stieg aus. Er rannte zur Haustür; sie öffnete sich.

Goldoni saß in seinem Rollstuhl, seine Frau schob ihn. Der Neffe trat an ihre Stelle und begann, seinen beinlosen Onkel über den Rasen zu dem Wagen zu schieben, dessen Motor im Leerlauf brummte.

Goldoni hielt etwas in den Armen. Andrew richtete seinen Feldstecher auf den Gegenstand.

Es war ein großes Buch; nein, es war mehr als ein Buch, ein schwerer, breiter Foliant. Ein Journal.

Als sie am Wagen angekommen waren, hielt Goldonis Frau die Tür, während der Neffe den grotesk wirkenden Krüppel unter den Armen hielt und ihn auf den Vordersitz bugsierte.

Goldoni zuckte und rutschte unsicher herum. Seine Frau zog einen Sitzgurt über ihn und schnallte ihn fest.

Durch das Fenster der offenen Tür konnte Andrew den amputierten ehemaligen Bergführer deutlich sehen. Sein Glas war wieder auf das riesige Journal gerichtet, das er im Arm hielt, verzweifelt festhielt, als wäre es ein Gegenstand von außergewöhnlichem Wert, den er nicht loslassen wollte. Dann erkannte Andrew, daß Goldoni noch etwas in den Armen hielt, etwas, das dem Soldaten wesentlich vertrauter war. Zwischen den dicken Folianten und die breite Brust des Mannes war ein schimmernder Gegenstand aus Metall eingezwängt. Es war der Lauf einer kleinen Schrotflinte, ein Modell, das besonders im Zusammenhang mit den Leuten im Süden Italiens bekannt war. In Sizilien. Man nannte diese Art von Flinte Lupara. Auf Distanzen über zwanzig Meter konnte man damit nicht sehr genau schießen, aber auf kurze Distanz reichte ein Schuß aus dieser Waffe aus, um einen Mann fünf Meter weit vom Boden abzuheben.

Goldoni beschützte das Buch, das er in den Armen hielt, mit einer Waffe, die mächtiger war als die .357 Magnum, die der Soldat im Rucksack trug. Andrew richtete sein Glas kurz auf Goldonis Neffen. Der Mann hatte sich ebenfalls eine Waffe angelegt: In seinem Gürtel steckte eine Pistole, deren großer Kolben auf ihr schweres Kaliber hinwies. Die beiden Männer bewachten jenes Buch. Niemand durfte ihm nahekommen.

Plötzlich begriff Fontine. Akten über Reisen in die Berge. Es konnte nichts anderes sein. Es war ihm - oder Victor - nie in den Sinn gekommen, sich nach solchen Akten zu erkundigen. An so etwas dachte man einfach nicht.

Aber nach dem, was ihm sein Vater berichtet hatte, waren die Goldonis die besten Bergführer der Alpen. Männer, die einen solchen kollektiven Ruf zu wahren hatten, mußten Akten führen, das war etwas ganz Natürliches. Akten von Reisen in die Berge, die sie in der Vergangenheit gemacht hatten, Akten, die Jahrzehnte zurückreichten.

Goldoni hatte gelogen. Die Information, die sein Besucher gewünscht hatte, befand sich in jenem Haus. Aber Goldoni wollte nicht, daß der Besucher sie erhielt.

Andrew blickte hinüber. Der Neffe klappte den Rollstuhl zusammen, öffnete den Kofferraum des Wagens, warf ihn hinein und rannte an die Fahrerseite. Er setzte sich hinter das Steuer, während Goldonis Frau die Tür auf der Seite ihres Mannes schloß.

Der Wagen schoß mit einem Ruck hinaus und rollte in nördlicher Richtung, auf Champoluc zu. Goldonis Frau kehrte zum Haus zurück.

Der Soldat lag flach im Gras und schob langsam den Feldstecher ins Futteral zurück, während er seine nächsten Schritte überlegte. Er konnte zu dem versteckten Landrover rennen und Goldoni verfolgen, aber zu welchem Zweck, und wie groß würde das Risiko sein? Goldoni war zwar nur ein halber Mann, aber die Lupara machte seine fehlenden Beine mehr als wett. Außerdem würde sein finster blickender Neffe nicht zögern, seine Pistole einzusetzen, die in seinem Gürtel steckte.

Wenn das Journal, das Goldoni an sich preßte, war, was er argwöhnte, dann wurde es jetzt weggeschafft, um versteckt zu werden. Nicht, um vernichtet zu werden. Akten von solch unschätzbarem Wert vernichtete man nicht.

Wenn! Er mußte sicher sein, durfte sich nicht irren. Dann konnte er handeln.

Es war seltsam. Er hatte nicht damit gerechnet, daß Goldoni weggehen würde. Er hatte erwartet, daß andere zu ihm kämen. Daß Goldoni sein Haus verließ, bedeutete, daß Panik eingesetzt hatte. Ein Mann ohne Beine, der sein Haus nie verließ, fuhr nicht einfach in die Würdelosigkeit und die Unbequemlichkeit der äußeren Welt, sofern ihn nicht ein außergewöhnliches Motiv dazu trieb.

Der Soldat traf seine Entscheidung. Die Umstände waren optimal, Goldonis Frau war allein. Zuerst würde er herausfinden, ob jenes Journal tatsächlich das war, für was er

es hielt, dann würde er in Erfahrung bringen, wohin Goldoni gefahren war.

Sobald er diese Dinge erfahren hatte, würde er die Entscheidung treffen, ob er Goldoni folgen oder auf ihn warten würde.

Andrew erhob sich aus dem Gras. Es hatte keinen Sinn, Zeit zu vergeuden. Er ging auf das Haus zu.

»Es ist niemand da, Signore«, sagte die hagere Frau verblüfft, und ihre Augen blickten verängstigt. »Mein Mann ist mit seinem Neffen weggefahren. Sie wollen im Dorf Karten spielen.«

Andrew stieß die Frau beiseite, ohne Antwort zu geben. Er ging auf geradem Weg durch das Haus zu Goldonis Zimmer. Dort gab es nichts außer alten Magazinen und italienischen Zeitungen. Er sah in einen Schrank. Ein häßlicher und zugleich pathetischer Anblick bot sich ihm. Im Schrank hingen Hosen, das Tuch zusammengefaltet und die Falten mit Sicherheitsnadeln festgehalten. Es gab keine Bücher, keine Journale wie das, das Goldoni an sich gepreßt hatte.

Er kehrte ins Vorderzimmer zurück. Die verstört wirkende, verängstigte Frau telefonierte und drückte die Gabel immer wieder mit den knöchigen Fingern herunter.

»Die Drähte sind durchgeschnitten«, sagte er einfach und ging auf sie zu.

»Nein«, flüsterte die Frau. »Was wollen Sie? Ich habe nichts! Wir haben nichts.«

»Ich denke doch«, antwortete Fontine und schob die Frau gegen die Wand, so daß sein Gesicht nur noch wenige Zentimeter von dem ihren entfernt war. »Ihr Mann hat mich angelogen. Er hat gesagt, er könnte mir nichts sagen, aber dann ist er weggefahren. Er hatte es sehr eilig und trug ein sehr großes Buch. Das war ein Journal, nicht wahr? Ein altes Journal, das eine Reise in die Berge vor fünfzig Jahren beschrieb. Das Journal! Zeigen Sie mir die Journale!«

»Ich weiß nicht, wovon Sie reden, Signore! Wir haben nichts! Wir leben von unserer Pension!«

»Mund halten! Her mit den Akten!«

»Per favore...«

»Verdammt!« Fontine packte die alte Frau am Haar, riß ihren Kopf nach vorn und dann plötzlich brutal nach hinten, schmetterte ihren Kopf gegen die Wand. »Ich habe keine Zeit. Ihr Mann hat mich angelogen. Zeigen Sie mir, wo diese Bücher sind! Jetzt, sofort!« Wieder riß er an ihrem Haar und schmetterte ihr dann den Kopf erneut gegen die Wand. Tränen quollen ihr in die Augen.

Der Soldat erkannte, daß er zu weit gegangen war. Die Option des Kampfes war jetzt für ihn definiert worden; das würde nicht das erstemal sein. In Vietnam war an störrischen Bauern kein Mangel gewesen. Er zerrte die Frau von der Wand weg.

»Verstehen Sie mich?« sagte er mit monotoner Stimme. »Ich werde jetzt ein Streichholz vor Ihren Augen anzünden. Wissen Sie, was dann passiert? Ich frage Sie zum letztenmal. Wo sind diese Akten?«

Goldonis Frau brach zusammen, sie schluchzte. Fontine hielt sie am Kragen ihres Kleides. Mit zitternden Fingern wies sie auf eine Tür in der rechten Wand des Zimmers.

Andrew zerrte sie über den Boden. Er zog seine Beretta heraus und trat die Tür mit dem Stiefel ein. Sie sprang auf. Dahinter war niemand.

»Der Lichtschalter. Wo ist er?«

Sie hob den Kopf, ihr Mund stand offen und ihr Atem ging jetzt stoßweise. Ihre Augen wanderten nach links.

»Lampada, Lampada«, flüsterte sie.

Er zog sie in den kleinen Raum, ließ ihr Kleid los und fand die Lampe. Die Frau lag zitternd und zusammengekrümmt auf dem Boden. Das Licht spiegelte sich in der Glastür des Bücherschranks an der gegenüberliegenden Wand. Er hatte fünf Regale und auf jedem stand eine Reihe von Büchern. Er

rannte an den Schrank, packte einen Knopf in der Mitte und versuchte, die Glasscheibe hochzuschieben. Die Tür war versperrt; er probierte die anderen. Alle verschlossen.

Mit der Beretta schlug er zwei Scheiben ein. Das Licht der Lampe war schwach, reichte aber aus. Die verblaßten handgeschriebenen Buchstaben und Ziffern auf den braunen Einbänden waren deutlich genug.

Jedes Jahr war in zwei Sechsmonatsperioden eingeteilt, und die Bände waren unterschiedlich dick. Die Bücher waren handgefertigt. Er blickte auf das oberste Regal. Dort hatte er das Glas nicht zerbrochen, und die Lichtreflexe ließen die Schrift nur undeutlich erkennen. Er schlug auch das Glas ein und wischte die Glassplitter mit dem stählernen Lauf der Waffe weg.

Auf dem ersten Band stand 1907. Darunter war kein Monat zu lesen; es handelte sich um ein System, das sich im Laufe der Jahre entwickelt hatte.

Er fuhr mit dem Lauf über die Buchrücken, bis er das Jahr 1920 erreichte.

Januar bis Juni war da.

Juli bis Dezember fehlte. An seiner Stelle stand der hastig dazwischengeschobene Band mit der Aufschrift 1967.

Alfredo Goldoni, der Krüppel ohne Beine, war ihm zuvorgekommen. Er hatte den Schlüssel aus der versperrten Tür entfernt, hinter der sich das Geheimnis einer Reise in die Berge verbarg, die vor fünfzig Jahren stattgefunden hatte. Und dann war er weggefahren. Fontine wandte sich Goldonis Frau zu. Sie war auf den Knien, ihre hageren Arme stützten ihren zitternden, hageren Körper.

Es würde nicht schwer sein, zu tun, was er tun mußte, zu erfahren, was er erfahren mußte.

»Aufstehen«, sagte er.

Er trug den leblosen Körper über das Feld in den Wald. Der Mond stand immer noch nicht am Himmel. Es roch nach bevorstehendem Regen, der Himmel war pechschwarz und mit

Wolken bedeckt, nirgends waren Sterne zu sehen. Der Lichtkegel seiner Taschenlampe bewegte sich mit seinen Schritten auf und ab.

Zeit! Zeit war das einzige, was jetzt zählte.

Und der Schock. Er würde den Schock brauchen.

Die tote Frau hatte gesagt, daß Alfredo Goldoni zum Gasthof der Capomontis gegangen war. Sie alle waren dorthin gegangen, sagte sie. Die Consiglatori von Fontini-Cristi hatten sich versammelt. Ein Fremder war zu ihnen gekommen, ein Fremder, der die falschen Worte gebracht hatte.

### 31

Adrian fuhr nach Mailand zurück, aber nicht zum Hotel. Er folgte den Tafeln, die ihn zum Flughafen wiesen, war sich noch nicht sicher, wie er das, was zu tun war, anstellen würde, war aber sicher, daß er es tun würde.

Er mußte nach Champoluc. Ein Killer war unterwegs, und jener Killer war sein Bruder.

Irgendwo in dem weitgedehnten Komplex des Flughafens von Mailand gab es einen Piloten und ein Flugzeug. Oder jemanden, der wußte, wo man beide finden konnte, um den entsprechenden Preis natürlich.

Er fuhr, so schnell er konnte, sämtliche Fenster geöffnet, und der Wind peitschte durch den Wagen. Es half ihm, sich am Zügel zu halten, half ihm, das Denken auszuschalten, denn Denken war zu schmerzhaft.

»Am Rand von Champoluc gibt es einen kleinen Privatflugplatz, die Reichen, die in den Bergen wohnen, benutzen ihn«, sagte der unrasierte Pilot, den ein Angestellter der Alitalia nach einem großzügigen Trinkgeld geweckt und herbeigerufen hatte. »Aber um die Zeit ist er nicht in Betrieb.«

»Können Sie ihn anfliegen?«

»Er ist nicht besonders weit entfernt, aber das Terrain ist schlecht.«

»Können Sie es?«

»Wenn ich es nicht kann, werde ich genug Treibstoff für den Rückflug haben. Das wird meine Entscheidung sein, nicht die Ihre. Aber Sie bekommen keine Lira zurück, ist das klar?«

»Das ist mir gleichgültig.«

Der Pilot wandte sich dem Angestellten der Alitalia zu und sprach jetzt mit großer Autorität auf ihn ein, offensichtlich, um den Mann zu beeindrucken, der für einen solchen Flug so viel zu zahlen bereit war. »Beschaffen Sie mir das Wetter, Zermatt, Station südlich davon, Kurs zwei-achtzig bis zwei-fünfundneunzig aus Mailand. Ich will Radarbilder.«

Der Alitalia-Mann zuckte die Schultern und seufzte.

»Man wird Sie bezahlen«, sagte Adrian kurzangebunden.

Der Mann nahm den Hörer eines roten Telefons ab.

»Operazioni«, sagte er wichtigtuerisch.

Die Landung in Champoluc war nicht so gefährlich, wie der Pilot Adrian einreden hatte wollen. Der Platz war zwar nicht in Betrieb - es gab keinen Funkkontakt, keinen Tower, der die Maschine hereinlenkte -, aber die einzige Landebahn war markiert und der Anflug durch rote Lichter gekennzeichnet.

Adrian ging über den Platz auf das einzige beleuchtete Gebäude zu. Es war ein halbkreisförmiges Gebilde aus Metall, vielleicht fünfzehn Meter lang und an der höchsten Stelle acht Meter hoch. Ein Hangar für kleine Privatflugzeuge. Die Tür öffnete sich, helles Licht fiel heraus, und ein Mann im Overall zeichnete sich Silhouettenhaft unter der Tür ab. Er zog die Schultern vor, spähte in die Dunkelheit, dann streckte er sich, unterdrückte ein Gähnen.

»Sprechen Sie englisch?« fragte Fontine.

Das tat der Mann - widerstrebend und ziemlich mangelhaft, aber immerhin gut genug, um verstanden zu werden. Und die Information, die Adrian erhielt, entsprach ziemlich genau seinen Erwartungen. Es war vier Uhr früh, und nirgends war etwas offen. Welcher Pilot war schon verrückt genug, um zu einer

solchen Stunde nach Champoluc zu fliegen? Vielleicht sollte man die Polizia anrufen.

Fontine holte ein paar große Scheine aus der Tasche und hielt sie ins Licht. Die Augen des Nachtwächters ließen das Geld nicht los. Adrian nahm an, daß der Betrag, den er in der Hand hielt, für den Mann wenigstens die Einnahmen eines Monats ausmachte.

»Ich bin von weit gekommen, um jemanden zu finden. Ich habe nichts Unrechtes getan. Nur eine Maschine gemietet, die mich von Mailand hierherfliegen sollte. Die Polizei interessiert sich nicht für mich, aber ich muß die Person finden, die ich suche. Ich brauche einen Wagen und ein paar Ortsangaben.«

»Sie sind kein Verbrecher? Zu solcher Stunde hier anzufliegen...«

»Kein Verbrecher«, unterbrach ihn Adrian, wobei er seine Ungeduld unterdrückte und so ruhig er konnte sprach. »Ich bin Anwalt. Ein - Avvocato«, fügte er hinzu.

»Avvocato?« Die Stimme des Mannes ließ den Respekt erkennen, den diese Berufsbezeichnung in ihm erzeugte.

»Ich muß das Haus von Alfredo Goldoni finden. Das ist der Name, den man mir gegeben hat.«

»Den ohne Beine?«

»Das wußte ich nicht.«

Der Wagen war ein alter Fiat mit zerfetzten Polstern und zersprungenen Seitenfenstern. Der Hof der Goldonis lag zwölf bis fünfzehn Kilometer außerhalb der Ortschaft, meinte der Nachtwächter, an der westlichen Straße. Der Mann zeichnete ihm eine einfache Skizze auf. Es würde nicht schwer zu finden sein.

Im Licht der Scheinwerfer war ein Staketenzaun zu sehen und dahinter die Umrisse eines Hauses. Und aus dem Haus strömte schwaches Licht, schien durch die Fenster und beleuchtete schwach die in Kaskaden herunterhängenden Äste von Fichten, die in Nähe der Straße vor dem alten Gebäude standen. Adrian nahm den Fuß vom Gashebel des Fiat und

fragte sich, ob er anhalten und den Rest des Weges zu Fuß zurücklegen sollte. Brennende Lichter in einem Bauernhof um Viertel vor fünf Uhr früh war nicht das, was er erwartet hatte.

Er sah die Telefonmasten. Hatte der Nachtwächter am Flughafen Goldoni angerufen und ihn darauf vorbereitet, einen Besucher zu empfangen? Oder pflegten in Champoluc Bauern normalerweise so früh aufzustehen?

Er entschied sich dagegen, zu Fuß auf das Haus zuzugehen. Wenn der Nachtwächter angerufen hatte oder die Goldonis ihren Tag wirklich schon begonnen, dann würde ein Automobil nicht so erschreckend wirken wie ein einzelner Mann, der leise aus der Nacht kam.

Adrian bog in einen breiten Kiesweg zwischen den hohen Fichten; es gab keine andere Einfahrt für einen Wagen. Er hielt schließlich parallel zum Haus. Der Kiesweg führte weiter in das Anwesen hinein, endete an einer Scheune. Durch die offenen Scheunentüren konnte man landwirtschaftliches Gerät im Licht seiner Scheinwerfer sehen. Er stieg aus dem Wagen, ging an den beleuchteten Vorderfenstern vorbei, die mit Vorhängen bedeckt waren, auf die Haustür zu. Es war die typische Tür eines Bauernhauses - breit und dick, und ihr Oberteil war ein Stück für sich, vom unteren geteilt, um die Sommerbrise hineinzulassen und die Tiere draußen zu halten. In der Mitte war ein schwerer, alt wirkender Bronzeklopfer befestigt. Er benutzte ihn.

Er wartete. Drinnen war keine Antwort zu hören, keinerlei Geräusche, die auf Bewegung deuteten.

Er klopfte noch einmal, lauter, mit langen Zwischenräumen zwischen den scharfen, metallischen Schlägen.

Jetzt war hinter der Tür ein Geräusch wahrzunehmen. Undeutlich, kurz. Ein Rascheln von Tuch oder Papier. Eine Hand, die an Stoff kratzte? Was?

»Bitte«, rief er höflich. »Mein Name ist Fontine. Sie haben meinen Vater gekannt und den Vater seines Vaters. Aus Mailand. Aus Campo di Fiori. Bitte, lassen Sie mich mit Ihnen sprechen! Ich will Ihnen nichts zuleide tun.«

Nur Schweigen. Nichts.

Er trat zurück ins Gras und ging zu den beleuchteten Fenstern. Er preßte sein Gesicht gegen das Glas und versuchte, durch den weißen Vorhang dahinter zu sehen. Sie waren so gerafft, daß sie undurchsichtig blieben. Die undeutlichen Bilder drinnen wurden durch das dicke Glas des Fensters noch weiter verzerrt.

Dann sah er es, und einen Augenblick lang glaubte er - während seine Augen sich an die undeutlich verzerrten Umrisse anpaßten -, er hätte zum zweitenmal in dieser Nacht den Verstand verloren.

Im äußersten linken Teil des Zimmers war die Gestalt eines Mannes ohne Beine zu sehen, der in kurzen, krampfhaften Zuckungen über den Boden kroch. Der deformierte Körper war von den Hüften aufwärts hünenhaft und trug eine Art Hemd, das bei den mächtigen Beinstümpfen endete, und das, was von den Beinen übriggeblieben war, war von seiner weißen Unterhose verborgen. Der Beinlose.

Alfredo Goldoni. Adrian sah jetzt zu, wie Goldoni sich zu einem dunklen Winkel an der anderen Wand schleppte. Er trug etwas in den Armen, hielt es an sich gepreßt, als wäre es eine Rettungsleine in schwerer See. Es war ein Gewehr, ein Karabiner mit großkalibrigem Lauf. Warum?

»Goldoni! Bitte!« schrie Fontine am Fenster. »Ich möchte nur mit Ihnen reden. Wenn der Nachtwächter Sie angerufen hat, muß er Ihnen das gesagt haben.«

Der Knall hallte wie Donner. Glas zersplitterte nach allen Richtungen, und die Fragmente bohrten sich durch Adrians Regenmantel und Jackett. Im letzten Augenblick hatte er gesehen, wie der schwarze Lauf sich hob, und war zur Seite getaumelt, hatte sein Gesicht mit den Händen geschützt. Dicke, ausgezackte Glassplitter übersäten wie hundert Eiszapfen seinen Arm. Wäre der dicke Pullover nicht gewesen, den er sich in Mailand gekauft hatte, dann wäre er jetzt eine einzige blutige Masse gewesen. So blutete er nur leicht am Hals und an den Armen.

Und dahinter, durch die Rauchwolken und die zersplitterten Überreste des Fensters, konnte er das metallische Schnappen des Karabiners hören. Goldoni hatte nachgeladen. Er setzte sich auf, den Rücken gegen das steinerne Fundament des Hauses gestützt. Er strich an seinem linken Arm entlang und entfernte von dem Glas, soviel er konnte. Er spürte an seinem Hals einige Rinnsale von Blut.

Da saß er, schweratmend, bemüht, wieder ins Lot zu kommen. Und dann rief er erneut. Goldoni konnte ihn hier unmöglich erreichen. Der tote Winkel zwischen der finsternen Ecke und dem Fenster schützte ihn. Sie waren zwei Gefangene, der eine darauf erpicht, den anderen zu töten, von einer unsichtbaren, nicht zu erkletternden Mauer in Schach gehalten.

»Hören Sie mir zu! Ich weiß nicht, was man Ihnen gesagt hat, aber es ist nicht wahr! Ich bin nicht Ihr Feind!«

»Animale!« schrie Goldoni drinnen. »Ich mach' Sie kalt!«

»Warum, um Gottes willen? Ich will Ihnen nichts zuleid tun!«

»Sie sind Fontini-Cristi! Ein Frauenmörder! Ein Entführer von Kindern! Animale!«

Er war zu spät gekommen. Der Killer hatte Champoluc vor ihm erreicht.

Aber der Killer war immer noch auf freiem Fuß. Er hatte noch eine Chance.

»Zum letztenmal, Goldoni«, sagte er diesmal ohne zu schreien. »Ich bin Fontini-Cristi, aber ich bin nicht der Mann, den Sie töten wollen. Ich bin kein Frauenmörder, und ich habe keine Kinder entführt. Ich kenne den Mann, von dem Sie sprechen, doch das bin ich nicht. Das ist so klar und so einfach, wie ich es ausdrücken kann. Jetzt werde ich mich vor dem Fenster aufrichten. Ich habe keine Schußwaffe - ich habe nie eine besessen. Wenn Sie mir nicht glauben, dann denke ich, werden Sie schießen müssen. Ich habe keine Zeit, noch länger mit Ihnen zu streiten. Und ich glaube, Sie haben die auch nicht. Keiner von Ihnen.«

Adrian stützte sich mit der blutenden Hand am Boden ab und erhob sich unsicher. Langsam trat er vor das zersplitterte Glas des Fensters.

Alfredo Goldoni rief leise hinaus: »Gehen Sie mit ausgestreckten Armen. Wenn Sie zögern oder stehenbleiben, sind Sie ein toter Mann.«

Fontine kam aus den Schatten des abgedunkelten Hinterzimmers. Der Mann ohne Beine hatte ihn zu einem Fenster gewiesen, durch das er ins Haus steigen konnte. Der Krüppel riskierte es nicht, die Haustür zu öffnen. Als Adrian aus der Finsternis kam, spannte Goldoni den Hahn seines Karabiners, war bereit zu feuern. Seine Stimme war nur ein Flüstern.

»Sie sind der Mann und doch sind Sie es nicht.«

»Er ist mein Bruder«, sagte Adrian leise. »Und ich muß ihn aufhalten.«

Goldoni starrte ihn stumm an. Schließlich zog er den Hammer des Karabiners vorsichtig zurück und ließ die Waffe neben sich in die Ecke sinken. Dabei ließ er die ganze Zeit Fontine nicht aus den Augen.

»Helfen Sie mir in meinen Stuhl«, sagte er.

Adrian saß vor dem Mann ohne Beine, bis zu den Hüften nackt, den Rücken in Reichweite von Goldonis Händen. Der Mann hatte ihm die Glassplitter herausgezogen und dabei eine Alkohollösung benutzt, die brannte und ihren Zweck erfüllte. Die Blutung stockte.

»In den Bergen ist Blut etwas Wertvolles. Unsere Landsleute im Norden nennen diese Flüssigkeit Leimen. Das ist besser als das Pulver. Ich bezweifle, ob die Ärzte damit einverstanden sind, aber jedenfalls tut sie ihre Wirkung. Ziehen Sie Ihr Hemd wieder an.«

»Danke.« Fontine stand auf und tat, was der andere ihm aufgetragen hatte. Sie hatten nur kurz gesprochen, nur die Dinge, die gesagt werden mußten. Mit der praktischen Art des Gebirgsbewohners hatte Goldoni Adrian befohlen, die Kleider

abzulegen, wo das Glas durchgedrungen war. Ein verwundeter Mann, um den sich keiner kümmerte, war keinem viel wert. Aber seine Rolle als Landarzt milderte weder den Zorn noch den Schmerz, den er empfand.

»Er ist ein Mann aus der Hölle«, sagte der Krüppel, während Fontine sein Hemd zuknöpfte.

»Er ist krank, obwohl mir klar ist, daß Ihnen das nichts hilft. Er sucht etwas. Eine Kasette, die irgendwo in den Bergen versteckt liegt. Vor Jahren, vor dem Krieg, hat mein Großvater sie dort hingetragen.«

»Das wissen wir. Wir haben immer gewußt, daß eines Tages jemand kommen würde. Aber das ist alles, was wir wissen. Wir wissen nicht, wo in den Bergen.«

Adrian glaubte dem Mann ohne Beine nicht, und doch konnte er dessen nicht sicher sein. »Sie sagten, Frauenmörder. Wer?«

»Meine Frau. Die ist weg.«

»Weg? Woher wissen Sie, daß sie tot ist?«

»Er hat gelogen. Er hat gesagt, sie sei die Straße hinuntergerannt. Er habe sie verfolgt und sie gefangen und behauptet, er halte sie im Dorf versteckt.«

»Das ist möglich.«

»Das ist es nicht. Ich kann nicht gehen, Signore. Meine Frau kann nicht rennen. Sie hat geschwollene Venen in den Beinen. Sie trägt dicke Schuhe, um im Haus herumzulaufen. Diese Schuhe stehen vor Ihren Augen.«

Adrian blickte auf die Stelle hinunter, auf die Goldoni zeigte. Ein Paar schwerer, häßlicher Schuhe stand ordentlich neben einem Stuhl.

»Manchmal tun Leute Dinge, von denen sie nicht glauben, daß sie sie tun können...«

»Am Boden ist Blut«, unterbrach Goldoni. Seine Stimme zitterte, und er wies auf einen Türbogen ohne Tür. »Der Mann, der sich einen Soldaten nennt, hatte keine Wunden. Gehen Sie! Sehen Sie selbst!«

Fontine trat in den kleinen Raum. Die Glastüren eines Bücherschranks waren zerschlagen, überall lagen scharfkantige Splitter. Er griff hinein und holte hinter einer der zerschlagenen Türen ein Buch heraus. Er öffnete es. Die mit sauberer Schrift bedeckten Seiten schilderten Kletterpartien in die Berge. Die Daten reichten über 1920 hinaus in die Vergangenheit. Und auf dem Boden neben der Tür war Blut.

Er war zu spät gekommen.

Er ging schnell in das Vorderzimmer zurück.

»Sagen Sie mir alles. So schnell Sie können. Alles.«

Der Soldat war gründlich gewesen. Er hatte seinen Feind bewegungsunfähig, ihn durch Angst und Panik hilflos gemacht. Der Major vom Eye Corps hatte ganz allein eine Invasion des Capomonti-Gasthofs durchgeführt. Er hatte es schnell getan, ohne dabei eine Bewegung zu vergeuden, hatte Lefrac und die Angehörigen der Familien Capomonti und Goldoni in einem Zimmer im Obergeschoß gefunden, wo sie ihre hastig einberufene Konferenz abhielten.

Die Tür des Zimmers war aufgefliegen. Ein verstörter Angestellter war so unsanft hindurchgestoßen worden, daß er zu Boden fiel. Hinter ihm kam schnell der Soldat, schloß die Tür, ehe irgendeiner der im Raum Anwesenden wußte, was geschah, und hielt sie alle mit seiner Waffe in Schach.

Dann hatte der Soldat seine Forderungen gestellt. Zuerst das alte Journal, das einen Ausflug in die Berge beschrieb, der mehr als fünfzig Jahre zurücklag. Und Landkarten. Detaillierte Karten, wie sie die Bergsteiger im Distrikt Champoluc benutzten. Zum zweiten die Dienste entweder von Lefracs Sohn oder seinem achtzehnjährigen Enkel. Einer von beiden sollte ihn in die Berge führen. Zum dritten die Enkeltochter als zweite Geisel. Der Vater des Kindes hatte den Kopf verloren und sich auf den Mann mit der Waffe gestürzt, aber der Soldat verstand sein Handwerk und hatte den Vater überwältigt, ohne einen Schuß abzugeben.

Der alte Lefrac hatte den Befehl erhalten, die Tür zu öffnen und ein Hausmädchen zu rufen. Man brachte entsprechende

Kleidung in das Zimmer, und dann zogen sich die Kinder, dauernd mit der Waffe bedroht, an. Dies war der Augenblick, in dem der Mann aus der Hölle Goldoni sagte, seine Frau sei seine Gefangene. Er sollte zu seinem Haus zurückkehren und allein dort bleiben, seinen Fahrer - den Neffen - wegschicken. Wenn er unterwegs anhielt und die Polizei aufsuchte, würde er seine Frau nie wiedersehen.

»Warum?« fragte Adrian schnell. »Warum hat er das getan? Warum wollte er, daß Sie allein hier sind?«

»Er trennt uns. Meine Schwester kehrt mit meinem Neffen in ihr Haus an der Via Sestina zurück, Lefrac und sein Sohn bleiben im Gasthof. Zusammen könnten wir einander mutig machen. Getrennt sind wir verängstigt, hilflos. Man vergißt nicht so leicht eine Pistole, die man einem Kind an den Kopf hält. Er weiß, daß wir allein nichts tun werden, nur warten.«

Adrian schloß die Augen.

»Der Soldat ist ein Experte, das muß man sagen.« Goldonis Stimme war leise, sein Haß brennend.

Fontine blickte zu ihm hinüber.

Ich bin mit dem Rudel gelaufen - in der Mitte des Rudels -, aber jetzt bin ich nach außen gekommen und werde mich von ihm lösen.

»Warum haben Sie auf mich geschossen? Wenn Sie mich für ihn hielten - wie konnten Sie da das Risiko eingehen? Ohne zu wissen, was er getan hat.«

»Ich habe Ihr Gesicht hinter dem Glas gesehen. Ich wollte Sie blenden, nicht töten. Ein toter Mann kann mir nicht sagen, wohin er meine Frau gebracht hat. Oder die Leiche meiner Frau. Oder die Kinder. Ich bin ein guter Schütze. Ich habe ein paar Zentimeter über Ihren Kopf gezielt.«

Fontine trat an den Stuhl, über den er seine Jacke geworfen hatte, und holte die fotokopierten Blätter mit den Erinnerungen seines Vaters heraus, jenen Erinnerungen, die fünfzig Jahre in die Vergangenheit reichten. »Sie müssen dieses Journal gelesen haben. Können Sie sich erinnern, was in ihm stand?«

»Sie können ihm nicht folgen. Er wird Sie töten.«

»Können Sie sich erinnern?«

»Es war eine Tour, die zwei Tage dauerte, mit vielen Wegen, die wir überquerten. Er könnte überall sein. Er engt den Ort ein, den er sucht. Er reist blind. Wenn er Sie sehen würde, würde er die Kinder töten.«

»Er wird mich nicht sehen. Nicht, wenn ich ihm zuvorkomme. Nicht, wenn ich auf ihn warte!« Adrian entfaltete die kopierten Seiten.

»Man hat sie mir vorgelesen. Da ist nichts, was Ihnen hilft.«

»Da muß aber etwas sein! Es ist hier!«

»Sie haben unrecht«, sagte Goldoni, und Adrian wußte, daß er nicht log. »Ich habe versucht, ihm das zu sagen, aber er wollte nicht zuhören. Ihr Großvater hat seine Vorkehrungen getroffen, aber der Padrone hat nicht mit dem unerwarteten Tod oder menschlichem Versagen gerechnet.«

Fontine blickte auf. In den Augen des alten Mannes stand die Hilflosigkeit. Ein Killer war in den Bergen, und er war hilflos. Der Tod würde mit Sicherheit dem Tod folgen, denn seine Frau lebte bestimmt nicht mehr.

»Was waren das für Vorkehrungen?« fragte Adrian leise.

»Ich will es Ihnen sagen. Sie sind nicht Ihr Bruder. Wir haben das Geheimnis fünfunddreißig Jahre bewahrt, Lefrac, die Capomontis und wir. Und noch einer - keiner von uns - einer, dessen Tod plötzlich kam, ehe er seine eigenen Vorkehrungen traf.«

»Wer war das?«

»Ein Händler namens Leinkraus. Wir haben ihn nicht gut gekannt.«

»Sagen Sie es mir.«

»Wir haben all die Jahre darauf gewartet, daß ein Fontini-Cristi kommt.« So begann der Mann ohne Beine:

Der Mann, den sie - die Goldonis, Lefrac und die Capomontis - erwarteten, würde ganz leise kommen, in Frieden, und die eiserne Kiste suchen, die hoch oben in den Bergen vergraben

lag. Dieser Mann würde von der Reise sprechen, die Vater und Sohn vor so vielen Jahren unternommen hatten. Und er würde wissen, daß die Reise in den Goldoni-Journalen aufgezeichnet war - so wie alle das wissen würden, die die Goldonis als Führer benutzten. Und weil jene Klettertour zwei Tage gedauert und über eine beträchtliche Strecke Weges geführt hatte, würde der Mann sich auf eine verlassene Eisenbahnlichtung beziehen, die als Scioc-cezza di Cacciatori bekannt war - Jägers Torheit. Man hatte die Lichtung vor über vierzig Jahren der Natur überlassen, lange bevor die eiserne Kiste vergraben worden war, aber sie hatte existiert, als Vater und Sohn im Sommer 1920 nach Champoluc reisten.

»Ich dachte, man hätte jenen Lichtungen...«

»... die Namen von Vögeln gegeben?«

»Ja.«

»Den meisten, nicht allen. Der Soldat fragte, ob es eine Lichtung gäbe, die unter dem Namen des Falken bekannt sei. In den Bergen von Champoluc gibt es keine Falken.«

»Das Gemälde an der Wand«, sagte Adrian mehr zu sich als zu dem anderen.

»Was?«

»Mein Vater erinnerte sich an ein Gemälde an einer Wand in Campo di Fiori, ein Gemälde, das eine Jagd zeigte. Er dachte, es könnte eine Bedeutung haben.«

»Der Soldat sprach nicht davon. Er sprach auch nicht davon, weshalb er die Information suchte, nur daß er sie haben mußte. Er hat mir gegenüber die Suche nicht erwähnt, auch die Journale nicht. Auch nicht den Grund, weshalb die Eisenbahnlichtung wichtig war. Er war so geheimnisvoll. Und er kam ganz eindeutig nicht in Frieden. Ein Soldat, der einen Mann ohne Beine bedroht, ist ein hohler Kommandant. Ich habe ihm nicht vertraut.«

Alles, was sein Bruder getan hatte, widersprach der Erinnerung an die Fontini-Cristi, so wie diese Leute sie in Erinnerung hatten. Es wäre so einfach gewesen, wenn er offen

zu ihnen gewesen wäre, wenn er in Frieden gekommen wäre. Aber dazu war der Soldat nicht imstande. Er befand sich immer im Krieg.

»Dann ist das Gebiet um diese verlassene Lichtung - Jägers Torheit - der Ort, wo die Kassette vergraben ist?«

»Vermutlich. Es gibt ein paar alte Wege, die nach Osten führen, zu den weiter oben liegenden Hügelketten. Aber welcher Pfad, welche Kette? Das wissen wir nicht.«

»Aber es muß doch in den Aufzeichnungen stehen.«

»Wenn man weiß, wo man nachsehen muß. Der Soldat wußte es nicht.«

Adrian überlegte. Sein Bruder war um die ganze Welt gereist, war den Abwehrbehörden der mächtigsten Nation der Welt entkommen. »Vielleicht unterschätzen Sie ihn.«

»Er ist keiner von uns. Kein Mann der Berge.«

»Nein«, sinnierte Fontine, »er ist etwas ganz anderes. Wonach würde er suchen? Das ist es, worüber wir nachdenken müssen.«

»Ein unzugänglicher Ort. Abseits von den Wegen. Terrain, das aus verschiedenen Gründen unzugänglich ist. Es gibt viele solche Gegenden. Die Berge sind voll von ihnen.«

»Aber Sie haben es doch vor einigen Minuten gesagt. Daß er seine - seine Optionen einengen würde.«

»Signore?«

»Nichts. Ich habe nur überlegt - schon gut. Sehen Sie, er weiß, wonach er nicht suchen muß. Er weiß, daß die Kassette schwer war. Sie mußte transportiert werden - mechanisch transportiert. Er hat außer dem Journal noch etwas, womit er anfangen kann.«

»Das wußten wir nicht.«

»Aber er wußte es.«

»In der Finsternis wird es ihm wenig nützen.«

»Schauen Sie zum Fenster«, sagte Adrian. Draußen war das erste Morgenlicht zu sehen. »Erzählen Sie mir von diesem anderen Mann. Diesem Kaufmann.«

»Leinkraus?«

»Ja. Was hatte er damit zu tun?«

»Die Antwort ist mit seinem Tod untergegangen. Selbst Francesca weiß es nicht.«

»Francesca?«

»Meine Schwester. Als meine Brüder starben, war sie die Älteste. Man hat ihr den Umschlag gegeben...«

»Was für einen Umschlag?«

»Die Instruktionen Ihres Großvaters.«

...Wenn Alfredo nicht der Älteste sein sollte, sucht nach einer Schwester, wie es in den Bergen der Brauch ist...

Adrian entfaltete die Seiten des Testaments seines Vaters. Wenn solche Fragmente der Wahrheit über die vielen Jahre hinweg mit solcher Genauigkeit auftauchten, galt es, den zusammenhanglosen Erinnerungen seines Vaters mehr Aufmerksamkeit zu widmen.

»Meine Schwester hat seit ihrer Heirat mit Capomonti in Champoluc gelebt. Sie kannte die Familie Leinkraus besser als irgendeiner von uns. Der alte Leinkraus starb in seinem Laden. Da war ein Feuer. Viele dachten, es sei absichtlich gelegt worden.«

»Ich verstehe nicht.«

»Die Familie Leinkraus sind Juden.«

»Ich verstehe. Weiter.« Adrian blätterte in seinen Papieren.

...Der Händler war nicht beliebt. Er war Jude, und für einen, der erbittert kämpfte... solches Denken war unhaltbar.

Goldoni fuhr fort. Der Mann, der nach Champoluc kam und von der eisernen Kiste und der lang vergessenen Reise und der alten Eisenbahnlichtung sprach, sollte den Umschlag bekommen, der beim ältesten Goldoni hinterlegt war.

»Sie müssen verstehen, Signore.« Der Krüppel unterbrach sich. »Wir sind jetzt alle eine Familie. Die Capomontis und die Goldonis. Nach so vielen Jahren, in denen keiner kam, haben wir unter uns darüber gesprochen.«

»Jetzt sind Sie mir voraus.«

»Der Umschlag lenkte den Mann, der gekommen war, nach Champoluc zum alten Capomonti...«

Adrian blätterte zurück. Wenn es in Champoluc Geheimnisse zu hinterlassen gab, dann wäre der alte Capomonti ein Felsen des Schweigens und des Vertrauens gewesen.

»Als Capomonti starb, gab er seine Instruktionen seinem Schwiegersohn Lefrac.«

»Dann weiß es Lefrac?«

»Nur ein Wort. Den Namen Leinkraus.«

Fontine schoß in seinem Stuhl in die Höhe. Dann blieb er an der Kante sitzen, verwirrt. Und doch hatte das, was er gehört hatte, in seinem Bewußtsein etwas ausgelöst. So wie bei einem langen, komplizierten Kreuzverhör gewannen plötzlich isolierte Sätze, einzelne Worte Bedeutung, wo vorher dergleichen nicht existiert hatte.

Die Wörter. Er mußte auf die Wörter sehen, wie sein Bruder auf die Gewalt sah.

Er überflog die Blätter, die er in der Hand hielt, suchte, bis er das fand, was ihn beschäftigt hatte.

...ich kann mich nicht genau erinnern, worum es sich bei dem unangenehmen Zwischenfall handelte... war ernst und provozierte in meinem Vater... Ein trauriger Zorn... Eindruck, daß man mir Einzelheiten vorenthielt...

Vorenthielt. Traurigkeit.

...provozierte meinen Vater...

»Goldoni, hören Sie zu. Sie müssen sich jetzt erinnern. Ganz weit zurückerinnern. Etwas geschah. Etwas Unangenehmes, Trauriges, Ärgerliches. Und es betraf die Familie Leinkraus.«

»Nein.«

Adrian hielt inne. Goldoni hatte ihn nicht ausreden lassen.

»Was meinen Sie mit ›nein‹?« fragte er leise.

»Ich habe es Ihnen doch gesagt. Ich kannte sie nicht gut. Wir sprachen kaum miteinander.«

»Weil sie Juden waren? Ist das damals aus dem Norden zu Ihnen gekommen?«

»Ich verstehe Sie nicht.«

»Doch, ich glaube, Sie verstehen mich schon.« Adrian starrte ihn an. Der Krüppel wich seinem Blick aus. Fontine fuhr leise fort: »Sie brauchten sie gar nicht zu kennen - überhaupt nicht vielleicht. Aber jetzt belügen Sie mich zum erstenmal. Warum?«

»Ich lüge nicht. Es waren keine Freunde der Goldonis.«

»Oder der Capomontis.«

»Oder der Capomontis!«

»Sie mochten sie nicht?«

»Wir kannten sie nicht. Sie blieben unter sich. Andere Juden kamen, und sie lebten unter sich. So einfach ist das.«

»Das ist es nicht.« Adrian wußte, daß die Antwort in Reichweite war. Verborgen, vielleicht sogar vor Goldoni selbst verborgen. »Etwas geschah im Juli 1920. Was war es?«

Goldoni seufzte. »Ich kann mich nicht erinnern.«

»14. Juli 1920. Was geschah?«

Goldonis Atem ging jetzt stoßend, seine mächtigen Kinnladen wirkten straff. Die Stümpfe, die einmal Beine gewesen waren, zuckten in seinem Rollstuhl.

»Es hat nichts zu bedeuten«, flüsterte er.

»Lassen Sie mich darüber befinden«, sagte Adrian.

»Die Zeiten haben sich geändert. So viel hat sich in einem Leben geändert«, sagte der Mann aus den Bergen, und seine Stimme stockte. »Alle haben dasselbe empfunden.«

»14. Juli 1920!« Adrian ließ seinen Zeugen jetzt nicht mehr locker.

»Ich sage es Ihnen doch! Es hat keine Bedeutung!«

»Verdammt noch mal!« Adrian sprang von seinem Stuhl. Er hätte auch nicht davor zurückgeschreckt, den alten Mann zu schlagen, und dann kam das, was er hören wollte.

»Man hat einen Juden geschlagen. Einen jungen Juden, der in die Kirchenschule eintrat. Man hat ihn geschlagen. Er starb drei Tage darauf.«

Goldoni hatte es gesagt. Aber nur einen Teil davon. Fontine trat einen Schritt zurück.

»Leinkraus' Sohn?« fragte er.

»Ja.«

»Die Kirchenschule?«

»In die staatliche Schule konnte er nicht eintreten. Es war ein Ort, an dem er lernen konnte. Die Priester haben ihn akzeptiert.«

Fontine setzte sich langsam, ohne Goldoni aus den Augen zu lassen. »Da ist noch mehr, nicht wahr? Wer hat ihn geschlagen?«

»Vier Jungen aus dem Dorf. Sie wußten nicht, was sie taten. Jeder hat das gesagt.«

»Sicher hat das jeder. So ist es einfacher. Unwissende Kinder, die man schützen mußte. Und was war schon das Leben eines Juden?«

Tränen traten in Alfredo Goldonis Augen. »Ja.«

»Sie waren einer von diesen Jungen, nicht wahr?«

Goldoni nickte stumm.

»Ich glaube, ich kann Ihnen sagen, was geschah«, fuhr Adrian fort. »Man hat Leinkraus bedroht. Seine Frau, die anderen Kinder. Nichts wurde gesagt, nichts berichtet. Ein junger Jude war gestorben, das war alles.«

»Es liegt so viele Jahre zurück«, flüsterte Goldoni, und die Tränen rannen ihm über die Wangen. »Niemand denkt mehr so. Und wir haben mit dem gelebt, was wir getan haben. Am Ende meines Lebens wird es noch schwerer. Das Grab steht mir jetzt bevor.«

Adrian hörte auf zu atmen. Goldonis Worte hatten ihn aufgerüttelt. Das Grab ist nahe - das Grab. War es das? Er wollte aufspringen und seine Fragen hinausbrüllen, bis der Krüppel sich erinnerte, sich genau erinnerte. Aber das konnte er nicht tun. Seine Stimme blieb leise, unschlüssig.

»Was geschah dann? Was hat Leinkraus getan?«

»Getan?« Goldoni zuckte langsam die Schultern, und in der Geste lag tiefe Trauer.

»Was konnte er tun? Er blieb stumm.«

»Gab es ein Begräbnis?«

»Wenn es eines gab, wußten wir nichts davon.«

»Leinkraus' Sohn mußte begraben werden. Kein christlicher Friedhof hätte einen Juden aufgenommen. Gab es eine Grabstätte für Juden?«

»Nein, damals nicht. Jetzt schon.«

»Damals! Was war damals? Wo ist er begraben worden? Wo hat man den ermordeten Sohn von Leinkraus begraben?«

Goldoni reagierte, als hätte man ihn ins Gesicht geschlagen. »Es hieß, der Vater und die Brüder - die Männer der Familie - hätten den toten Sohn in die Berge getragen. Wo keiner die Leiche des Jungen weiter entehren konnte.«

Adrian stand auf. Das war seine Antwort.

Das Grab des Juden. Die Kassette aus Saloniki.

Savarone Fontini-Cristi hatte in einer Dorftragödie ewige Wahrheit gefunden. Er hatte sie benutzt, am Ende. Er hatte nicht zugelassen, daß die heiligen Männer es vergaßen.

Paul Leinkraus war Ende der Vierzig, der Enkel des Kaufmanns und selbst ein Kaufmann. Aber ein Mann einer anderen Zeit. Es gab wenig, was er von einem Großvater berichten konnte, den er kaum gekannt hatte, oder aus einer Zeit der Unterwürfigkeit und der Furcht, die er nie gekannt hatte. Aber er war ein intelligenter Mann, der aus sich und seinem Erbe etwas gemacht hatte und dafür allein die Verantwortung trug. Als solcher hatte er die Eindringlichkeit und die Berechtigung von Adrians plötzlichem Anruf anerkannt.

Leinkraus hatte Fontine in die Bibliothek geführt, weg von seiner Frau und dem Kind, und hatte die Familienthore vom Regal genommen. Die Skizze bedeckte das ganze hintere Brett des Einbands. Es war eine präzise gezeichnete Karte, die den Weg zum Grab von Reuven Leinkraus' erstem Sohn wies, den man am 17. Juli 1920 in den Bergen begraben hatte.

Adrian hatte jede Linie nachgezogen und dann seine Zeichnung mit dem Original verglichen. Sie war präzise; er hatte seinen letzten Paß. Und er war sicher, wohin er ihn führen würde. Zu was, konnte er nicht wissen.

Dann hatte er Leinkraus eine letzte Bitte vorgebracht. Ein Ferngespräch mit London, das er natürlich bezahlen würde.

»Ihr Großvater hat alles bezahlt, was dieses Haus akzeptieren kann. Führen Sie Ihr Gespräch.«

»Bitte, bleiben Sie. Ich möchte, daß Sie mithören.«

Er hatte das Savoy-Hotel in London angerufen. Der Wunsch, den er hatte, war nicht kompliziert. Das Savoy sollte bitte in der amerikanischen Botschaft anrufen, sobald diese öffnete, und dort eine Nachricht für einen Colonel Tarkington aus dem Büro des Inspector General hinterlassen. Wenn er nicht in London sein sollte, würde die Botschaft wissen, wo man ihn erreichen konnte.

Colonel Tarkington sollte mit einem Mann namens Paul Leinkraus in der Ortschaft Champoluc in den italienischen Alpen Verbindung aufnehmen. Als Unterschrift sollte Adrian Fontine unter der Nachricht stehen.

Er ging jetzt in die Berge, nahm die Jagd auf, aber er machte sich keine Illusionen. Am Ende war er dem Soldaten nicht gewachsen. Seine Geste würde vielleicht genau das sein. Eine Geste, an deren Ende möglicherweise sein Tod stehen würde; auch das war ihm bewußt.

Die Welt konnte sehr gut ohne seine Anwesenheit überleben. Er war nicht sonderlich bemerkenswert, obwohl er sich in der Vorstellung gefiel, gewisse Talente zu besitzen. Aber er war sich keineswegs sicher, was aus der Welt werden würde, wenn Andrew Champoluc mit dem Inhalt einer eisernen Kiste verließ,

die vor bald vierzig Jahren auf einem Güterzug aus Saloniki gekommen war.

Wenn nur ein Bruder aus den Bergen wieder herauskam und jener Mann der Killer vom Eye Corps war, dann mußte jemand ihm entgegentreten.

Als er das Gespräch beendet hatte, hatte Adrian Paul Leinkraus angesehen. »Wenn Colonel Tarkington mit Ihnen Verbindung aufnimmt, dann sagen Sie ihm genau, was heute morgen hier geschah.«

Fontine nickte Leinkraus in der Tür zu. Er öffnete die Tür des Fiat, stieg ein und stellte erst jetzt fest, daß er bei der Ankunft so erregt gewesen war, daß er die Schlüssel im Wagen gelassen hatte. Ein Soldat würde nie so ungeschickt sein.

Der Gedanke veranlaßte ihn, nach rechts zu greifen und den Deckel des Handschuhkastens aufzuklappen. Er griff hinein und holte eine schwere schwarze Pistole heraus. Alfredo Goldoni hatte ihm die Waffe erklärt.

Er drehte den Zündschlüssel um und kurbelte die Scheibe herunter, brauchte plötzlich frische Luft. Sein Atem ging schnell; der Herzschlag vibrierte in seiner Kehle. Dann erinnerte er sich.

Er hatte nur einmal in seinem Leben eine Pistole abgefeuert. Vor Jahren in einem Pfadfinderlager in New Hampshire, als die Freizeithelfer sie zu einem Polizeischießplatz gebracht hatten. Sein Bruder hatte neben ihm gestanden, und sie hatten miteinander gelacht, aufgeregte Kinder.

Wohin war das Lachen gegangen?

Wohin war sein Bruder gegangen?

Adrian fuhr die von Bäumen gesäumte Straße hinunter und bog nach links in die Straße, die ihn nach Norden, in die Berge, führen würde. Über ihm verbarg sich die frühe Morgensonne hinter einer Decke dichter werdender Wolken.

Der Himmel war zornig.

Das Mädchen stieß einen Schrei aus und glitt auf dem Felsen aus. Ihr Bruder riß sie herum und packte sie an der Hand, verhinderte ihren Fall. Sie wäre nur sechs Meter tief gefallen, und der Soldat fragte sich, ob es besser wäre, ihren Griff zu brechen und sie fallen zu lassen. Wenn das Mädchen sich einen Knöchel oder das Bein brach, würde es nicht weiterkommen. Ganz sicher würde sie es nicht bis hinunter ins flache Land und zur Straße schaffen. Die lag jetzt zwölf Kilometer hinter ihnen. Den ersten Teil des Terrains hatten sie in der Nacht hinter sich gebracht.

Die ersten Wege jener Reise in die Berge, die fünfzig Jahre zurücklag, konnte er sich sparen. Wenn andere die Suche begannen, würden sie das nicht wissen. Er wußte es. Er verstand sich darauf, Karten zu lesen, so wie die meisten Menschen einfache Bücher lasen. Aus Symbolen, Farben und Ziffern konnte er sich ein Terrain mit der Genauigkeit einer Kamera vorstellen. Es gab keinen in der Army, der besser war als er. Er war ein Meister von allem Greifbaren, von Männern über Maschinen bis zu Landkarten.

Die detaillierte Karte, die von den Alpinisten in Champoluc benutzt wurde, zeigte, wie die Eisenbahn von Aosta aus sich im Osten um die Bergflanke herumschob. Vor der Station Champoluc verliefen die Gleise etwa fünf Kilometer gerade. Die Gebiete westlich der letzten ebenen Stellen im Bahnkörper wurden das ganze Jahr über häufig begangen. Dies waren die ersten Wege, die in Goldonis Journal beschrieben waren. Niemand, der etwas Wertvolles zu verbergen hatte, würde sie auch nur im geringsten in Betracht ziehen.

Aber weiter im Norden, dort, wo die Ostkurve des Gleiskörpers begann, lagen die alten Lichtungen, die zu zahlreichen Pfaden führten, die eindeutig in den Seiten aufgelistet waren, die er aus dem Goldoni-Journal für den 14. und 15. Juli 1920 herausgerissen hatte. Jeder dieser Pfade konnte der sein, den er suchte. Sobald er sie bei Tageslicht sah

und die Möglichkeiten studieren konnte, konnte er auch entscheiden, welchen Pfad er weiterverfolgen würde.

Seine Auswahl würde auf Fakten beruhen. Faktum eins: die Größe und das Gewicht der Kassette erforderte den Transport mit Fahrzeugen oder Tieren. Faktum zwei: der Zug aus Saloniki war im Monat Dezember gefahren - einer Jahreszeit, in der das Wetter bitterkalt war und die Bergpässe unter tiefem Schnee lagen. Faktum drei: die Schneeschmelze im Frühling und Sommer mit ihren wilden Gießbächen und der daraus resultierenden Erosion würde ein Versteck weit oben erfordern, eines, das von schützendem Felsgestein umgeben war. Faktum vier: jenes Versteck würde abseits von häufig begangenen Gebieten liegen, hoch über einer etablierten Route, aber mit einem Nebenweg, den ein Tier oder ein Fahrzeug bewältigen konnte. Faktum fünf: der Weg mußte von einem Gleisabschnitt ausgehen, wo ein Zug anhalten konnte, der Boden zu beiden Seiten der Gleise mußte also gerade und flach sein. Faktum sechs: die Lichtung, auf die es ankam, ob sie nun im Augenblick gebraucht wurde oder verlassen war, würde zu sich kreuzenden Wegen führen, die im Goldoni-Journal aufgezeichnet waren. Indem er jeden dieser Wege bis zu den Gleisen zurückverfolgte und sich dabei überlegte, wie gut er zu befahren oder von einem Tragtier zu begehen war - in Eis und Schnee -, würde er die Zahl der Pfade weiter einschränken, bis es nur noch einen gab, der zum Versteck führte.

Er hatte Zeit. Tage, wenn er sie brauchte. Er hatte Vorräte für eine Woche, die er im Rucksack trug. Der Krüppel Goldoni, die Frau, Capomonti und Lefrac und seine Familie waren zu verängstigt, um etwas zu unternehmen. Er hatte sich brillant abgesichert. Das Unsichtbare war immer wirksamer als das im Kampf Sichtbare. Er hatte dem erschreckten Mann gesagt, daß er Helfer in Champoluc hatte. Sie würden aufpassen, würden ihn in den Bergen verständigen, wenn ein Goldoni oder ein Capomonti oder Lefrac zur Polizei gehen sollte. Für einen Soldaten war es nicht schwer, solche Nachrichten zu empfangen. Und sobald er sie empfangen hatte, würde dies zur Exekution seiner Geiseln führen.

In seiner Fantasie hatte er sich die Gegenwart des Eye Corps vorgestellt. Das Eye Corps, so wie es gewesen war - effizient, stark, schnell agierend.

Eines Tages würde er ein neues Corps aufbauen, stärker, effizienter und ohne Schwäche. Er würde die Kasette aus Saloniki finden, die Dokumente aus den Bergen tragen, die heiligen Männer zu sich rufen und ihre Gesichter betrachten, während er ihnen den bevorstehenden weltweiten Zusammenbruch ihrer Institutionen schilderte.

...Der Inhalt jener Kasette ist für die zivilisierte Welt so erschütternd wie nichts anderes in der ganzen Geschichte...

Das war beruhigend. Die Kasette konnte in keine besseren Hände gelangen.

Sie befanden sich jetzt auf der ebenen Strecke, und das Terrain stieg höchstens einen Kilometer von ihnen entfernt im Westen an. Das Mädchen fiel auf die Knie, schluchzte. Ihr Bruder sah ihn an, und seine Augen vermittelten Haß, Furcht, Flehen. Andrew würde sie beide töten. Aber das würde noch eine Weile dauern. Man entledigte sich seiner Geiseln, wenn sie ihren Zweck nicht mehr erfüllten.

Nur Narren töteten unbedacht. Der Tod war ein Instrument, ein Mittel, das man einsetzte, um ein Ziel zu erreichen oder einen Auftrag abzuschließen, das war alles.

Adrian steuerte den Fiat von der Straße herunter in die Felder. Die Felsbrocken rissen das Chassis auf. Er konnte nicht weiterfahren. Er hatte den ersten von einigen steilen Hügeln erreicht, die zu dem ersten Plateau führten, das auf der Leinkraus-Skizze beschrieben war. Er befand sich achteinhalb Kilometer nördlich von Champoluc. Das Grab lag exakt fünf Kilometer hinter dem ersten der Plateaus, die die Landmarken der Reise zum Begräbnis waren.

Er stieg aus dem Wagen und ging über das mit hohem Gras bestandene Feld. Er blickte auf. Der Hügel vor ihm sprang förmlich aus dem Boden, eine unvermittelte Auswölbung der Natur, mehr Fels als Grün und ohne einen erkennbaren Weg, auf dem man ihn hätte besteigen können. Er kniete nieder und

band die Schnürsenkel seiner gummibesohlenen Stiefel so straff er konnte. Das Gewicht der Pistole lastete schwer in der Tasche seines Regenmantels.

Einen Augenblick schloß er die Augen. Er konnte nicht denken. O Gott, mach, daß ich nicht zu denken brauche.

Er war jetzt Akteur geworden. Er richtete sich auf und begann zu klettern.

Die ersten zwei Eisenbahnlichtungen erwiesen sich als negativ. Kein Tier und kein Fahrzeug hätte den Weg von der Aosta-Eisenbahn zu den Osthängen schaffen können. Blieben noch zwei Lichtungen. Auf der alten Karte waren sie als Jägers Torheit und Sperlingsfelsen eingezeichnet; nirgends ein Falke erwähnt. Trotzdem mußte es eine von ihnen sein.

Andrew sah seine Geiseln an. Bruder und Schwester saßen nebeneinander auf der Erde, sie unterhielten sich in leisem, verängstigtem Flüsterton, und ihre Blicke huschten immer wieder zu ihm empor. Da war jetzt kein Haß mehr, nur noch Furcht und Flehen. An ihnen ist etwas Häßliches, dachte der Soldat. Und dann begriff er, was es war. Auf der anderen Seite der Welt, in den Dschungeln von Südostasien, kämpften Leute, die so alt wie sie waren, Schlachten mit Waffen, die sie über Uniformen geschnallt hatten, die wie Pyjamas aussahen. Dort drüben waren sie sein Feind, aber ein Feind, den er respektierte.

Für diese Kinder empfand er keinen Respekt. In ihren Gesichtern war keine Kraft, nur Furcht, und Furcht widerte den Major des Eye Corps an.

»Aufstehen!« Er konnte nicht anders, er schrie sie an, als er diese verweichlichten Kinder sah, in deren Gesichtern keine Würde war.

Herrgott, wie er solches Pack verachtet!

Niemand würde sie vermissen.

Adrian blickte über den niedrigen Felskamm zu dem Plateau in der Ferne hinüber. Er war dem alten Goldoni dankbar, daß er ihm Handschuhe gegeben hatte. Selbst ohne die Kälte wären

seine nackten Hände inzwischen total aufgeschürft gewesen. Nicht, daß das Klettern schwierig gewesen wäre. Ein Mann mit auch nur etwas Bergerfahrung hätte es als leicht empfunden. Aber er war nie in den Bergen gewesen, nur auf Skiern, wo man von Schleppliften oder Seilbahnen in die Höhe gezogen wurde. Er setzte die Muskeln ein, die er nur selten gebrauchte, und hatte nur wenig Vertrauen zu seinem Gleichgewichtssinn.

Die letzten hundert Meter waren die schwierigsten gewesen. Auf der Leinkraus-Skizze war der Pfad hervorgehoben: eine Ansammlung grauen Felsgesteins am Sockel einer Kristallwucherung, von der alle Kletterer wußten, daß man ihr am besten aus dem Weg ging, weil solch kristalline Wucherungen leicht abbröckelten. Aus dem Kristallgestein entwickelte sich eine Klippe, die etwa dreißig Meter in die Höhe ragte, und deren Rand deutlich abgegrenzt war. Links von der kristallinen Fläche wuchs dichtes Berggehölz senkrecht aus dem Hang heraus, ein ganz plötzlich auftauchender Wald, der von Felsen umgeben war. Der Leinkraus-Weg war zehn Schritte von der Böschung entfernt eingezeichnet. Er führte auf den bewaldeten Abhang, dessen Kamm das zweite Plateau war: das Ende der zweiten Etappe der Reise.

Aber der Pfad war nirgends zu finden. Er war verschwunden; Jahre, in denen er nicht benutzt worden und daher überwuchert war, hatten ihn verborgen. Und doch konnte man deutlich den Bergkamm über den Bäumen sehen. Daß er ihn sehen konnte, deutete darauf, daß er sich am richtigen Ort befand.

Er war in das dichte Unterholz eingedrungen und hatte sich Meter für Meter den steilen Abhang hinaufgearbeitet, durch ineinander verwachsenes Buschwerk und die scharfen Nadeln der Fichten.

Jetzt saß er auf dem Felsvorsprung und atmete schwer. Seine Schultern schmerzten von der dauernden Anspannung. Er schätzte die Distanz vom ersten Plateau auf wenigstens drei Kilometer. Er hatte fast drei Stunden dafür gebraucht.

Einen Kilometer pro Stunde, über Felsen und winzige Täler, quer über kalte Bäche und endlose Hügel. Nur drei Kilometer.

Wenn das so war, hatte er noch zwei Kilometer vor sich, vielleicht weniger. Er blickte auf. Die dichte Wolkendecke war den ganzen Morgen nicht aufgerissen. Es würde den ganzen Tag so bleiben. Der Himmel über ihm war wie der Himmel in North Shore vor einem kräftigen Regenschauer.

Früher waren sie zusammen im Regen gesegelt. Sie hatten gelacht, wenn sie dem Wetter ein Schnippchen schlugen, waren auf ihr Geschick im Umgang mit dem Boot stolz gewesen, hatten Regen und Wind des Long Island Sound herausgefordert.

Nein, daran durfte er jetzt nicht denken. Er stand auf und sah sich seine Kopie der Leinkraus-Skizze an, jene Kopie, die er vom Einband einer Familienthora angefertigt hatte.

Die Skizze war ganz eindeutig, nicht aber das ansteigende Terrain auf der anderen Seite. Er sah sein Ziel - im Nordosten, das dritte Plateau, hoch über einem Meer von Koniferen. Aber der Felskamm, auf dem er sich befand, führte nach rechts, nach Osten, zum Sockel einer weiteren Erhebung. Weg von jeder direkten Linie, die zu dem Plateau in der Ferne führte. Er ging um das Felssims herum, entlang am Rand des dunklen Gehölzes, durch das er heraufgekommen war. Der Boden fiel jäh nach unten ab, und die Felszacken in der Tiefe wirkten wie ein schäumender Fluß aus Gestein. Der Pfad in der Skizze führte vom Wald zum Felssims und wieder zum Wald; irgendwelche dazwischen liegende Felsen waren nicht erwähnt.

In den Jahren, seit das letzte Mitglied der Familie Leinkraus das Grab besucht hatte, mußten geologische Veränderungen stattgefunden haben. Eine plötzliche Laune der Natur - ein Erdbeben oder eine Lawine - hatte den Weg ausgelöscht.

Aber er konnte das Plateau sehen. Was ihn von dem Plateau trennte, schien undurchdringlich, aber sobald er es einmal geschafft hatte, würde er von seinem augenblicklichen Standpunkt aus einen sich windenden Pfad erkennen können, der zum Plateau führte. Es war zweifelhaft, daß sich auch das geändert hatte. Er rutschte die Böschung hinunter bis zu dem steinernen Fluß und kletterte ungeschickt und bemüht, nicht in

eine der hundert Miniaturspalten zu rutschen, dem Wald entgegen.

Es war die dritte Lichtung! Sciocchezza di Cacciatori! Jägers Torheit. Längst aufgegeben, aber einst perfekt dazu geeignet, die Kassette zu entfernen. Der Pfad, der von den Bergen zum Schienenkörper führte, war begehbar und das Areal rings um die Schienen eben und zugänglich. Zuerst war Andrew nicht sicher gewesen. Die Stelle war trotz des ebenen Bodens zu beiden Seiten der Schienen kurz und endete in einer Kurve. Dann erinnerte er sich: Sein Vater hatte gesagt, der Zug aus Saloniki sei kurz gewesen. Fünf Wagen und eine Lokomotive.

Fünf Einheiten konnten leicht in gerader Linie anhalten und hier Platz finden. Und gleichgültig, in welchem Wagen die Kassette verstaut gewesen war, man hatte sie ohne Schwierigkeiten ausladen können.

Aber was ihn jetzt davon überzeugte, daß er seinem Ziel nahe war, war eine unerwartete Entdeckung. Im Westen der Gleise waren die unverkennbaren Spuren einer aufgegebenen Straße. Man sah, wo sie sich in den Wald hineinschnitt, weil die Bäume dort niedriger waren als die, die sie umgaben, das Unterholz dichter am Boden. Es war nicht länger eine Straße - nicht einmal ein Weg -, aber daß hier einmal eine existiert hatte, war nicht zu leugnen.

»Lefrac!« schrie er den Achtzehnjährigen an. »Was ist dort unten?« Er deutete nach Nordwesten, wo der Wald abschüssig wurde.

»Ein Dorf. Vielleicht acht oder zehn Kilometer entfernt.«

»Liegt es nicht an der Bahnlinie?«

»Nein, Signore. Das ist Weideland, unter den Bergen.«

»Welche Straße führt in das Dorf?«

»Die Hauptstraße von Aosta und...«

»In Ordnung.« Er hinderte den Jungen aus zwei Gründen am Weitersprechen. Er hatte gehört, was er hören wollte, und einen halben Meter entfernt war das Mädchen aufgestanden und arbeitete sich auf den Wald an der Ostseite der Gleise zu.

Fontine holte die Pistole heraus und gab zwei Schüsse ab. Die Explosionen donnerten durch den Wald. Die Kugeln rissen zu beiden Seiten des Kindes den Boden auf. Ihr gellender Schrei übertönte fast die Explosion. Ihr Bruder stürzte sich mit tränenüberströmtem Gesicht auf ihn. Andrew machte einen Schritt zur Seite und schmetterte dem Jungen den Pistolenkolben gegen die Schläfe.

Lefracs Sohn fiel zu Boden. Sein Schluchzen, in das sich Zorn und Angst mischten, erfüllten das Schweigen der verlassenen Lichtung.

»Du bist besser, als ich gedacht hätte«, sagte der Soldat kühl, hob dann den Blick und wandte sich zu dem Mädchen um. »Hilf ihm. Er ist nicht verletzt. Wir kehren um.«

Man muß den Gefangenen Hoffnung geben, überlegte der Soldat. Je jünger und je unerfahrener sie waren, desto mehr Hoffnung sollte man ihnen geben. Das verringerte die Furcht, die in sich ihr schnelles Vorwärtskommen behinderte. Auch die Furcht war ein Instrument. Wie der Tod. Es galt, sie methodisch einzusetzen.

Zum zweitenmal ging er den Weg von den Schienen. Er war jetzt sicher. Es gab nichts, das ein Tier oder ein Fahrzeug daran hindern konnte, diesen Weg zurückzulegen. Der Boden war größtenteils hart und überall zugänglich. Und was noch wichtiger war, das Terrain stieg direkt den östlichen Hängen entgegen, führte zu den Pfaden, die er in den verblaßten Seiten des Journals gefunden hatte. Mit jedem Meter, den er zurücklegte, sagte der Soldat in ihm, daß er sich der feindlichen Zone näherte, denn das war sie.

Sie erreichten den ersten Weg, der den ihren schnitt, und der von dem Führer am Morgen des 14. Juli 1920 beschrieben worden war.

Der Weg führte nach rechts hinunter in eine Art Wald, eine dicke Wand aus dunklem Grün mit einem weißen Dach darüber. Er schien undurchdringlich.

Das war ein mögliches Versteck. Jener Bergwald würde für den unerfahrenen Kletterer keine Versuchung darstellen und für

den erfahrenen uninteressant sein. Andererseits war es ein Wald - Bäume und Erde, keine Felsen -, und weil es kein Felsen war, konnte er ihn nicht akzeptieren. Die Kassette würde von Felsen geschützt sein.

Zur Linken setzte sich der Weg nach oben fort, bog schräg an der Flanke eines kleinen Berges über ihnen ab. Der Weg selbst war breit, aus massivem Felsgestein und von Blattwerk gesäumt. Rechts türmten sich Felsbrocken auf und bildeten eine Mauer. Aber da war immer noch genügend Platz für ein Fahrzeug; die direkte Linie von den Gleisen war ununterbrochen.

»Bißchen schneller!« schrie er und gestikulierte nach links. Die Lefrac-Kinder sahen einander an. Zur Rechten war der Weg nach Champoluc - der Weg zurück. Das Mädchen packte den Arm ihres Bruders. Fontine trat vor, löste brutal ihren Griff und stieß das Mädchen nach vorn.

»Signore!« schrie der Junge und trat zwischen sie, die Arme von sich gestreckt, die offenen Handflächen vor sich - ein sehr leicht zu durchdringendes Schild. »Tun - tun Sie das nicht«, stammelte er mit leiser Stimme, die vor jugendlicher Angst brach, doch sein eigener Zorn forderte ihn selbst heraus.

»Gehen wir«, sagte der Soldat. Er hatte keine Zeit, um sie an Kinder zu vergeuden.

»Sie haben mich gehört, Signore!«

»Ich habe dich gehört. Und jetzt weiter.«

An der Westflanke des kleinen Berges wurde der Weg plötzlich schmaler. Er führte in einen riesigen natürlichen Bogen, den früher einmal ein Gletscher aus dem Gestein herausgespült haben mochte, und führte zu einem Hügel aus nacktem Felsgestein. Der geologisch geformte Bogen war nicht nur die logische Fortsetzung des Weges, sondern der Berg dahinter mußte für Anfänger in der Kunst des Kletterns geradezu unwiderstehlich gewesen sein. Man konnte ihn ohne große Mühe ersteigen, aber er war doch nach Breite und Höhe hinreichend eindrucksvoll, um ein guter Anfang für die höheren Regionen zu sein. Perfekt für einen begeisterten

Siebzehnjährigen unter den wachsamen Blicken eines Bergführers und eines Vaters.

Aber unter dem Bogen verengte sich der Weg, und der Felsboden war zu glatt, besonders wenn Schnee lag. Ein Tier - ein Maultier oder ein Pferd - würde es vielleicht schaffen, aber die Gefahr, daß seine Hufe ausglitten, war groß.

Und ein Fahrzeug würde hier unmöglich durchkommen.

Andrew drehte sich um und studierte den Weg, den sie gekommen waren. Es gab keine anderen Pfade, aber vielleicht dreißig Meter hinter ihnen, auf der linken Seite, war der Boden eben und mit Latschen bestanden. Das flache Stück reichte bis zu einer kurzen Felswand, die sich wie eine Mauer auftürmte. Diese Wand, diese kurze Klippe, war höchstens sechs Meter hoch und fast von Büschen und kleinen, knorrigen Bäumen verdeckt, die aus dem Felsen herauswuchsen. Aber der Boden unter der Klippe war eben. Sonst gab es überall natürliche Hindernisse, aber nicht dort, nicht an jener Stelle.

»Geht dort hinüber«, befahl er den jungen Lefracs, sowohl um sie im Auge zu behalten als auch, damit sie ihm eine Perspektive boten. »Geht zu diesem flachen Stück zwischen den Felsen! Schiebt die Büsche auseinander und geht hinein! Soweit ihr könnt!«

Er trat ein paar Schritte zurück und studierte den Kamm über sich. Er war ebenfalls eben oder schien zumindest so. Und dann war da noch etwas. Etwas, das einem eigentlich gar nicht auffallen würde, höchstens von der Stelle aus, wo er stand. Es war - irgendwie künstlich. Die Kante war zwar zackig, bildete aber einen fast perfekten Halbkreis. Wenn dieser Kreis sich fortsetzte, dann war der Kamm selbst wie eine kleine, abgelegene Plattform an einem unbedeutenden, winzigen Berg, aber immerhin hoch über den niedrigeren Alpenhügeln.

Er schätzte die Größe von Lefracs Sohn.

»Heb die Hände!« rief er.

Mit ausgestreckten Armen erreichten die Hände des Jungen ein Drittel der kurzen Klippe.

Angenommen, als Transportmittel war nicht ein Tier, sondern ein Fahrzeug eingesetzt worden. Eine Maschine mit schweren Rädern, ein Pflug vielleicht oder ein Traktor. Das paßte. An der ganzen Strecke von den Gleisen bis hierher gab es kein Teil des Weges, das ein solches Fahrzeug nicht hätte überwinden können. Und Pflüge und Traktoren waren gewöhnlich mit Winden ausgestattet.

»Signore, Signore!« Das war das Mädchen. Ihre Rufe vermittelten ein seltsam wirkendes Gefühl der Freude, eine Kreuzung zwischen Hoffnung und Verzweiflung. »Wenn es das ist, was Sie suchen, dann lassen Sie uns gehen!«

Andrew rannte zurück auf die Lefracs zu. Er drang in das Buschwerk ein, schob sich zum Felsen vor.

»Dort unten!« Das war wieder das Mädchen.

Unten, im leichten Schnee, zwischen dem Unterholz kaum zu sehen, war eine alte Leiter. Das Holz war verfault, die Sprossen waren an einem halben Dutzend Stellen aus ihren Fassungen gequollen. Aber davon abgesehen war sie intakt. Sie war jetzt nicht mehr zu gebrauchen, aber sie war auch nicht von Menschenhand zerstört worden. Sie war jahrelang in jenem Gebüsch gelegen, vielleicht Jahrzehnte, von nichts außer der Natur und der Zeit berührt.

Fontine kniete nieder und berührte sie, hob sie auf, sah zu, wie sie ihm unter den Händen zerfiel. Er hatte ein menschliches Werkzeug gefunden, wo es kein solches geben sollte. Er wußte, daß keine sechs Meter über ihm...

Über ihm! Sein Kopf fuhr in die Höhe, und er sah den Gegenstand herunterkrachen. Jetzt kam der Aufprall; sein Kopf explodierte in einem schmerzvollen Blitz, dem ein Augenblick der Gefühllosigkeit folgte, als schlugen hundert Hämmer auf ihn ein. Er fiel nach vorn, taumelte, um die Auswirkungen des Schlages abzuschütteln und wieder Licht zu sehen.

Er hörte die Rufe.

»Fuggi! Presto! A la traccia!« Der Junge.

»Non senza te! Tu fuggi anche!« Das Mädchen.

Lefracs Sohn hatte einen großen Felsbrocken auf dem Boden gefunden. Und der Haß hatte ihn seine Furcht verlieren lassen; die primitive Waffe in der Hand, hatte er sie auf den Kopf des Soldaten herunterkrachen lassen.

Es wurde wieder Licht um ihn. Fontine richtete sich auf, und wieder sah er, wie die nur undeutlich zu erkennende Hand sich senkte, wie der Felsbrocken auf ihn zuschoß.

»Du Scheißker! Du kleiner Scheißer!«

Lefracs Sohn ließ den Felsbrocken los, schleuderte ihn nach dem Soldaten - wollte ihn irgendwo treffen, ein letzter Angriff - und rannte aus dem schneebedeckten Buschwerk hinaus, hinter seiner Schwester her.

Andrew erkannte, wie seine eigene Wut anschwell. Er hatte das vielleicht ein dutzendmal im Leben empfunden, und es war immer in der brütenden Hitze des Kampfes gewesen, wenn ein Feind ihm gegenüber einen Vorteil besaß, den er nicht kontrollieren konnte.

Er kroch aus dem Gebüsch an den Rand des Pfades und blickte hinunter. Unter ihm, auf dem sich windenden Weg, konnte er Bruder und Schwester sehen. Sie rannten, so schnell sie auf dem schlüpfrigen Boden konnten.

Er griff unter sein Jackett an das Halfter, das er an die Brust geschnallt trug. Die Beretta steckte in seiner Tasche. Aber eine Beretta würde hier nichts nützen; sie war nicht genau genug. Er zog die .357 Magnum, die er in dem Leinkraus-Laden in Champoluc gekauft hatte. Seine Geiseln waren etwa vierzig Meter entfernt. Der Junge griff nach der Hand des Mädchens; sie waren eng aneinandergedrängt.

Andrew betätigte achtmal nacheinander den Abzug. Die beiden Körper fielen hin, wanden sich auf den Felsen. Er konnte ihre Schreie hören. Binnen Sekunden wurde aus dem Schreien ein Stöhnen, aus dem Zucken unkontrollierte Bewegungen. Sie würden sterben, aber noch nicht gleich. Weiterkommen würden sie jedenfalls nicht.

Der Soldat kroch durch das Gebüsch zurück in die kleine Sackgasse, nahm den Rucksack ab, streifte sich die Gurte

langsam herunter und bewegte dabei den blutenden Kopf so wenig wie möglich. Er schnallte den Rucksack auf und holte das Verbandszeug heraus. Er mußte die Platzwunde verbinden und die Blutung stillen. Und er mußte weiter.

Er hatte jetzt keine Geiseln mehr. Er konnte sich einreden, daß es keinen Unterschied machte, aber er wußte es besser. Geiseln waren ein Ausweg. Wenn er allein aus den Bergen herauskam, würden sie ihn beobachten. Sie würden Ausschau halten nach ihm; er war ein toter Mann. Sie würden ihm die Kassette nehmen und ihn töten.

Es gab noch einen anderen Weg. Der junge Lefrac hatte es gesagt.

Die verlassene Straße westlich von der verlassenen Lichtung, die den Namen Jägers Torheit trug! Vorbei an den Gleisen, hinunter zu einem Dorf, dessen Hauptstraße nach Aosta führte.

Aber er würde nicht eher jenes Dorf betreten, bis er nicht den Inhalt der Kassette in Händen hielt. Und jeder Instinkt, den er besaß, sagte ihm, daß er sie gefunden hatte.

Er wickelte die Seile auf, die außen an seinem Rucksack hingen, und spreizte den Enterhaken auf; die Zacken schnappten ein. Er richtete sich auf. Seine Schläfe dröhnte, und die Wunden schmerzten, wo er das blutstillende Mittel gebraucht hatte. Aber dafür hatte die Blutung aufgehört. Er konnte jetzt wieder klar sehen.

Er trat zurück und warf den Enterhaken nach oben. Er blieb beim erstenmal hängen. Er zerrte an dem Seil.

Der Felsen splitterte; Bruchstücke kamen herunter, gefolgt von größeren Kalksteinfragmenten. Er sprang zur Seite, um dem fallenden Haken auszuweichen; er bohrte sich in den Boden.

Andrew fluchte und hievte den Haken erneut himmelwärts, schwang ihn über den Sims weit auf die glatte Fläche darüber. Er zerrte mit kurzen, ruckartigen Bewegungen daran. Der Haken verfang sich. Er zog kräftiger; der Haken hielt.

Das Seil war bereit, er konnte klettern. Er griff nach unten, packte die Gurte seines Rucksacks und schob die Arme durch, verzichtete jedoch darauf, ihn sich vorn festzuschnallen. Ein letztes Mal zerrte er an dem Seil, dann war er befriedigt. Er sprang, so hoch er konnte, stieß die Beine gegen die Felswand und ließ sich dann zurückschwingen, während er Hand über Hand schnell nach oben griff. Er schwang das linke Bein über den ausgezackten Sims, stieß die rechte Hand gegen den Stein darunter und zwang seinen Körper seitwärts über den Felsvorsprung. Er wollte sich gerade aufrichten, als sein Blick zu der Stelle wanderte, wo der Enterhaken sich verfangen hatte.

Erschreckt blieb er in Hockstellung. Drei Meter entfernt in der Mitte des Plateaus war ein alter, verrosteter Stern aus Metall eingebettet: ein Davidsstern.

Der Enterhaken hielt ihn umfassen, seine Zacken hatten sich rings um das Eisen eingegraben.

Er blickte auf ein Grab.

Adrian hörte das Echo durch die Berge schallen wie schnell hintereinander folgende Donnerschläge, einer nach dem anderen. So als hätte der Blitz in den Wald eingeschlagen und hundert Bäume rings um ihn gespalten. Aber das Echo verriet weder Blitz noch Donner; das waren Schüsse.

Trotz der Kälte lief Adrian der Schweiß über das Gesicht, und trotz der Finsternis des Waldes füllten sich seine Augen mit Bildern, die er nicht sehen wollte. Sein Bruder hatte erneut getötet. Der Major vom Eye Corps übte wieder sein Handwerk des Todes aus. Die Schreie, die den Schüssen folgten, waren schwach, vom Wald gedämpft, aber unverkennbar.

Warum? Um Himmels willen, warum?

Er konnte nicht denken. Nicht über solche Dinge, nicht jetzt. Er mußte in nur einer Kategorie denken - der Kategorie der Bewegung. Ein halbes dutzendmal hatte er versucht, aus dem dunklen Labyrinth herauszuklettern und hatte sich jedesmal zehn Minuten Zeit gelassen, um das Licht am Waldrand zu erkennen. Zweimal hatte er sich zusätzliche Zeit gelassen, weil

seine Augen ihn zu täuschen drohten, aber jedesmal umgab ihn nur weitere Finsternis, war kein Ende in Sicht.

Er war dabei, den Verstand zu verlieren. Er befand sich mitten in einem Labyrinth; dicke Borkenstämme, endlos scheinende Äste und trockene Zweige versperrten ihm immer wieder den Weg. Wie oft war er bereits im Kreis gelaufen? Er konnte es nicht sagen. Alles begann gleich auszusehen. Diesen Baum hatte er schon einmal gesehen. Und jene Ansammlung von Ästen war vor fünf Minuten seine Wand gewesen. Er war inmitten eines undurchdringlichen Alpenwaldes verloren. Die Natur hatte in den Jahrzehnten, seit die Trauernden der Familien Leinkraus ihre letzte Pilgerfahrt angetreten hatten, den Pfad verändert. Die Schneeschmelze hatte den einst passierbaren Wald mit feuchter Erde bedeckt und ihn zu unbeschränktem Wachstum angeregt.

Aber dies zu wissen, war ebenso nutzlos wie das verzerrte Licht seiner Taschenlampe. Die ersten Schüsse kamen von dort vorn. Aus jener Richtung. Er hatte sehr wenig zu verlieren, höchstens seinen Atem und das, was noch von seiner Zurechnungsfähigkeit übriggeblieben war. Er begann zu rennen, den Kopf vom Echo der Schüsse erfüllt, die er vor Sekunden gehört hatte.

Je schneller er rannte, desto gerader kam ihm sein Weg vor. Er bahnte sich mit den Armen einen Pfad, brach und bog alles nieder, das sich ihm in den Weg stellte.

Und dann sah er das Licht. Er fiel auf die Knie, atemlos, höchstens zehn Meter vom Waldrand entfernt. Grauer Stein, fleckenweise mit Schnee bedeckt, türmte sich hinter den dichten Bäumen auf und verschwand hinter den höchsten Ästen. Er hatte den Sockel des dritten Plateaus erreicht.

Das hatte sein Bruder auch. Der Killer vom Eye Corps hatte das geschafft, was Goldoni für unmöglich gehalten hatte: Er hatte lang vergessene Beschreibungen, die vor einem halben Jahrhundert aufgezeichnet worden waren, genommen und sie verfeinert, sie sich zunutze gemacht. Es hatte einmal eine Zeit gegeben, wo ein Bruder auf den anderen stolz gewesen wäre;

jene Zeit war verstrichen. Jetzt blieb nur noch die Notwendigkeit, ihn aufzuhalten.

Adrian hatte versucht, nicht darüber nachzudenken, hatte sich gefragt, ob er imstande sein würde, es zu akzeptieren, wenn der Augenblick gekommen war. Der Augenblick einer Angst, die nichts glich, was er je erlebt oder gedacht hatte. Jetzt akzeptierte er es. Ruhig, seltsam unbewegt, wenn auch von kalter Traurigkeit erfüllt, denn das war die einzige, ungemein logische, nicht zu leugnende Reaktion auf den Schrecken und das Chaos.

Er würde seinen Bruder töten. Oder sein Bruder würde ihn töten.

Er richtete sich auf, ging langsam aus dem Wald heraus und fand den Felpfad, der auf der Leinkraus-Karte eingezeichnet war. Er wand sich in die Berge hinauf, und eine Folge weit angelegter Kurven verringerten seinen Steigungswinkel, bog immer wieder im Uhrzeigersinn ab, bis er den höchsten Punkt erreichte. Oder fast den höchsten Punkt, denn am Sockel des Plateaus war eine Felsplatte, an die Paul Leinkraus sich erinnerte und die recht hoch war. Er selbst hatte die Reise nur zweimal gemacht - im ersten und zweiten Jahr des Krieges - und war damals sehr jung gewesen. Vielleicht war die Felsplatte nicht so hoch, wie er sie in Erinnerung hatte, denn die Erinnerung entstammte der Perspektive eines Jungen. Aber sie hatten eine Leiter benutzt, daran erinnerte er sich deutlich.

Eine feierliche Totenandacht und der Sinn eines Jungen für das Leben waren nicht miteinander zu vereinbaren, das hatte Leinkraus zugegeben. Es gab einen anderen Weg aufs Plateau, einen Weg, der für alte Männer nicht zu gebrauchen war, aber von einem Jungen erforscht wurde, dem der angemessene Respekt für das Religiöse fehlte. Dabei handelte es sich um das letzte Ende des scheinbar verschwundenen Pfades, vorbei an einem mächtigen natürlichen Bogen, der die Fortsetzung des Bergpfades war. Er bestand aus einer Serie zackiger Felsen, die nach oben führten, und einen sicheren Fuß und eine gewisse Risikobereitschaft erforderten. Sein Vater und sein älterer Bruder hatten ihm ernsthafte Vorwürfe gemacht,

weil er den Weg benutzt hatte. Der Abgrund war gefährlich, wahrscheinlich nicht tödlich, aber immerhin tief genug, um sich einen Arm oder ein Bein zu brechen.

Wenn er sich jetzt einen Arm oder ein Bein brach, war die Gefahr auf jeden Fall tödlich. Ein bewegungsunfähiger Mann bot ein leichtes Ziel.

Er arbeitete sich an dem sich windenden Pfad hinauf, zwischen den einzelnen Felsbrocken durch, duckte sich, um hinter ihnen Deckung zu finden. Das Plateau war hundert bis hundertfünfzig Meter über dem Pfad, etwa so weit entfernt, wie ein Fußballplatz lang war. Leichter Schnee begann zu fallen und lagerte sich auf der dünnen weißen Schicht ab, die bereits den größten Teil der Felsen bedeckte. Er glitt dauernd aus und hielt sein Gleichgewicht, indem er sich immer wieder an Sträuchern oder Felsvorsprüngen festhielt.

Jetzt hatte er die Hälfte des Weges zurückgelegt und drückte sich in eine Art Felskamin, um unbeobachtet Atem holen zu können. Er konnte Geräusche über sich hören, Metall gegen Metall oder Fels an Fels. Er stieß sich von der Felswand ab und rannte, so schnell er konnte, um die nächsten vier Biegungen des Pfades, ließ sich dabei einmal fallen, um tief durchzuatmen, frische Luft in seine Lungen zu pumpen und seinen schmerzenden Beinen die Chance zu geben, sich ein wenig auszuruhen.

Er zog die Leinkraus-Skizze aus der Tasche und prüfte die Kurven auf der Landkarte. Er hatte acht davon hinter sich gebracht. Doch wieviel auch immer, es waren noch höchstens fünfzig Meter bis zum Bogen, der auf der Skizze mit einem umgedrehten U gekennzeichnet war. Er hob den Kopf, sein Gesicht war jetzt eiskalt durch den Schnee, in dem er gelegen hatte. Der Weg führte jetzt gerade nach oben, zu beiden Seiten von grauem, knorrigem Buschwerk gesäumt. Der Karte nach gab es noch zwei weitere Haarnadelkurven über ihm, dann kam der Felsbogen. Er stopfte sich die Skizze in die Tasche und spürte dabei den Stahl seiner Pistole. Er zog die Beine an und rannte geduckt weiter.

Als erstes sah er das Mädchen. Sie lag seitlich vom Weg in den Büschen, die Augen geweitet, zum wolkigen Himmel erhoben, die Beine starr ausgestreckt. Sie hatte zwei Kugellöcher über jedem Knie, und das Blut durchtränkte den Stoff ihrer Hose. Über der rechten Brust war der dritte Einschuß, dicht unter dem Schlüsselbein. Das Blut war ihr in breitem Strom über die weiße Windjacke geronnen.

Sie lebte noch, aber derartig im Schock, daß ihre Augen trotz der fallenden Schneeflocken unbewegt waren. Aber ihre Lippen bewegten sich zitternd, und geschmolzener Schnee stand ihr in den Mundwinkeln. Adrian beugte sich über sie.

Als sie sein Gesicht sah, blinzelten ihre Augen, nahmen ihn plötzlich wahr. Sie hob erschreckt den Kopf, hustete, setzte zu einem Schrei an. Sanft drückte er ihr die behandschuhte Hand über den Mund und stützte mit der anderen ihren Nacken.

»Ich bin es nicht«, flüsterte er.

Der Busch über ihnen bewegte sich. Adrian fuhr hoch, ließ das Mädchen so vorsichtig er konnte los, sprang zurück. Eine Hand schob sich über den Schnee. Das, was von einer Hand übrig war. Es war blutendes Fleisch, die Finger zerschmettert. Fontine kroch über das Mädchen hinweg nach oben, in das knorrige Buschwerk, schob die Äste auseinander. Der Junge lag in einem Bett aus wildem Berggras auf dem Bauch. Eine gerade Linie aus vier Kugellöchern verlief schräg über seinen Rücken, über die Wirbelsäule hinweg.

Adrian rollte den Jungen vorsichtig herum, hielt seinen Kopf mit den Armen umfassen. Wieder drückte er sachte die Hand über den erschreckt aufgerissenen Mund. Die Augen des Jungen bohrten sich in die seinen, und nach wenigen Sekunden war ihm klar, was Adrian vermitteln wollte. Er war nicht der Mörder. Daß der Junge überhaupt sprechen konnte, war außergewöhnlich. Sein Flüstern war nicht viel lauter als der aufkommende Wind, aber Fontine hörte ihn.

»Mia sorella.«

»Ich verstehe nicht.«

»Schwester?«

»Sie ist verletzt. Du auch. Ich tue alles, was ich kann.«  
»Pacco. Der Rucksack. Er trägt einen Rucksack. Medidna.«  
»Sprich jetzt nicht. Spar dir deine Kräfte. Ein Rucksack?«  
»Si!«

...Ein Rucksack in den Alpen ist nicht nur eine Ansammlung von Riemen und Ledergurten. Es ist ein handwerkliches Meisterstück... Das hatte sein Vater gesagt.

Aber der Junge hörte nicht auf, er wußte, daß er sterben würde. »Ein Ausweg. Die Aosta-Eisenbahn. Ein Dorf. Nicht weit, Signore. Im Norden, nicht weit. Wir wollten fliehen.«

»Schsch. Sag jetzt nichts mehr. Ich werde dich neben deine Schwester legen. Haltet euch so warm ihr könnt.«

Halb trug, halb zerrte er den Jungen über das Gras zu dem Mädchen. Sie waren Kinder; sein Bruder mordete Kinder. Er zog den Regenmantel und sein Jackett aus, riß das Futter aus dem Jackett, um die Wunden des Mädchens damit zu verbinden. Es gab nicht viel, was er für den Jungen tun konnte, und so wandte er die Augen ab. Er deckte sie beide zu; sie hielten einander in den Armen.

Er schob die schwere Pistole unter den dicken schwarzen Pullover in den Gürtel und verließ die kurze Zuflucht, die die Büsche ihm geboten hatten. Er rannte den Weg hinauf zu dem Bogen, und seine Augen brannten, aber sein Atem ging gleichmäßig, der Schmerz in seinen Beinen war verschwunden.

Jetzt stand einer gegen einen. So wie es sein mußte.

### 33

Die krachenden Geräusche wurden lauter, wie Hammerschläge. Es war direkt über ihm, über der nackten Felsplatte, die in die Höhe ragte und das kleine Plateau an der Nordseite begrenzte.

Der Boden zu seinen Füßen war aufgewühlt, Schnee und Erde ineinander vermischt, Fußabdrücke und zertretenes Unterholz bildeten einen Halbkreis unter dem Überhang.

Steinfragmente ließen erkennen, wie der Aufstieg vor sich gegangen war. Ein Seil war nach oben geworfen worden, mit einem Haken daran, und der erste Wurf oder die ersten Würfe waren erfolglos gewesen.

Eine verfaulte Leiter lag in den schneebedeckten grauen Büschen, und eine Anzahl Sprossen waren herausgebrochen. Es war die Leiter, an die Paul Leinkraus sich erinnerte. Sie war wenigstens sechs Meter lang und etwas höher als die Felsplatte, vor der sich Adrian niederkauerte.

Die Begräbnisstelle ist in Wirklichkeit eine Schieferfläche. Schiefer springt leicht, wenn man ihn mit dem Pickel bearbeitet. Der Kindersarg liegt darunter. Und eine dünne Betonschicht schützt ihn. Die Worte von Paul Leinkraus.

Über ihm hatte sein Bruder die Betonschicht durchbrochen, die Leinkraus beschrieben hatte. Das Hämmern hörte auf, ein Metallinstrument flog auf die harte Oberfläche. Große Zementstücke polterten herunter, von ungeduldigen Füßen losgetreten, mischten sich in die Felsfragmente auf dem Boden. Adrian stand schnell auf und preßte sich gegen die Miniaturklippe. Wenn er entdeckt wurde, war er ein toter Mann.

Der Zementhaapel hörte auf. Adrian schauderte. Er wußte, daß er handeln mußte. Die Kälte drang durch seinen schwarzen Pullover, der Atem hing als weißer Dampf vor seinem Gesicht. Der kurze, leichte Schneefall hörte auf. Ein Sonnenstrahl brach durch die Wolken, aber er reichte nicht aus, um ihn zu wärmen.

Er schob sich vorsichtig an der Felsplatte entlang, bis er nicht weiter konnte, bis ihm ein vorspringender Felsblock den Weg versperrte. Er trat nach vorn auf den mit Buschwerk bedeckten, verschneiten Boden.

Plötzlich gab die Erde unter ihm nach. Adrian sprang zurück und stand reglos, wie versteinert, neben dem Felsblock. Der Wind trug ihm das Geräusch fallender Steine zu. Er hörte die Schritte über sich - schwer, drohend - und hielt den Atem an, damit sein Hauch ihn nicht verrate. Die Schritte hielten an - jetzt

war nur noch der Wind zu hören. Dann begannen sie wieder - weniger schwer, langsamer...

Adrian blickte vor sich zu Boden. Er hatte das Ende von Paul Leinkraus' Pfad erreicht. Jetzt war vor ihm nur noch der Berg. Unten, jenseits von der wilden Grasnarbe, war ein Abgrund, eine weite Schlucht, deren leerer Raum den Gipfel von dem schmalen Sims trennte, der in höhere Regionen führte. Die Schlucht war viel tiefer, als Leinkraus sie geschildert hatte. Bis unten waren es gut und gern zehn Meter. Der Junge war von den Älteren getadelt worden, aber nicht so wahrhaftig, um ihm Angst zu machen oder ihm Furcht vor den Bergen einzuflößen.

Adrian schwang sich herum, preßte sich an die unregelmäßig gestaltete Fläche, Zentimeter für Zentimeter, schob sich nach draußen, drückte Brust und Beine gegen den Felsblock und hielt sich an jedem noch so winzigen Vorsprung fest. Auf der anderen Seite war formloses Felsgestein, das jäh nach oben ragte.

Er war nicht sicher, ob er die Spitze erreichen konnte. Ein kleiner Junge konnte auf dem schmalen Grat gehen, weg von dem vorstehenden Felsblock. Unter dem Gewicht eines ausgewachsenen Mannes würde er zusammenbrechen.

Der Abstand vom Mittelpunkt des Felsblocks - wo er sich jetzt befand - zum ersten Felsvorsprung betrug etwa eineinhalb Meter. Er selbst maß einen Meter achtzig. Wenn er es fertigbrachte, beim Fallen zusammenzukauern und die Arme dabei auszustrecken, dann hatte er eine gute Chance, sich mit den Händen festhalten zu können. Eine größere Chance noch, wenn er den Abstand verringern konnte.

Seine Fußmuskeln schmerzten höllisch. Er spürte, wie sich beiderseits am Rist Krämpfe entwickelten. Die Anspannung seiner Schenkel ließ seine Haut anschwellen, und die Sehnen darunter waren bis zum Zerreißen gespannt. Er verdrängte alle Gedanken an Schmerz und Risiko aus seinem Bewußtsein und konzentrierte sich nur auf die paar Zentimeter, die er gewinnen konnte.

Er hatte höchstens dreißig Zentimeter gewonnen, als er spürte, wie der Boden unter ihm absackte - langsam, in winzigen, hypnotisierenden Etappen. Dann konnte er hören - konnte tatsächlich hören -, wie Gestein und gefrorene Erde knackten. In letzter Sekunde streckte er die Arme aus. Der Felsgrat fiel nach unten, und einen Augenblick lang hing er in der Luft. Seine Hände versuchten, sich festzuhalten, der Wind peitschte sein Gesicht.

Seine rechte Hand krallte er über sich auf den kantigen Felsen. Seine Schulter und sein Kopf krachten gegen die rauhe Oberfläche. Er klammerte sich mit der einen Hand um den scharfen Stein und bog den Rücken, um den Aufprall abzufangen.

Er schwang wie eine Marionette an einem Arm, die Füße baumelten herunter. Er mußte sich in die Höhe ziehen.

Jetzt!

Es gab keine Sekunde zu vergeuden.

Weiter!

Die linke Hand fand ebenfalls Halt an der Klippe. Seine Füße ruderten wie die eines Wahnsinnigen, bis sein rechter Schuh einen winzigen Vorsprung ertastete, der sein Gewicht trug. Das genügte. Wie eine in Panik geratene Spinne kletterte er an der zackigen Felswand empor, warf seine Beine, eines nach dem anderen, über den schrägen Felsen und schmetterte sich gegen die Basis der inneren Fläche.

Er konnte von oben nicht gesehen, wohl aber gehört werden. Die Geräusche des abbröckelnden Grats führten Andrew an den Rand des Plateaus. Die Sonne war hinter ihm, zu seiner Rechten, und warf seinen Schatten über den Abgrund, über den Felsen und die schneebedeckte Fläche. Wieder hielt Adrian den Atem an. Es war, als blickte er durch ein Fenster auf ein Schauspiel hinaus, das sich in der jetzt blendendweißen Alpensonne abspielte. Die Bewegungen des Soldaten waren nicht nur klar, sie kamen als Schatten direkt auf ihn zu. Andrew hielt einen Gegenstand in der linken Hand: die klappbare Schaufel eines Bergsteigers.

Der rechte Arm des Soldaten war am Ellbogen angewinkelt, der Schatten seines Unterarms stand rechtwinklig zum Schatten seines Oberkörpers. Es gehörte wenig Fantasie dazu, sich vorzustellen, was die rechte Hand hielt: eine Pistole. Adrian griff mit der rechten Hand an seinen Gürtel. Die Pistole war noch da; er empfand Dankbarkeit, als er sie berührte.

Der Schatten bewegte sich oben auf dem Sims, drei Schritte nach links, vier nach rechts. Er beugte sich vor und richtete sich dann wieder auf, hielt jetzt einen anderen Gegenstand in der rechten Hand. Der Gegenstand wurde weggeworfen. Ein großer Zementbrocken stürzte höchstens einen halben Meter von Adrians Gesicht entfernt in die Tiefe und krachte unten auf das Felsgestein. Der Soldat stand reglos da, während der Gegenstand stürzte, als zählte er Sekunden, versuchte, die Dauer des Falls abzuschätzen. Als das letzte Echo verhallt war, entfernte sich der Soldat wieder. Der Schatten verschwand, und an seine Stelle traten die harten Reflexe der Sonne.

Adrian lag in der Nische und nahm die Unbequemlichkeit gar nicht wahr. Die gewölbte, unregelmäßige Felswand über seinem Kopf stieg scharf in die Höhe wie eine primitive Wendeltreppe in einem alten Leuchtturm. Insgesamt war die Fläche, die er sah, vielleicht acht Meter lang; sie war schwer abzuschätzen, denn dahinter war nichts außer Himmel und blendender Sonne. Er konnte sich nicht bewegen, bis er Geräusche von oben hörte - Geräusche, die bedeuteten, daß der Soldat beschäftigt war und wieder grub.

Und dann kam es. Das laute Krachen von Stein, das Scharren von Metall auf Metall.

Andrew hatte die Kassette gefunden!

Adrian kroch aus seinem Versteck und arbeitete sich lautlos, einen Fuß hinter dem anderen herziehend, an der zackigen Felstreppe empor. Der Vorsprung des Plateaus war direkt über ihm. Darunter war nicht länger die Felsspalte, sondern ein jäher Abgrund von einigen hundert Metern bis zum Bergpaß, der sich in der Tiefe unter ihm wand. Zwischen ihm und dem freien

Raum waren nur wenige Zentimeter. Der Wind war gleichmäßig, ein leises Pfeifen.

Er griff nach der Pistole, die in seinem Gürtel steckte, zog sie heraus und überprüfte - wie Goldoni es geraten hatte - den Sicherungshebel. Er befand sich in der richtigen Lage, gesperrt.

Er klappte ihn nach vorn und hob den Kopf über den Sims.

Die ebene Oberfläche des Plateaus war wie ein Oval geformt, etwa zehn Meter lang und vielleicht sechs breit. Der Soldat kauerte in der Mitte neben einem Erdhaufen, der mit Bruchstücken von gesprungenem Beton bedeckt war. Hinter dem Berg, zum Teil vom breiten Rücken des Soldaten verborgen, war eine einfache Holzkiste mit Metallbeschlägen, bemerkenswert gut erhalten.

Da war keine Kassette. Da war nichts als Erde, die Betonfragmente und der Sarg. Aber keine Kassette.

Mein Gott, dachte Adrian, wir haben unrecht, beide unrecht!

Es war nicht möglich. Denn wenn es keine Kassette gab, würde der Killer vom Eye Corps wütend werden. Er kannte Andrew gut genug, um das zu wissen. Aber sein Bruder war nicht zornig. Er kauerte nachdenklich da, den Kopf nach unten hängend, und starrte das Grab an. Und Adrian begriff: die Kassette war darunter, immer noch in der Erde. Sie war unter dem Sarg begraben worden, und der Sarg bildete ihren letzten Schutz.

Der Soldat richtete sich auf und ging auf den Rucksack zu, der an dem Sarg lehnte. Er beugte sich darüber, löste einen Riemen und holte eine kurze, zugespitzte Eisenstange heraus. Dann kehrte er an das Grab zurück, kniete daneben nieder und griff mit der Stange hinein. Sekunden später riß er die Stange hoch, ließ sie zu Boden fallen und zog eine Pistole aus dem Jackett. Schnell, aber vorsichtig, richtete er die Waffe in das leere Grab.

Drei Explosionen folgten. Adrian duckte sich hinter den Rand des Plateaus. Er konnte den beißenden Pulvergeruch riechen. Die Rauchwölkchen im Wind sehen.

Und dann kamen die Worte, und sein ganzer Körper erstarrte in einer Angst, von der er nie geglaubt hatte, daß er sie je empfinden würde. Es war der Schock, der mit dem Wissen kam, daß seine eigene Exekution unmittelbar bevorstand.

»Nehmen Sie die Hände hoch, Lefrac«, kam mit leiser Stimme, so monoton wie Eis, das Kommando. »Auf die Weise geht es schneller. Sie werden nichts spüren. Nicht einmal einen Laut werden Sie hören.«

Adrian erhob sich. Sein Bewußtsein war jetzt völlig leer, jenseits jeder Furcht. Er würde sterben, so einfach war das.

Aber er war nicht das, was der Soldat über ihm erwartet hatte. Nicht der, den der Soldat erwartete. Der Killer vom Eye Corps war plötzlich ganz im Bann seines eigenen Schocks. Er war so vollkommen, daß seine Augen sich ungläubig weiteten, seine Hand zitterte und auch die Waffe, die er umfaßt hielt, zu schwanken begann. Er trat unwillkürlich einen Schritt zurück, den Mund aufgerissen, das Gesicht blutlos und weiß.

»Du?«

Wild, blindlings, ohne nachzudenken oder etwas zu empfinden, riß Adrian die schwere italienische Pistole hoch und feuerte auf die benommene Gestalt. Zweimal betätigte er den Abzug, dreimal. Dann versagte die Waffe. Der Rauch aus dem Lauf versengte ihm das Fleisch, brannte in seinen Augen. Aber er hatte den Soldaten getroffen. Der Killer vom Eye Corps taumelte zurück, hielt sich den Leib, und das linke Bein knickte unter ihm ein.

Aber Andrew hielt immer noch die Pistole in der Hand. Die Explosion kam, etwas detonierte über Adrians Kopf. Er warf sich auf den hingefallenen Mann, schmetterte ihm die leere Pistole ins Gesicht. Seine rechte Hand schoß in die Höhe, packte den heißen Stahl von Andrews Waffe, schmetterte sie gegen den harten Boden des Plateaus. Seine eigene Pistole fand ihr Ziel. Plötzlich gähnte ein Loch zwischen den Augen des Soldaten - Blut floß ihm in die Augenhöhlen, raubte ihm die Sicht. Andrew entfiel die Pistole. Adrian sprang zurück.

Er zielte mit seiner Waffe und drückte den Abzug mit aller Kraft nieder. Aber sie funktionierte nicht, feuerte nicht. Der Soldat richtete sich auf, kniete jetzt, rieb sich die Augen, stieß ein wütendes Grunzen aus. Adrians Fuß zuckte vor, traf den Killer vom Eye Corps an der Schläfe. Der Hals des Soldaten bog sich nach hinten, aber sein Bein schoß vor, schmetterte gegen Adrians Kniescheibe und ließ ihn zur Seite taumeln. Brennender Schmerz durchzuckte sein Knie.

Adrian konnte nicht mehr stehen. Er rollte sich nach rechts, während der Major aufsprang und sich die Augen wischte. Andrew sprang hoch, die Hände ausgestreckt wie die Krallen eines Raubvogels, auf den Hals des Angreifers gerichtet. Adrian zog sich noch weiter zurück, stieß gegen den Sarg, der neben dem Grab stand. Der Sprung des Soldaten war unkontrolliert, seine wilde Wut ließ ihn das Gleichgewicht verlieren, und er stürzte. Ein Arm bohrte sich in den Hügel aus Erde und Betonfragmenten. Die Erde flog, eine Eruption von Erde, Schnee und Felsgestein.

Adrian warf sich über das offene Grab. Auf der gegenüberliegenden Seite lag die Eisenstange. Der Soldat sprang hoch, schrie Adrian an, hatte die Hände wie einen Hammer über dem Kopf verschränkt - ein ungeheurer Vogel, der gleich zustoßen würde. Adrians Finger hatten die Stange erreicht, und er schmetterte sie der angreifenden Gestalt entgegen.

Die Spitze bohrte sich in die Wange des Soldaten, betäubte ihn.

Adrian taumelte davon, soweit ihn seine erschöpften, schmerzenden Beine tragen konnten, ließ die Stange fallen. Er sah die Pistole des Soldaten, stürzte sich darauf. Seine Finger klammerten sich um den Kolben. Er hob die Waffe.

Die Eisenstange schoß durch die Luft, riß ihm an der linken Schulter die Haut auf, fetzte den Ärmel halb von seinem Pullover. Der Schock ließ ihn gegen die Felsplatte taumeln. Er hatte die Hand mit der Pistole in seiner Panik zur Brust gehoben, und in dem Augenblick, in dem er das tat, wußte er,

daß dies der Sekundenbruchteil war, den der Soldat so verzweifelt brauchte. Eine Wand aus Erde und Gestein kam ihm entgegen, der Raum zwischen ihm und dem Killer vom Eye Corps war mit Geröll und Erde angefüllt. Es schmetterte ihm ins Gesicht, scharfe Steinfragmente rissen ihm die Wangen auf, trafen seine Augen. Er konnte nichts sehen.

Er feuerte. Seine Hand zuckte zurück, als die Waffe detonierte. Seine Finger schmerzten von der Vibration.

Er versuchte, sich aufzurichten. Ein Stiefel schmetterte ihm gegen den Hals. Er bekam das Bein zu packen, als er nach hinten fiel. Seine Schultern hingen plötzlich über den Felsrand hinaus. Er rollte sich nach links, hielt das Bein fest, bis er den Pistolenlauf am Fleisch spürte.

Er drückte ab.

Der Soldat wurde weggeschleudert. Sein rechtes Bein war eine formlose Masse aus rot durchtränktem Tuch. Adrian wollte wegkriechen, konnte es aber nicht; da war keine Kraft mehr, keine Luft in seinen Lungen. Er stützte sich auf eine Hand und blickte zu Andrew hinüber.

Der Major wand sich, und ein Stöhnen entrang sich seiner Kehle. Er richtete sich mit Mühe auf, kniete jetzt halb, und seine Augen starteten wie die eines Wahnsinnigen die Überreste seines Beins an. Er blickte zu dem Mann hinüber, der ihn gerichtet hatte. Und dann schrie er.

»Hilf mir! Du kannst mich nicht sterben lassen! Du hast nicht das Recht... Gib mir den Rucksack!« Er hustete, hielt mit einer Hand sein zerschmettertes Bein, während die andere zitternd auf den Rucksack wies, der am Sarg lehnte.

»Ich habe nicht das Recht, dich leben zu lassen«, sagte Adrian schwach und rang nach Luft. »Weißt du, was du getan hast? Die Leute, die du getötet hast...«

»Töten ist ein Instrument«, schrie der Soldat. »Das ist alles!«

»Wer entscheidet, wann das Instrument eingesetzt wird? Du?«

»Ja! Und Männer von meiner Art! Wir wissen, wer wir sind und was wir tun können. Leute wie du, ihr seid nicht... Um Himmels willen, hilf mir doch!«

»Ihr stellt die Regeln auf. Alle anderen folgen euch.«

»Ja! Weil wir bereit sind, es zu tun. Die Leute überall sind nicht bereit. Sie wollen, daß man ihnen Regeln macht. Das kannst du nicht leugnen!«

»Ich leugne es aber«, sagte Adrian leise.

»Dann lügst du. Oder du bist dumm. O Gott...« Die Stimme des Soldaten brach, ein Hustenkrampf hinderte ihn am Weitersprechen. Er preßte die Hände gegen den Leib und starrte wieder sein Bein an, dann den Erdhaufen. Er wandte den Blick ab und sah Adrian. »Hier. Hier drüben.«

Der Major kroch auf das Grab zu. Adrian richtete sich langsam auf und sah zu; der schreckliche Anblick paralyisierte ihn völlig. Die Reste seines Mitgefühls forderten ihn auf, die Waffe abzufeuern, die er in der Hand hielt, das Leben zu beenden, das schon fast am Ende war. Er konnte die Kassette aus Saloniki im Boden sehen. Ein paar halbverfaulte Bretter waren weggeschoben worden und hatten das Eisen darunter freigelegt. Die Metallbänder waren von den Schüssen aufgefetzt, ein Stück Seil lag darauf. Er sah ein paar zerrissene Stücke aus schwerem Karton mit undeutlichen Markierungen, die wie Dornenkronen und Kruzifixe aussahen.

Sie hatten gefunden, was sie suchten.

»Verstehst du denn nicht?« Die Stimme des Soldaten war kaum zu hören. »Da ist es. Das ist die Antwort. Die Antwort!«

»Welche Antwort?«

»Alles...« Andrews Sprache klang jetzt wie die eines zornigen Kindes; seine rechte Hand wies ins Grab. »Jetzt habe ich es. Du darfst dich nicht einmischen - nie mehr! Du kannst mir jetzt helfen. Ich werde dich helfen lassen. Ich habe dich immer helfen lassen, erinnerst du dich? Du erinnerst dich, wie ich dich immer helfen ließ?« Der Soldat schrie die Frage hinaus.

»Das war immer deine Entscheidung, Andy. Mich dir helfen zu lassen, meine ich«, sagte Adrian leise und versuchte, das kindische Gerede zu verstehen, war aber gleichzeitig von den Worten wie hypnotisiert.

»Natürlich meine Entscheidung. Es mußte meine Entscheidung sein. Die von Victor und mir.«

Plötzlich erinnerte sich Adrian der Worte ihrer Mutter.... er sah die Resultate der Stärke; ihre Komplikationen verstand er nie, das Mitgefühl, das für Stärke wesentlich ist... Der Anwalt in Adrian mußte es wissen. »Was sollten wir mit der Kassette tun? Jetzt, da wir sie haben, was sollten wir mit...«

»Sie benutzen!« Wieder schrie der Soldat und hämmerte auf das lockere Felsgestein am Rand des Grabes ein. »Sie benutzen, benutzen! Alles in Ordnung bringen! Wir werden ihnen sagen, daß wir alles zerstören können!«

»Und wenn wir das nicht können? Wenn es gar nichts bedeutet? Vielleicht ist da gar nichts.«

»Wir werden ihnen sagen, daß sie da ist! Du weißt nicht, wie du es anpacken mußt. Wir sagen ihnen, was wir ihnen sagen wollen! Kriechen werden die, winseln...«

»Du willst, daß sie das tun? Daß sie kriechen und winseln?«

»Ja! Sie sind schwach!«

»Aber du bist das nicht.«

»Nein, das habe ich bewiesen! Immer und immer wieder!« Der Hals des Soldaten spannte sich und zuckte dann krampfartig nach vorn. »Du glaubst, du würdest Dinge sehen, die ich nicht sehe. Du hast unrecht! Ich sehe sie, aber sie machen keinen Unterschied, sie zählen nicht! Was du für so verdammt wichtig hältst - hat keine - Bedeutung!« Andrew dehnte die Worte, es war der Schrei eines trotzigten Kindes.

»Was ist das, Andy? Was ist das, was ich für so wichtig halte?«

»Leute - Menschen. Was sie denken. Es zählt nicht, hat nichts zu bedeuten. Victor weiß das.«

»Du hast unrecht«, sagte Adrian leise. »Er ist tot, Andy. Er ist vor ein paar Tage gestorben.«

Die Augen des Soldaten wurden wieder etwas klarer, etwas wie Freude war in ihnen zu lesen. »Jetzt gehört alles mir. Ich werde es schaffen!« Wieder hustete er, seine Augen wanderten. »Ich werde sie dazu bringen, daß sie begreifen. Sie sind nicht wichtig. Sie waren es nie...«

»Nur du.«

»Ja! Ich zögere nicht. Du zögerst! Du kannst dich nicht entscheiden!«

»Du kannst es, Andy.«

»Ja, ich kann entscheiden. Das ist richtig.«

»Und die Menschen zählen nicht. Also kann man ihnen natürlich auch nicht vertrauen.«

»Was, zum Teufel, willst du damit sagen?« Der Brustkasten des Soldaten dehnte sich. Sein Hals bog sich zurück. Blut sickerte ihm durch den halbgeöffneten Mund.

»Daß du Angst hast!« schrie Adrian. »Immer hast du Angst gehabt! Dein ganzes Leben hattest du eine Todesangst, daß jemand das herausfinden würde! Dein Panzer hat einen großen Sprung - du Krüppel!«

Ein schrecklicher, halb erstickter Schrei entrang sich der Kehle des Soldaten; ein Schrei, der zugleich guttural und klar war. Und in ihn mischte sich ein letztes zorniges Brüllen und zugleich die Klage. »Das ist eine Lüge! Du und deine gottverdammten Worte...«

Plötzlich waren da keine Worte mehr. Das Unglaubliche geschah im blendenden Licht der Alpensonne. Und Adrian wußte nur, daß er jetzt handeln oder sterben würde. Die Hand des Soldaten war im Grab. Jetzt fuhr sie heraus. Sie hielt ein Seil. Er taumelte in die Höhe, schwang das Seil wild. An seinem Ende hing ein Enterhaken, und seine drei Zacken schnitten durch die Luft.

Adrian sprang nach links und feuerte die riesige Waffe auf den verrückt gewordenen Killer vom Eye Corps ab.

Die Brust des Soldaten explodierte. Das Seil, das er mit stählernem Griff festhielt, schwang im Kreis - der Enterhaken kreiste wie ein vom Kurs abgeratenes Gyroskop - um den Kopf des Soldaten. Der Körper schoß nach vorn, über die Felsplatte und stürzte in die Tiefe. Sein Schrei hallte ihm nach, erfüllte die Berge mit seinem Schrecken.

Mit einem plötzlichen, häßlich klingenden Vibrieren straffte sich das Seil und zitterte in der dünnen Schneeschicht.

Aus dem Grab war das Geräusch zerspringenden Metalls zu hören. Adrian fuhr herum. Das Seil war an einem der Stahlbänder festgebunden gewesen, die die Kassette umschlossen. Das Stahlband sprang auf, man konnte die Kassette öffnen.

Aber Adrian ging nicht zum Grab. Er hinkte an den Rand des Plateaus und blickte in die Tiefe.

Unten hing der Körper des Soldaten, der Enterhaken hatte sich in seinen Hals gebohrt.

Er füllte den großen Rucksack mit den drei stählernen, luftdichten Behältern aus der Kassette. Er konnte die alte Schrift nicht lesen, die in das Metall eingätzt war. Das brauchte er auch nicht. Er wußte, was jeder Behälter enthielt. Keiner davon war groß. Einer war flach, dicker als die zwei anderen: in ihm befanden sich die Dokumente, die vor fünfzehnhundert Jahren von den Wissenschaftlern des Konstantin zusammengetragen worden waren, Studien, die sich mit etwas befaßten, was sie für theologisch inkonsequent hielten: daß man einen heiligen Mann dazu erhob, einer Substanz mit Gott zu sein. Fragen für neue Wissenschaften. Der zweite Behälter war kurz, wie ein Rohr geformt; er enthielt die aramäische Schriftrolle, die vor dreißig Jahren mächtige Männer so mit Angst erfüllt hatte, daß selbst Strategien eines globalen Krieges, gemessen an ihrem Besitz, zweitrangig erschienen. Aber der dritte Container war es, dünn, höchstens zwanzig Zentimeter breit und fünfundzwanzig hoch, der das außergewöhnlichste Dokument von allen enthielt. Ein auf Pergament geschriebenes Geständnis, das vor zweitausend

Jahren aus einem römischen Gefängnis entfernt worden war. Dieser Behälter - schwarz, zerfurcht, eine Reliquie aus dem Altertum - war das Wesen der Kassette von Saloniki.

Alle drei waren sie Verwerfungen; nur das Geständnis auf dem römischen Pergament konnte Schmerzen erzeugen, die das Vorstellungsvermögen der Menschen überstiegen. Aber darüber zu befinden, war nicht seine Sache.

Oder war es das?

Er steckte sich die Plastikflaschen mit Medizin in die Taschen, warf den Rucksack nach unten, kroch über den Rand der Felsplatte in die Tiefe und ließ sich nach unten fallen. Er schnallte sich den schweren Rucksack auf den Rücken und ging den Weg hinunter.

Der Junge war tot. Das Mädchen würde überleben. Zusammen mit ihr würde er den Weg ins Dorf schon finden, davon war Adrian überzeugt.

Sie gingen langsam - immer nur ein paar Schritte hintereinander - den Weg hinunter zu den Gleisen von Aosta. Er stützte das Mädchen, damit ihre verwundeten Beine so wenig wie möglich belastet wurden.

Einmal blickte er sich um. In der Ferne hing die Leiche des Soldaten vor der weißen Felsplatte. Man konnte sie nicht deutlich sehen - nur wenn man wußte, wo man hinsehen mußte -, aber sie war da.

War Andrew der letzte Tote, den der Zug von Saloniki forderte? Waren die Dokumente in jener Kassette so viele Leben wert? So viel Gewalt über so viele Jahre? Er wußte die Antwort nicht.

Er wußte nur, daß dem Wahnsinn im Namen des Heiligen verdientes Gewicht beigemessen wurde. Heilige Kriege waren etwas Urtümliches; das würden sie immer sein. Und er hatte seinen Bruder getötet und damit an dem heiligen Krieg teilgenommen.

Er spürte das schwere Gewicht auf seinem Rücken. Er war versucht, die stählernen Behälter herauszuholen und sie in den

tiefsten Abgrund zu schleudern, den er in den Bergen fand. Dort würden sie zerbrechen und bei der ersten Berührung mit Luft zu Staub zerfallen. Und dann würden die Bergwinde sie davonfegen, und man würde sie vergessen.

Aber das konnte er nicht tun. Dafür war der Preis zu hoch gewesen.

»Gehen wir«, sagte er zu dem Mädchen und legte vorsichtig ihren linken Arm um seinen Hals. Er lächelte, als er das verängstigte Gesicht des Kindes sah. »Wir werden es schon schaffen.«

## Teil vier

### 34

Adrian stand am Fenster und blickte auf die dunkle Weite des Central Park hinaus. Er befand sich in dem kleinen Aufenthaltsraum für das Personal des Metropolitan-Museums. Er hielt sich den Telefonhörer ans Ohr und lauschte Colonel Tarkington in Washington. Auf der anderen Seite des Zimmers saß ein Priester der Erzdiözese New York, der Monsignore namens Land. Es war kurz nach Mitternacht. Man hatte dem Offizier in Washington die Nummer des Museums genannt und ihm gesagt, daß Mr. Fontine seinen Anruf erwarte, obwohl es schon so spät sei.

Offizielle Erklärungen der Ereignisse um das Eye Corps würden zu gegebener Zeit vom Pentagon herausgegeben werden, erklärte der Offizier Adrian. Die Administration wollte den Skandal vermeiden, der ohne Zweifel entstehen würde, wenn Näheres über Anklagen wegen Korruption und Verschwörung innerhalb der bewaffneten Streitkräfte an die Öffentlichkeit gerieten. Besonders, da ein prominenter Name in den Fall verwickelt war. Das würde den Interessen der nationalen Sicherheit nicht dienlich sein.

»Phase eins«, sagte Adrian. »Tarnung.«

»Vielleicht.«

»Und damit werden Sie sich zufriedengeben?« fragte Fontine leise.

»Es ist Ihre Familie«, erwiderte der Colonel. »Ihr Bruder.«

»Und der Ihre. Ich kann damit leben. Können Sie es nicht? Kann Washington es nicht?«

Schweigen am anderen Ende der Leitung. Schließlich sprach der Offizier wieder. »Ich habe bekommen, was ich wollte. Vielleicht kann es Washington wirklich nicht. Jetzt nicht.«

»›Jetzt‹ ist soviel wie nie.«

»Halten Sie mir keine Predigt. Niemand hindert Sie daran, eine Pressekonferenz abzuhalten.«

Jetzt war Adrian eine Weile stumm. »Wenn ich das tue, kann ich dann eine offizielle Erklärung verlangen? Oder würde plötzlich eine Akte auftauchen und...«

»Diese Akte«, unterbrach der Colonel, »wird in allen psychiatrischen Einzelheiten einen verstörten jungen Mann beschreiben, der sich im ganzen Land in Hippie-Kommunen herumtrieb; der in San Francisco drei rechtskräftig verurteilten Deserteuren aus der Army Unterschlupf gewährte und sie unterstützte. Machen Sie sich nichts vor, Fontine. Die Akte liegt auf meinem Schreibtisch.«

»Das hatte ich angenommen. Ich lerne. Sie sind gründlich, nicht wahr? Welcher Bruder ist eigentlich der Verrückte?«

»Es geht viel weiter. Familieneinfluß, der dazu benutzt wurde, um dem Militärdienst zu entgehen, Zugehörigkeit zu radikalen Organisationen - heutzutage setzen die Dynamit ein: Ihr seltsames Verhalten neulich in Washington unter Einschluß einer Beziehung zu einem Negeranwalt, der unter höchst seltsamen Umständen getötet wurde, ein Anwalt, der krimineller Handlungen verdächtig ist. Und noch eine ganze Menge mehr. Und das sind nur Sie.«

»Was?«

»Man zerrt alte Wahrheiten - mit den entsprechenden Beweisen - ans Licht. Ein Vater, der sich mit seinen Aktivitäten auf der ganzen Welt ein Vermögen erwarb, wobei er mit Regierungen zusammenarbeitete, von denen viele glauben, daß sie unseren Interessen feindlich sind. Ein Mann, der eng mit den Kommunisten zusammenarbeitete, dessen erste Frau vor Jahren unter höchst eigenartigen Begleitumständen in Monte Carlo ums Leben kam. Wirklich beunruhigende Zusammenhänge. Das könnte zu Fragen führen. Können die Fontines damit leben?«

»Sie machen mich krank.«

»Ich mache mich selbst krank.«

»Warum tun Sie das dann?«

»Weil es notwendig war, eine Entscheidung zu treffen, die weit über Sie und mich und das hinausgeht, was uns persönlich anwidert!« Der Colonel hob verärgert die Stimme, hielt dann aber wieder an sich. »Ich persönlich kann eine ganze Menge von diesen aufgeblasenen Bonzen dort oben auch nicht leiden. Ich weiß nur - oder glaube zu wissen -, daß jetzt vielleicht nicht die Zeit ist, über das Eye Corps zu sprechen.«

»Also geht es weiter. Sie klingen gar nicht mehr wie der Mann, mit dem ich in einem Hotelzimmer sprach.«

»Mag sein. Ich kann nur um Ihrer rechtschaffenen Empörung willen hoffen, daß Sie nie in eine solche Lage kommen.«

Adrian sah den Priester an. Land starrte die schwach beleuchtete weiße Wand an, starrte ins Leere. Und doch stand es in seinen Augen geschrieben; es steht immer in den Augen geschrieben: eine Verzweiflung, die ihn verzehrte. Der Monsignore war ein starker Mann, aber in diesem Augenblick hatte er Angst.

»Ich hoffe, das werde ich nie sein«, sagte er zu dem Colonel.

»Fontine?«

»Ja?«

»Irgendwann müssen wir einmal zusammen einen Drink nehmen.«

»Sicher. Das tun wir.« Adrian legte auf.

Lag es jetzt bei ihm? fragte sich Adrian. Alles? Gab es je den richtigen Zeitpunkt, um die Wahrheit zu sagen?

Eine Antwort würde er bald kennen. Er hatte die Dokumente aus der Kasette mit Hilfe des Colonels aus Italien herausgeschafft. So viel war ihm der Colonel schuldig, und der Colonel stellte keine Fragen. Der Preis für den Colonel war eine Leiche, die in den Bergen von Champoluc vor einer Felsplatte hing. Bruder um Bruder. Schuld beglichen.

Barbara Pierson hatte gewußt, was mit den Dokumenten zu tun war. Sie nahm mit einem Freund Verbindung auf, der im Metropolitan Kurator für Reliquien und Artefakte war. Ein

Wissenschaftler, der sein Leben dem Studium der Vergangenheit verschrieben hatte. Er hatte zu viel aus der Antike gesehen, um vorschnell ein Urteil abzugeben.

Barbara war aus Boston nach New York geflogen; sie befand sich jetzt mit dem Wissenschaftler im Labor. Seit halb sechs waren sie dort. Sieben Stunden. Mit den Dokumenten von Konstantin.

Aber es gab jetzt nur ein Dokument, das wichtig war. Es war das Pergament, das vor zweitausend Jahren aus einem römischen Gefängnis gekommen war. Dieses Pergament war alles. Alles! Das begriff der Wissenschaftler.

Adrian verließ seinen Platz am Fenster und ging zu dem Priester hinüber. Vor zwei Wochen, als sein Vater dem Tode nahe war, hatte Victor eine Liste aufgestellt, auf der die Männer standen, denen die Kasette von Konstantin ausgehändigt werden sollte. Lands Name stand auf jener Liste. Als Adrian mit ihm Verbindung aufgenommen hatte, hatte Land ihm Dinge gesagt, die er Victor Fontine gegenüber nie erwähnt hatte.

»Erzählen Sie mir von Anaxas«, sagte Adrian und setzte sich dem Priester gegenüber.

Der Monsignore wandte den Blick von der Wand ab, er erschrak. Das war nicht der Name, dachte Fontine, sondern weil man ihn aus seinen Gedanken gerissen hatte. Seine großen, durchdringenden grauen Augen unter den dunklen Brauen wirkten einen Augenblick lang glasig. Er blinzelte, als erinnerte er sich plötzlich, wo er sich befand.

»Theodore Dakakos? Was kann ich Ihnen sagen? Zum erstenmal sind wir einander in Istanbul begegnet. Ich war damals auf der Spur von falschem Beweismaterial, ich wußte, daß es falsch war. Die sogenannte Zerstörung der Filioque-Dokumente bei einem Brand. Er brachte heraus, daß ich dort war, und flog von Athen hinüber, um den Priester aus den Archiven des Vatikans kennenzulernen. Wir unterhielten uns; wir waren beide neugierig. Ich, weshalb ein so prominenter Mann der Geschäftswelt sich so für obskure theologische Artefakte interessierte. Er, weshalb ein römischer

Wissenschaftler einer These nachging - die Erlaubnis hatte, vielleicht ihr nachzugehen -, die doch nur schwerlich im Interesse des Vatikans liegen konnte. Er war sehr gut informiert. Wir beide manövrierten uns durch die Nacht, und am Ende waren wir beide erschöpft. Ich glaube, die Erschöpfung war es, die dann dazu führte. Und die Tatsache, daß wir einander zu kennen glaubten, vielleicht einander sogar mochten.«

»Wozu führte?«

»Daß der Zug aus Saloniki erwähnt wurde. Seltsam, ich erinnere mich nicht daran, wer von uns es zuerst sagte.«

»Er wußte davon?«

»Ebensosehr oder sogar noch mehr als ich. Der Lokomotivführer war sein Vater, der einzige Passagier, der Xenope-Priester, der Bruder seines Vaters. Keiner der beiden Männer kehrte je zurück. Auf seiner Suche fand er einen Teil der Antwort. Die Polizeiakten in Mailand enthielten eine alte Eintragung vom Dezember 1939. Zwei tote Männer auf einem griechischen Zug im Verladebahnhof. Mord und Selbstmord. Keine Identifizierung. Anaxas mußte die Gründe erfahren.«

»Was führte ihn nach Mailand?«

»Mehr als zwanzig Jahre, in denen er Fragen stellte. Gründe dafür hatte er genug. Er sah zu, wie seine Mutter den Verstand verlor. Das kam, weil die Kirche ihr keine Antwort geben wollte.«

»Ihre Kirche?«

»Ein Arm der Kirche, wenn Sie so wollen. Der Xenope-Orden.«

»Dann wußte sie von dem Zug.«

»Sie hätte es nie wissen dürfen. Man glaubte, sie wüßte es nicht. Aber Männer pflegen ihren Frauen Dinge zu erzählen, die sie keinem anderen sagen. Ehe der ältere Anaxas an jenem Morgen im Dezember 1939 das Haus verließ, sagte er seiner Frau, er würde nicht nach Korinth fahren, wie alle glaubten. Statt dessen würde er ein Gott wohlgefälliges Werk tun, weil er

sich seinem Bruder Petride anschlosse. Sie würden eine Reise antreten, die sie weit in die Ferne führen sollte. Das alles sei Gottes Werk.«

Der Priester befiengerte das goldene Kreuz, das an einer Schnur um seinen Hals hing. Es war keine sanfte Berührung, eher eine voll Zorn.

»Von der er nie zurückkam«, sagte Adrian leise. »Und es gab keinen Bruder in der Kirche, an den sie hätte herantreten können, weil er tot war.«

»Ja. Ich glaube, wir können uns beide vorstellen, wie die Frau - eine gute Frau, einfach, liebevoll, mit sechs Kindern zurückgelassen - auf so etwas reagierte.«

»Den Verstand würde sie verlieren.«

Land ließ das Kreuz fallen, und sein Blick wanderte wieder zur Wand. »Als Akt der Barmherzigkeit nahmen die Priester von Xenope die geistesgestörte Frau auf. Eine weitere Entscheidung wurde getroffen. Sie starb binnen eines Monats.« Fontine beugte sich langsam nach vorn. »Sie haben sie getötet.« Lands Blick kehrte zu ihm zurück. Etwas Bittendes stand in seinen Augen. »Sie wogen die Konsequenzen ihres Lebens ab. Nicht gegen die Filioque-Papiere, sondern in bezug auf ein Pergament, von dem keiner von uns in Rom je wußte, daß es existierte. Ich hatte bis zu diesem Abend nie davon gehört. Das macht so viele Dinge soviel klarer.«

Adrian erhob sich aus dem Stuhl und ging ans Fenster zurück. Er war noch nicht soweit, daß er das Pergament hätte diskutieren können. Die heiligen Männer hatten nicht länger das Recht, Nachforschungen zu führen. Der Anwalt in Adrian mißbilligte das, was die Priester getan hatten. Gesetze waren für alle da.

Drunten im Central Park führte ein Mann zwei riesige Labradorhunde über einen schwach beleuchteten Weg. Die Tiere zerrten an ihren Koppeln. Er zerrte selbst an einer eigenen Koppel, aber das durfte Land nicht wissen. Er wandte sich vom Fenster ab. »Dakakos hat sich alles zusammengereimt, nicht wahr?«

»Ja«, erwiderte Land und akzeptierte damit Adrians Weigerung, sich führen zu lassen. »Das war sein Vermächtnis. Er gelobte, alles in Erfahrung zu bringen. Wir kamen überein, Informationen auszutauschen, aber ich war offener als er. Der Name Fontini-Cristi kam an die Oberfläche, aber das Pergament wurde nie erwähnt. Den Rest kennen Sie, nehme ich an.«

Die Worte des Priesters verblüfften Adrian. »Nehmen Sie gar nichts an. Sagen Sie es mir.«

Land zuckte zusammen. Er hatte den Angriff nicht erwartet. »Es tut mir leid. Ich dachte, Sie wüßten es. Dakakos übernahm die Verantwortung für Campo di Fiori. Jahrelang hat er die Steuern bezahlt - die beträchtlich waren -, Käufer, Bauträger abgewehrt, dafür gesorgt, daß alles gepflegt wurde...«

»Was ist mit Xenope?«

»Der Xenope-Orden ist so gut wie ausgestorben. Ein kleines Kloster nördlich von Saloniki. Ein paar alte Priester ohne Geld. Für Dakakos blieb nur noch eine Bindung: ein sterbender Mönch in Campo di Fiori. Er durfte es nicht aus der Hand geben. Er holte aus dem alten Mann alles heraus, was er wußte. Am Ende hatte er recht. Gaetamo wurde aus dem Gefängnis freigelassen. Der ausgestoßene Priester Aldobrini kam aus Afrika zurück, an Tropenfieber leidend, und schließlich kehrte Ihr Vater nach Campo di Fiori zurück. An den Schauplatz der Vernichtung seiner Familie. Die schreckliche Suche begann aufs neue.«

Adrian überlegte. »Dakakos hielt meinen Bruder auf. Er gab sich außergewöhnliche Mühe, ihn in eine Falle zu locken, das Eye Corps auffliegen zu lassen.«

»Um ihn um jeden Preis von der Kassette fernzuhalten. Der alte Mönch mußte Dakakos gesagt haben, daß Victor Fontine über das Pergament informiert sei. Er begriff, daß Ihr Vater die Behörden übergehen und seine Söhne dazu einsetzen würde, die Kassette zu suchen. Das mußte er. Wenn man alle Konsequenzen abwog, gab es keinen anderen Weg. Dakakos studierte Sie beide. Tatsächlich hat er Sie einige Jahre

beobachten lassen. Was er an dem einen Sohn fand, erschreckte ihn. Er durfte nicht zulassen, daß Ihr Bruder weiterging. Er mußte vernichtet werden. Sie andererseits waren jemand, mit dem er glaubte, zusammenarbeiten zu können, falls es dazu kommen sollte.«

Der Priester hatte innegehalten. Er atmete tief, und wieder krampften sich seine Finger um das goldene Kreuz auf seiner Brust. Was er jetzt empfand, bereitete ihm offenbar Schmerzen.

Adrian begriff das; er hatte in den Bergen von Champoluc dasselbe gefühlt.

»Was hätte Dakakos denn getan, wenn er die Kassette gefunden hätte?«

Lands durchdringende Augen musterten Adrian. »Ich weiß nicht. Er war ein Mann mit großem Mitgefühl für andere. Er wußte, welche Qualen es bereiten konnte, schmerzliche Antworten auf sehr schmerzliche Fragen zu suchen. Vielleicht hätte seine Sympathie sein Urteil gelenkt. Andererseits war er ein Mann der Wahrheit. Ich glaube, er hätte die Konsequenzen abgewogen. Darüber hinaus kann ich Ihnen nicht helfen.«

»Das ist ein Satz, den Sie oft gebrauchen, nicht wahr? ›Die Konsequenzen abwägen.‹«

»Ich bitte um Entschuldigung, falls Sie das beleidigt.«

»Das tut es.«

»Dann verzeihen Sie mir, aber ich muß Sie noch mehr beleidigen. Ich habe Sie um Erlaubnis gebeten, hierherzukommen. Aber ich habe es mir anders überlegt. Ich werde gehen.« Der Priester stand auf. »Ich kann nicht bleiben. Ich werde versuchen, es ganz einfach auszudrücken...«

»Ganz einfach ausgedrückt«, unterbrach ihn Adrian hart, »es interessiert mich nicht.«

»Sie sind mir gegenüber im Vorteil«, erwiderte Land schnell. »Sie müssen wissen, ich interessiere mich für Sie, das, was Sie wahrnehmen.« Der Priester war nicht aufzuhalten; er trat einen Schritt vor. »Glauben Sie, daß man Zweifel auslöschen kann, nur weil man ein Gelübde ablegt? Glauben Sie, siebentausend

Jahre menschlicher Kommunikation wären für uns irgendwie ausgelöscht? Für jeden von uns, gleichgültig, welches Kleid wir tragen? Wie viele Götter und Propheten und heilige Männer sind denn im Laufe der Jahrhunderte beschworen worden? Macht denn die Zahl die Hingabe, die man ihnen gegenüber empfindet, geringer? Ich glaube nicht. Schließlich akzeptiert jeder das, was er akzeptieren kann, und erhebt das, was er glaubt, über alle anderen. Meine Zweifel sagen mir, daß Tausende von Jahren von heute vielleicht Wissenschaftler die Überreste von dem studieren, was wir waren, und den Schluß daraus ziehen, daß unser Glaube - unsere Hingabe - ganz besonders eigenartig war, und dann werden sie das ins Reich der Fabel verweisen, was wir für das Heiligste halten. So wie wir die Überreste anderer ins Reich der Fabel und der Mythen verwiesen haben. Intellektuell kann ich mir das vorstellen, müssen Sie wissen. Aber jetzt, hier, in meiner Zeit - für mich - liegt die Verpflichtung vor. Es ist besser, sie zu haben, als sie nicht zu haben. Ich glaube. Ich bin überzeugt.«

Adrian erinnerte sich an die Worte. »Die göttliche Offenbarung kann von sterblichen Menschen nicht umgangen werden?«

»Das genügt. Das kann ich akzeptieren«, sagte Land einfach. »Am Ende gelten die Lektionen von Aquin. Sie sind nicht exklusiver Besitz eines einzelnen, darf ich vielleicht hinzufügen. Wenn die Logik erschöpft ist, ganz am Ende, tritt Glaube an den Platz der Logik. Diesen Glauben besitze ich. Aber als sterblicher Mensch bin ich schwach. Ich besitze nicht das Stehvermögen, mich selbst weiteren Prüfungen zu unterziehen. Ich muß in eine Pflicht zurücktreten, wissend, daß ich mit ihr besser bin als ohne sie.« Der Priester streckte ihm die Hand hin. »Leben Sie wohl, Adrian.«

Fontine sah die ausgestreckte Hand und ergriff sie. »Verstehen Sie bitte, daß es genau die Arroganz Ihrer ›Pflicht‹ ist, Ihres Glaubens, die mich so stört. Ich kann es nicht anders ausdrücken.«

»Ich verstehe; ich nehme Ihren Einwand zur Kenntnis. Jene Arroganz ist die erste der Sünden, die zum spirituellen Tod

führt. Und die, die man am häufigsten übersieht: der Stolz. Vielleicht ist das eines Tages unser Tod. Dann, mein junger Freund, wird nichts mehr sein.«

Land drehte sich um und ging zur Tür des kleinen Raums. Er öffnete sie mit der rechten Hand, während seine linke immer noch das goldene Kreuz umfaßt hielt. Die Geste war unverkennbar. Es war ein Akt des Schutzes. Er sah Adrian noch einmal an, ging dann aus dem Zimmer und schloß die Tür hinter sich.

Fontine zündete sich eine Zigarette an und drückte sie jedoch sofort wieder aus. Er hatte einen sauren Geschmack im Mund von zu vielen Zigaretten und zu wenig Schlaf. Er ging an eine Kaffeemaschine und goß sich eine Tasse ein.

Vor einer Stunde hatte Land sich die Finger verbrannt, als er die Heizplatte berührt hatte. Adrian kam es in den Sinn, daß der Monsignore die Art von Mensch war, die viele Dinge im Leben prüften. Und doch konnte er die letzte Prüfung nicht akzeptieren. Er ging einfach weg; darin war eine besondere Art von Ehrlichkeit.

Viel mehr Ehrlichkeit, als er seiner Mutter gegenüber gezeigt hatte, überlegte Adrian. Er hatte Jane nicht belogen; es wäre nutzlos gewesen, sie hätte die Lüge als das erkannt, was sie war. Aber er hatte ihr auch nicht die Wahrheit gesagt. Er hatte etwas viel Grausameres getan: er war ihr aus dem Weg gegangen. Er war noch nicht bereit, ihr gegenüberzutreten.

Er hörte Schritte im Korridor, stellte die Kaffeetasse ab und ging in die Mitte des Raums. Die Tür öffnete sich, und Barbara trat ein, der Wissenschaftler hielt ihr die Tür. Er trug immer noch seinen Laborkittel, und seine Hornbrille vergrößerte sein Gesicht etwas. Barbaras braune Augen, die immer lächelten und voll Wärme blickten, wirkten jetzt scharf und professionell.

»Doktor Shire ist fertig«, sagte sie. »Können wir Kaffee haben?«

»Sicher.« Adrian ging zum Tisch zurück und füllte zwei Tassen. Der Wissenschaftler setzte sich in den Stuhl, den Land vor wenigen Minuten freigemacht hatte.

»Schwarz, bitte«, sagte Shire und legte ein Blatt Papier auf seinen Schoß. »Ist Ihr Freund gegangen?«

»Ja, er ist gegangen.«

»Wußte er es?« fragte der alte Mann und nahm die Tasse entgegen.

»Er wußte es, weil ich es ihm gesagt habe. Er hat seine Entscheidung getroffen. Er ist gegangen.«

»Das kann ich verstehen«, sagte Shire, und seine Augen blinzelten hinter der Brille. »Setzen Sie sich bitte, beide.«

Barbara nahm den Kaffee, setzte sich aber nicht. Sie und der Wissenschaftler tauschten Blicke; dann trat sie ans Fenster, während Adrian sich Shire gegenüber setzte.

»Ist es authentisch?« fragte Fontine. »Ich kann mir denken, daß das die erste Frage ist.«

»Authentisch? Was die Zeit und das Material und die Schrift und die Sprache angeht... Ja, ich denke, all die Prüfungen wird es überleben. Chemische und prismatische Analysen dauern lange, aber ich habe Hunderte von Dokumenten aus der Zeit gesehen; in diesen Punkten ist es authentisch. Jetzt zur Authentizität des Inhalts. Es ist von einem Mann geschrieben worden, der den Tod vor Augen hatte und deshalb halb von Sinnen war. Einem sehr grausamen und schmerzhaften Tod sah er entgegen. Das ist ein Urteil, das andere werden fällen müssen, wenn man es überhaupt fällen muß.«

Shire sah Adrian an, während er die Kaffeetasse auf den Tisch stellte und nach dem Papier griff. Fontine blieb stumm. Der Wissenschaftler fuhr fort: »Nach den Worten auf jenem Pergament hat der Gefangene, der am folgenden Nachmittag in der Arena sein Leben verlieren sollte, des Namens Petrus entsagt, den ihm der Revolutionär namens Jesus verliehen hatte. Er sagte, er sei seiner nicht würdig. Er wollte, daß sein Tod unter dem Namen Simon von Bethsaida aufgezeichnet werden solle, dem Namen seiner Geburt. Er war von Schuld verzehrt, behauptete, er hätte seinen Retter verraten... Denn der Mann, der auf dem Kalvarienberg gekreuzigt wurde, war nicht Jesus von Nazareth.«

Der alte Wissenschaftler hielt inne. Seine Worte standen im Raum, als hätte er sich mitten im Satz unterbrochen.

Adrian war aufgesprungen. Er blickte zu Barbara hinüber, die am Fenster stand. Sie erwiderte seinen Blick, ohne etwas zu sagen. Er wandte sich wieder Shire zu. »So spezifisch ist das?«

»Ja. Der Mann litt große Qual. Er schreibt, daß drei von Christus' Jüngern auf eigene Faust handelten, gegen die Wünsche des Zimmermanns. Mit Hilfe der Wachen von Pilatus, die sie bestachen, holten sie den bewußtlosen Jesus aus dem Kerker und hinterließen dort an seiner Stelle einen verurteilten Verbrecher, der die gleiche Größe hatte und ihm ähnelte, und steckten ihn in die Kleider des Zimmermanns. Unter der hysterischen Menge am nächsten Tag reichten das Leichentuch und das Blut von der Dornenkrone, um die Züge des Mannes darunter und am Kreuz unkenntlich zu machen. Es war nicht der Wille des Mannes, den sie Messias nannten.«

»Nichts ist verändert«, unterbrach Adrian mit leiser Stimme, indem er sich an die Worte erinnerte. »Und doch ist alles verändert.«

»Man hat ihn gegen seinen Willen entfernt. Es war seine Absicht zu sterben, nicht zu leben. In dem Punkt ist das Pergament ganz eindeutig.«

»Aber er ist nicht gestorben. Er lebte.«

»Ja.«

»Man hat ihn nicht gekreuzigt.«

»Nein. Wenn man die Worte des Mannes akzeptiert, der das Dokument schrieb - unter den Umständen, unter denen er es schrieb, am Rande des Wahnsinns. Ich würde es nicht allein wegen seines Alters akzeptieren.«

»Jetzt fällen Sie ein Urteil.«

»Eine Einschätzung der Wahrscheinlichkeit«, verbesserte Dr. Shire. »Der Verfasser des Pergaments verfiel dann in wilde Gebete und Klagen. Seine Gedanken waren in dem einen Augenblick klar, im nächsten unklar. Wahnsinniger oder selbstgeißelnder Asket? Scharlatan oder Büsser? Welches von

beiden? Unglücklicherweise verleiht ihm die Tatsache, daß es ein zweitausend Jahre altes Dokument ist, eine Glaubwürdigkeit, die ihm unter weniger auffallenden Begleitumständen versagt gewesen wäre. Vergessen Sie nicht, es war die Zeit der Christenverfolgungen Neros, eine Periode gesellschaftlichen, politischen und theologischen Wahnsinns. Menschen überlebten häufiger, aber nicht nur infolge schierer Findigkeit. Wer war es wirklich?«

»Das steht in dem Dokument. Simon von Bethsaida.«

»Dafür haben wir nur das Wort des Verfassers. Es gibt keine Aufzeichnungen darüber, daß Simon Petrus mit den frühen christlichen Märtyrern den Tod gefunden hat. Das wäre doch sicher Teil der Legende, und doch wird in den biblischen Studien nichts davon erwähnt. Wenn es so war und man es übersehen hat, dann wäre das eine schreckliche Lücke, nicht wahr?«

Der Wissenschaftler nahm die Brille ab und säuberte die Gläser mit seinem Laborkittel.

»Was wollen Sie damit sagen?« fragte Adrian. Der alte Mann setzte sich die Brille wieder auf und vergrößerte damit seine nachdenklichen, traurigen Augen. »Angenommen, ein Bürger Roms, der zu einem schrecklichen Tode verurteilt ist, erfindet eine Geschichte, die das verhaßte Symbol einer gefährlichen Religion von Emporkömmlingen angreift, und angenommen, er tut das in glaubwürdiger Weise. Ein solcher Mann könnte die Gunst der Prätores, der Konsuln, ja des Cäsar selbst finden. Viele haben das versucht, das wissen Sie. In der einen oder anderen Form. Es gibt die Überreste Dutzender solcher ›Geständnisse‹. Und jetzt wird uns eines dieser Geständnisse komplett überliefert. Gibt es denn einen Anlaß, es eher als die anderen zu akzeptieren? Nur weil es komplett ist? Geschicklichkeit und die Kunst des Überlebens sind in der Geschichte weit verbreitet.« Adrian beobachtete den Wissenschaftler scharf, während er sprach. In seinen Worten klang eine gewisse Angst mit. »Was glauben Sie denn, Doktor?«

»Was ich glaube, ist nicht wichtig«, sagte Shire und wich Adrians Blick aus.

Schweigen herrschte in dem kleinen Raum, ein tief bewegendes Schweigen. »Sie glauben es doch, oder?« Shire zögerte. »Es ist ein außergewöhnliches Dokument.«

»Steht in ihm auch, was aus dem Zimmermann wurde?«

»Ja«, antwortete Shire und starrte Adrian an. »Er hat sich drei Tage später das Leben genommen.«

»Sich selbst das Leben genommen? Das widerspricht allem...«

»Ja, das tut es«, unterbrach ihn der Wissenschaftler leise. »Die Konsequenz liegt in dem Zeitfaktor: drei Tage. Konsequenz und Inkonsistenz, wo liegt da das Gleichgewicht? In dem Geständnis steht, er hätte denen, die ihn retteten, Vorwürfe gemacht, jedoch am Ende seinen Gott aufgefordert, ihnen zu vergeben.«

»Das ist konsequent.«

»Hätten Sie anderes erwartet? Geschicklichkeit und die Kunst des Überlebens, Mr. Fontaine.«

Nichts ist verändert, und doch ist alles verändert.

»In welchem Zustand befindet sich das Pergament?«

»Es ist erstaunlich gut erhalten. Aufgrund der Lösung eines tierischen Öls, denke ich, in ein Vakuum gedrückt und mit schwerem Steinglas bedeckt.«

»Und die anderen Dokumente?«

»Die habe ich nicht untersucht, nur festgestellt, daß sie sich von dem Pergament unterscheiden. Die Papiere, von denen ich annehme, daß sie die Filioque-Übereinkünfte aus der Sicht der Gegner darstellen, sind nicht intakt. Die aramäische Schriftrolle besteht natürlich aus Metall, und es wird einige Zeit und Sorgfalt erfordern, um sie zu entziffern.«

Adrian setzte sich.

»Ist das die wörtliche Übersetzung des Geständnisses?« fragte er und wies auf das Blatt Papier, das der Wissenschaftler in der Hand hielt.

»Hinreichend. Ohne Feinheiten. Ich würde es nicht als wissenschaftliche Arbeit vorlegen.«

»Darf ich es haben?«

»Sie dürfen alles haben.« Shire beugte sich vor. Adrian nahm das Papier entgegen. »Das Pergament, die Dokumente - sie gehören Ihnen.«

»Sie gehören mir nicht.«

»Das weiß ich.«

»Warum dann? Ich hätte geglaubt, Sie würden darum bitten, daß ich sie Ihnen lasse. Um sie zu untersuchen. Um die Welt damit aufzuschrecken.«

Der Wissenschaftler nahm die dicken Gläser ab, und seine Augen wirkten erschöpft, seine Stimme war leise. »Sie haben mir eine sehr seltsame Entdeckung gebracht und eine recht erschreckende. Ich bin zu alt, um damit fertig zu werden.«

»Ich verstehe nicht.«

»Dann bitte ich Sie zu überlegen. Jemand ist der Tod versagt worden, nicht das Leben. Aber in jenem Tod lag das Symbol. Wenn Sie jenen Tod in Zweifel ziehen, riskieren Sie es, alles in Zweifel zu ziehen, das jenes Symbol inzwischen bedeutet. Ich bin nicht sicher, daß das gerechtfertigt wäre.«

Adrian schwieg eine Weile. »Der Preis der Wahrheit ist zu hoch. Ist es das, was Sie sagen?«

»Wenn es wahr ist. Aber, noch einmal, im Alter liegt etwas schrecklich Absolutes. Man akzeptiert die Dinge, weil sie existieren. Homer schafft eine Erzählung, und Jahrhunderte später suchen die Menschen Routen über das Meer, suchen Höhlen, die von einäugigen Riesen bewohnt sind. Froisart zeichnet eine Geschichte auf, die es nie gab, und wird als wahrer Historiker gepriesen. Ich bitte Sie, die Folgen abzuwägen.«

Adrian stand auf und ging ziellos zur Wand. Dieselbe Stelle der Wand, die Land angestarrt hatte: glatt, eben, schwach beleuchtete weiße Tünche. Nichts.

»Können Sie alles eine Weile hierbehalten?«

»Man kann es in einer Laborkassette aufbewahren. Ich kann Ihnen eine Empfangsbestätigung schicken.«

Fontine drehte sich um. »Eine Kassette?«

»Ja. Eine Kassette.«

»Es hätte in einer anderen Kassette bleiben können.«

»Vielleicht wäre das das Beste gewesen. Auf wie lange, Mr. Fontine?«

»Wie lange?«

»Wie lang wird es hierbleiben?«

»Eine Woche, einen Monat, ein Jahrhundert. Ich weiß es nicht.«

Er stand am Fenster seines Hotels und blickte auf die Skyline von Manhattan hinunter. New York gab vor zu schlafen, aber die Myriaden Lichter drunten auf den Straßen strafen es Lügen.

Sie hatten ein paar Stunden geredet, wie viele wußte er nicht. Er hatte geredet; Barbara hatte zugehört, hatte ihn sanft gezwungen, alles auszusprechen.

Es gab so viel zu tun, so viel, was zu erledigen war, ehe er wieder zu sich zurückfand.

Plötzlich - irgendwie erschreckte ihn das Geräusch – klingelte das Telefon. Er fuhr herum, war sich der Panik zu bewußt, die er empfand, wußte, daß sie in seinen Augen geschrieben stand.

Barbara erhob sich aus ihrem Stuhl und ging ruhig zu ihm hinüber. Sie berührte sein Gesicht mit den Händen. Die Panik legte sich.

»Ich will mit niemandem sprechen. Nicht jetzt.«

»Dann tu es nicht. Sag, sie sollen morgen anrufen.«

Es war so einfach. Die Wahrheit.

Das Telefon klingelte erneut. Er ging zum Nachttisch und nahm den Hörer ab, war sich seiner Absicht sicher, vertraute auf seine Kraft.

»Adrian? Wir haben Sie in ganz New York gesucht! Ein Colonel im Amt des Inspector General, Tarkington heißt er, hat uns Ihr Hotel genannt.«

Der Anrufer war einer der Anwälte aus dem Justizministerium, den Nevins ihnen empfohlen hatte.

»Was ist denn?«

»Es ist passiert. Alles, für das wir gearbeitet haben, läuft jetzt wie von selbst. Diese Stadt geht in Stücke. Das Weiße Haus ist in Panik. Wir sind mit dem Rechtsausschuß des Senats in Verbindung. Wir brauchen einen Anklagevertreter. Anders läßt sich das nicht erledigen.«

»Haben Sie konkrete Beweise?«

»Mehr als das. Zeugen, Geständnisse. Die Diebe suchen Deckung. Wir sind wieder im Geschäft, Fontine. Machen Sie mit? Jetzt können wir handeln!«

Adrian überlegte nur kurz, ehe er antwortete. »Ja, ich mache mit.«

Es war wichtig zu handeln. Gewisse Kämpfe dauerten an. Andere mußten zum Abschluß gebracht werden. Die Weisheit lag darin, das eine vom anderen zu unterscheiden.